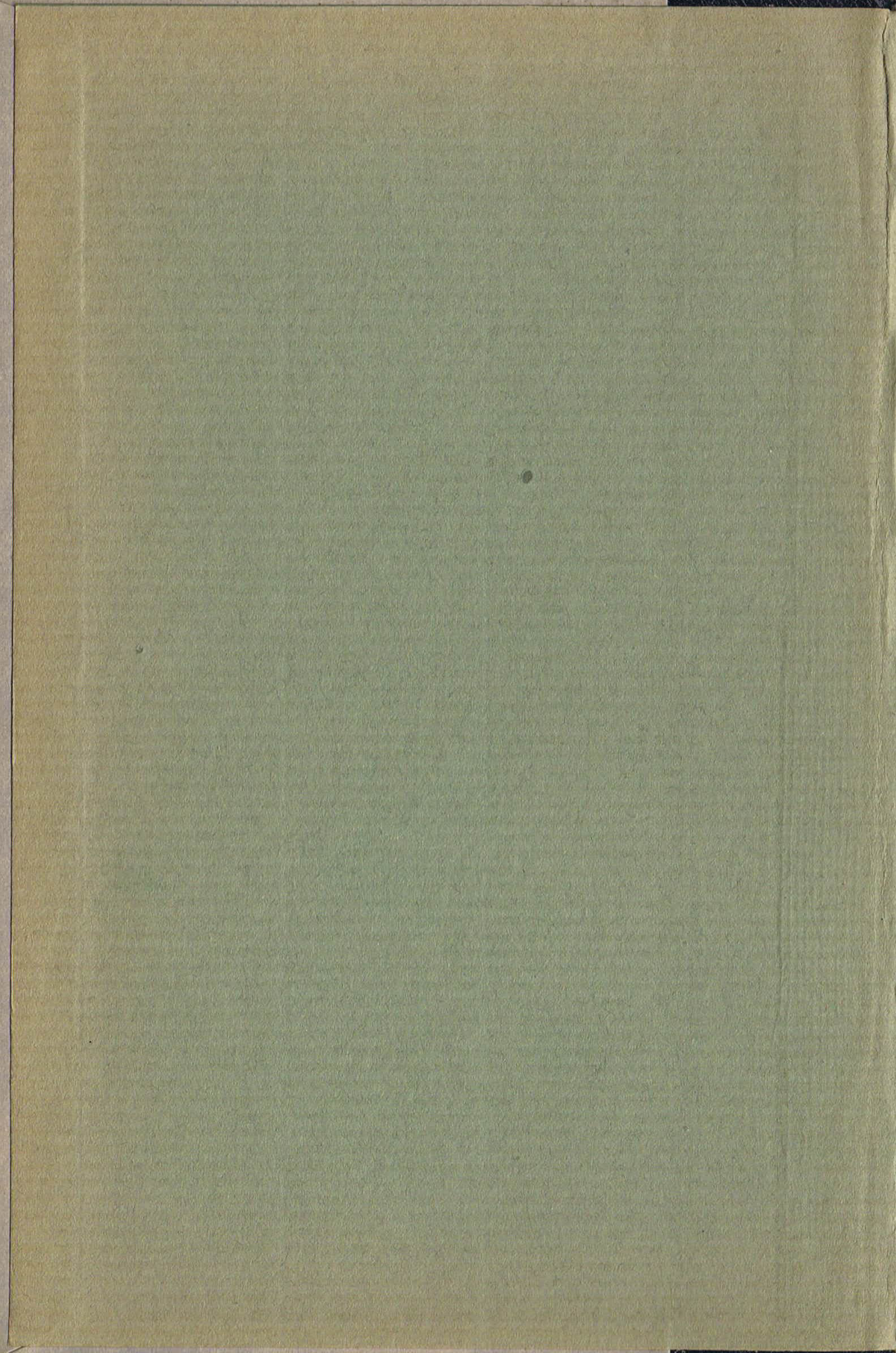
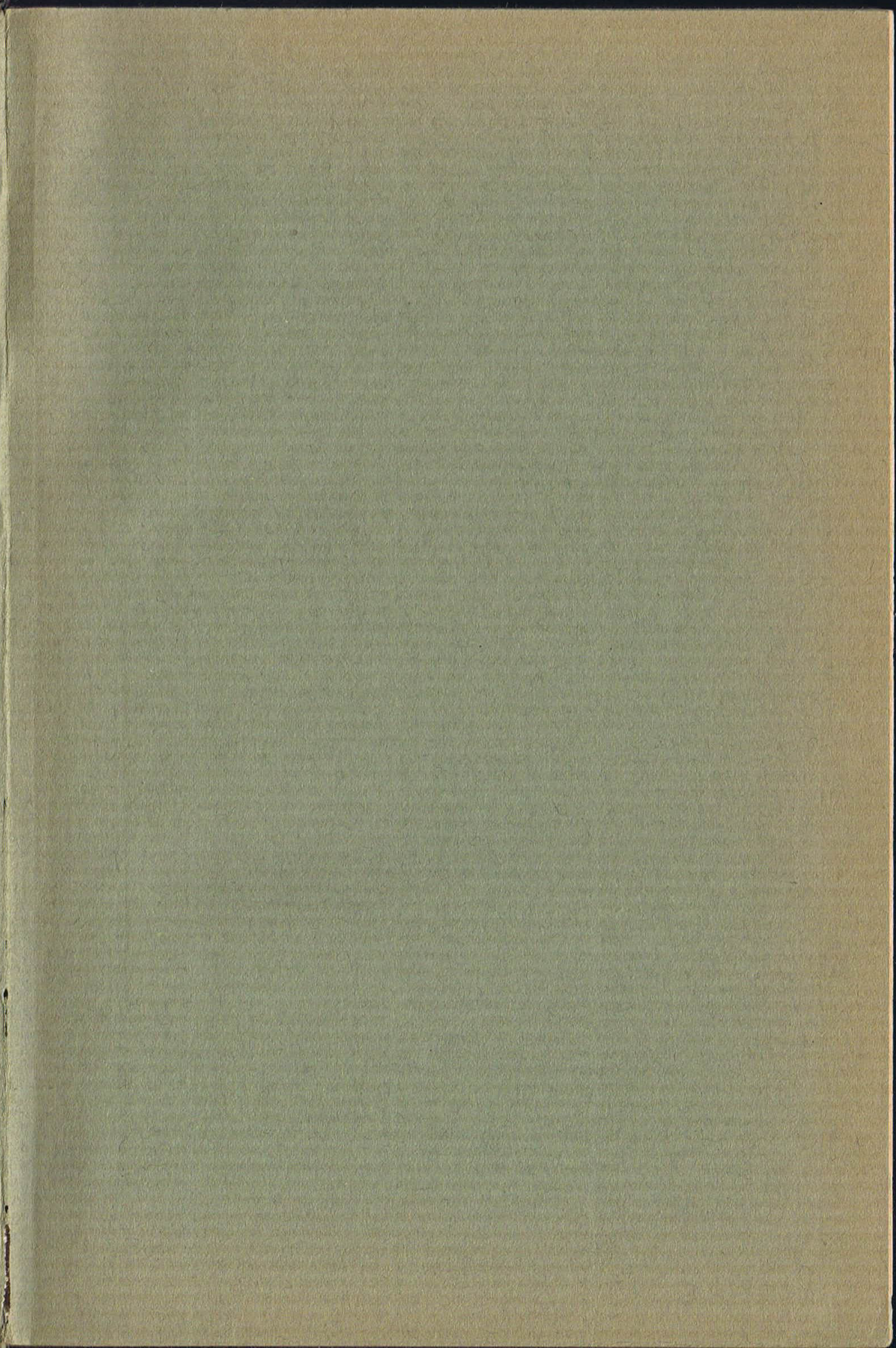
Liman
Der Kronprinz

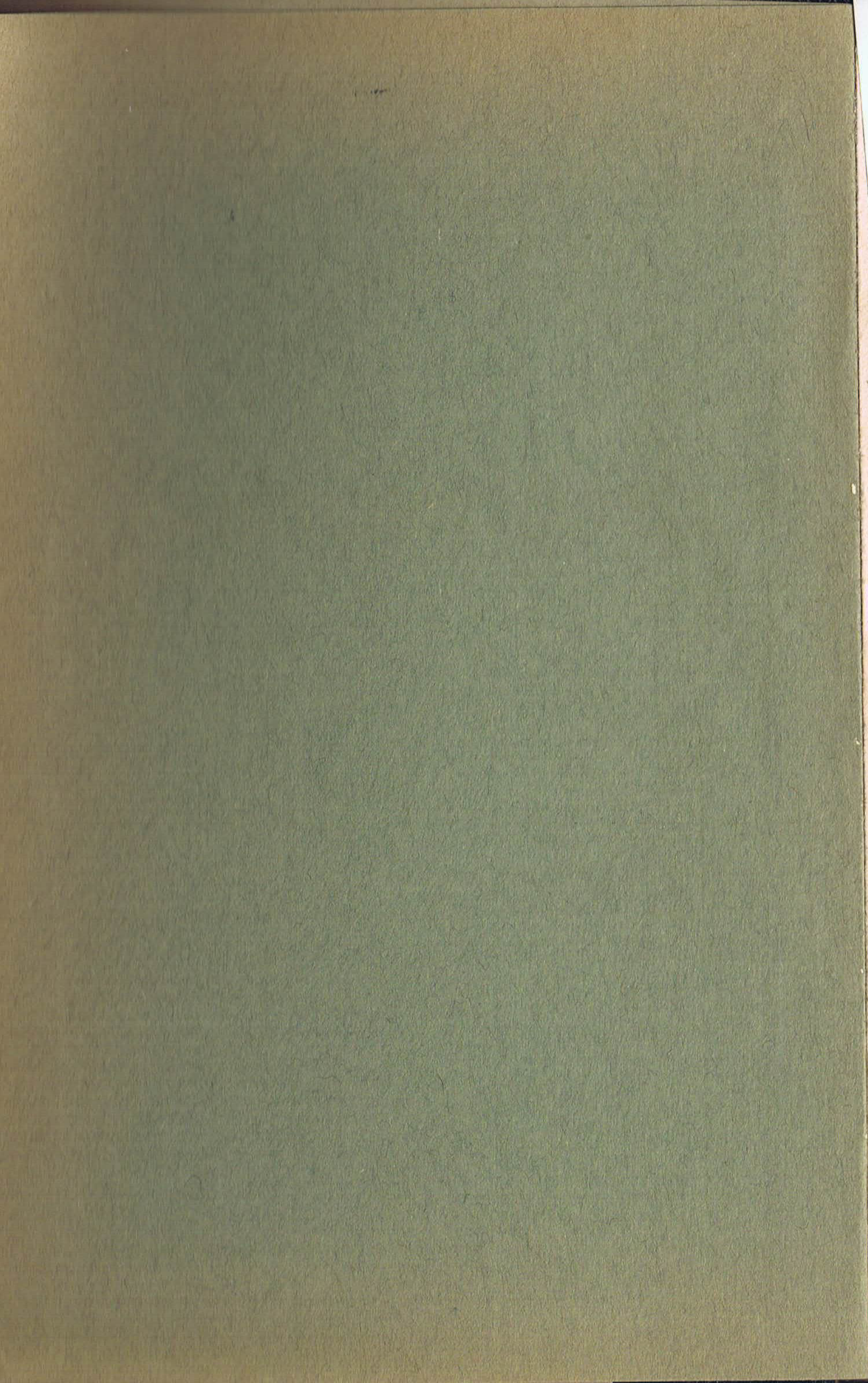












Der Kronprinz.

Der Kronprinz.

Gedanken über Deutschlands Zukunft.

Von

Dr. Paul Liman.

1.—22. Tausend.

Minden in Westfalen.
Verlag von Wilhelm Köhler.

Inhalts-Verzeichnis.



Vorwort.

Im Frühling 1914.

Dieses Buch soll nicht ein Lebensbild des fürstlichen Mannes sein, der einst, wenn das Geschick sich vollendet, nach menschlichem Ermessen die Kaiserkrone der Hohenzollern sich auf das Haupt setzen wird. Noch hat er entscheidende Taten nicht in das Buch der Geschichte eintragen dürfen, nur als Zuschauer ist er an bevorzugter Stelle den Ereignissen gefolgt. Aber schon jetzt hat der Parteikampf sich des jungen Namens bemächtigt, und indem man ihn angreift, glaubt man zugleich für den Kampf gegen die Monarchie und den monarchischen Gedanken eine Waffe zu gewinnen.

Und doch ist dieses Buch nicht zur Verteidigung geschrieben, denn noch steht das Kaisertum so stark und fest gegründet im deutschen Boden, daß es der Helfer nicht braucht. Wohl aber tut es not, rechtzeitig im deutschen Volke die Besinnung zu wecken, damit nicht das ätzende Gift der demagogischen Phrase ihm die Freude an dem Kaiser der Zukunft, an diesem jugendlichen Fürsten zerstöre, der doch sein schweres Werk nur dann zum Segen führen kann, wenn das Vertrauen der gesamten Nation ihn geleitet.

Was hier in diesem Buche geschrieben ist, das findet seinen Quell nicht in byzantinischem Bedürfnis. Es ist

nur ein ernster Versuch, den Umriß einer Gestalt zu zeichnen, die sicherlich sich noch weiter entwickeln, die erst zur vollen Reife emporwachsen wird. Nur die Grundzüge können dargestellt werden; den letzten Inhalt wird erst das Leben und die Zukunft schaffen. So ist dieses Buch kein Panegyrikus, kein schwellendes Loblied, keine Darstellung in jener kümmerlichen Weise, in der man heute noch nach schlechter Tradition jeden fürstlichen Sprößling als einen besonderen Liebling der Götter, begabt mit allen Köstlichkeiten, auf Goldgrund malt. Es ist allein von dem Bemühen diktiert, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, und es soll zugleich im nationalen Sinne die Probleme behandeln, die heute bereits sich mit dem Namen des jungen Fürsten verknüpfen und die in Zukunft seiner Arbeit harren, jene Probleme, die seit Jahren die deutsche Menschheit im tiefsten Seelengrunde erschüttern und auch dann noch, wenn die Schleier der Zukunft sinken, unsere Söhne bewegen werden. Ob der Prinz in den Tagen, da der Kampf um Marokko ging, im Reichstag erschien, ob man seinen Namen mit der Geschichte der Welfen verband, ob die häßliche Episode von Zabern ihre Schatten auch auf den Thronerben warf, immer wurden hier über den kleinlichen Streit des Tages hinaus Grundfragen des deutschen Lebens berührt: Soll das Volk Kaiser Wilhelms des Ersten müßig auf dem Geschaffenen ruhen? Oder soll es draußen in der weiten Welt sich einen neuen Platz für seine Kraft und seine Arbeit suchen? Soll wieder, wie einst, in deutschen Landen das Privatfürstenrecht sich stärker erweisen, als das Notrecht der Gesamtheit? Soll ohne Widerstand die radikale Demokratie die festeste Säule zerstören, die den Staat und das Königtum trägt? Sollen

die zersetzenden Tendenzen der Gegenwart auch das Vertrauen in die Armee vernichten? Es will aber scheinen, als ob hier wie dort der jugendliche Erbe der Kaiserkrone den Beweis erbracht hat, daß er das Herz an der rechten Stelle trägt, daß er die Mahnung, die er einst in Königsberg aussprach, den nationalen Gedanken hochzuhalten, die gesunde völkische Eigenart zu wahren, auch für sich selbst zum Leitstern der Zukunft erwählte.

Dieses Buch bringt keine Enthüllungen, es bringt noch weniger Pikanterien. Und festgestellt sei auch, damit die Kritik in ihrem Ziel sich nicht irre, daß es weder im Auftrag, noch überhaupt mit Wissen des jugendlichen Fürsten geschrieben ist, dessen Name dem Buche den Titel gibt. Man braucht nach anderem Motiv nicht zu suchen: Bestimmend allein ist die Sorge, daß die schon seit Jahren von den Gegnern der monarchischen Staatsform gewählte Methode, in dem künftigen Kaiser der Nation einen von übler Umgebung mißleiteten, unselbständigen, gedankenleeren Worthelden zu zeichnen, dessen Sinnen und Trachten in Spiel und Sport aufgeht, der kindisch, ohne jeden inneren Zwang, gegen den kaiserlichen Vater auftritt und durch stete Bekundung kriegerischer Gedanken die Zukunft gefährdet, daß diese Methode doch zuletzt so manche Werte zerstört, die zu sichern unsere Pflicht ist.

Der heute noch Prinz ist, kann morgen der Kaiser sein, der Repräsentant der deutschen Macht und Ehre, der Steuermann der stolzen Fregatte durch die Brandung der Zeit. Und wenn es so wäre? Wenn wirklich das Schicksal, das auch das Gebet eines treuen Volkes nicht siegreich meistert, allzu früh, wie einst den Vater, so auch den Sohn auf das Feld entscheidender Taten, auf die höchste Höhe

des Daseins führt? Dann werden die Pfeile, getaucht in das Gift der wildesten Demagogie, von allen Seiten zischen, um mit dem Kaiser auch das Kaisertum in das Herz zu treffen.

Dieses Buch soll zur Abwehr helfen. Es soll bei dem sichtbar anschwellenden demokratischen Zuge der Zeit unser Volk zur Besinnung führen. Und es soll nicht zerstören, sondern erbauen: Es soll das Vertrauen in die Zukunft wecken und beleben und jenen öden Pessimismus zerstören, den demagogische Beflissenheit geschäftig verbreitet. Und darum soll dieses Buch den Kaiser der Zukunft darstellen wie er ist: Als einen tüchtigen und gewissenhaften, arbeitsamen und begeisterten Menschen, der, frei von aller Selbstvergötterung, schlichten Wesens und klaren Auges, allein die Sicherung unseres nationalen Besitzes und die Ehre des deutschen Namens sich zum Leitstern künftiger Taten wählt.

Dr. Paul Liman.

Gegensätze von einst.



Das Amt des Thronerben scheint leicht. Noch drücken ihn keine Sorgen der Verantwortung, noch darf er Mensch sein und „das Possenspiel des Ranges" aus dem Freundesbunde weisen:

„Noch ist ein großer Tag zurück —
Don Philipp stirbt. Karl erbt das größte Reich
Der Christenheit. Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geschlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott ist heut, wer gestern Mensch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr, die Pflichten
Der Ewigkeit verstummen ihm —"

Noch darf Prinz Heinz im trunkenen Kreise der Falstaff, Poins und Pistol fröhlich lärmen, noch wiegen die Worte, die seinem Munde entfliehen, gering in der Wage des Völkerschicksals, und wenn dennoch die Menschheit sie hastig einfängt, so nur, um in ihnen schon Symptome des eigentlichen Wesens des künftigen Herrschers, Wahrzeichen künftiger Entwicklung zu entdecken. Und um so eifriger lauscht man, als noch immer das Mißvergnügen der Gegenwart sich an die Zukunft klammert, so lange selbst der größte Herrscher die Kunst nicht erfand, jedem einzelnen und seinen Wünschen zu genügen. Ein letztes Stück der Verantwortung ruht deshalb auch über der lustigen Jungmannszeit des Prinzen Heinz: auf der Bühne mag man der raschen Entfaltung des jugendlichen Tollkopfs zum ernsten, pflichtbewußten Regenten glauben, im Leben aber häuft der Argwohn nur Steine, um sie dereinst dem jungen Herrscher in den Weg zu rollen.

Solange Dynastien bestehen, hat man Väter und Söhne aneinander gemessen, ist man bereit gewesen, weil

die Hoffnung das Erdreich befruchtet, das Horoskop für den Erben allzu günstig zu stellen. Selbst als der Lebensabend Friedrichs des Großen heraufzog, war schon die Sehnsucht nach dem Manne wach, der doch später in der Reihe der Hohenzollern als die dunkelste Gestalt fortleben sollte; unendliche Hoffnungen hatten sich mit dem vierten Friedrich Wilhelm verknüpft, der doch schon nach acht Jahren zusehen mußte, wie die Revolution durch alle Gassen raste. Hier wie dort waren Zeichen sichtbar geworden, daß der Erbe im Gegensatz zu dem regierenden Könige stand, daß er auf neuem Wege neue Ziele suchen, an die Stelle der Erstarrung junges, vollsaftiges Leben setzen wolle. Die Jugend ist auch hier der Feind des Alters gewesen; die Begierde nach dem Neuen schwindet niemals aus der Stimmung des Volkes.

Auch in dem Sohne Wilhelms des Zweiten glaubt man einen Zug zu spüren, der auf einen inneren Gegensatz gegen den Vater deutet. Solche Gegnerschaft ist an sich psychologisch verständlich, schon deshalb, weil im Hause der Hohenzollern der Erbe stets nur vom Parkett aus den Akten des Schauspiels auf der Bühne folgen darf, weil er die Fäden nicht kennt und sie oft noch weniger sieht, als wer aus gemessener Ferne dem verwirrenden Spiele folgt. Ihm mag oft die Episode bereits als Schlußakt, als Ziel der Handlung erscheinen, wie man einst den Großen Kurfürsten einen Verräter der deutschen Sache schalt, wenn er mit König Ludwig paktierte. Aber auch Fragen des Temperaments, der Erziehung, der mütterlichen Abstammung, der geistigen Entwicklung werden stets Gegensätze schaffen, jugendliche Ungeduld wird sich gegen die Reife des Alters stellen, und wiederum die Sehnsucht, den

eigenen Ideen Blut und Wirklichkeit zu schaffen, die Ungeduld beflügeln. Wünsche, die man sich selbst kaum gesteht, Sehnsucht der schwellenden Frühlingszeit, unbestimmtes Tatverlangen, noch nicht beengt durch schicksalsschwere Verantwortlichkeit, zuweilen auch, wie in dem Drama, das Otto von Bismarck in seinem Gedächtnisbuche als „Danziger Episode" vor uns aufgerollt hat, die drückende Sorge, daß Fehler der Älteren das eigene Erbe zerstören werden, zuletzt aber der in der Ferne schon gedämpft erklingende Willkommengruß für den Neuen, der alle Gebresten heilen und alle Wünsche erfüllen soll, der die Hohen erniedern und die vergeblich Harrenden an das Licht führen wird — da sind die Motive der endlos wiederkehrenden Erscheinung des Gegensatzes zwischen Vätern und Söhnen gegeben.

Nirgends vielleicht prägt sich allerdings schon der Gegensatz des Wesens zwischen Vätern und Söhnen so scharf aus, wie in dem Hause der Hohenzollern. Die finstere Einseitigkeit, die trotzige Entschlossenheit Joachims des Ersten, dieses kalten, nur auf sich selbst gestellten Mannes, der von der Höhe seines Majestätsbewußtseins herab voll Menschenverachtung auf das Gehudel unter sich blickte, wurde abgelöst durch die leichtlebige Prunksucht des Sohnes, der das Opfer jedes Aberglaubens, jedes Höflings und jedes Kammerdieners wurde, und ihm wiederum folgte Johann Georg, der Ökonom, der nüchterne Haushalter, der Typus des phantasielosen Philisters. Welcher Gegensatz alsdann zwischen Georg Wilhelm und dem Sieger von Fehrbellin! Klingt nicht der Wahlspruch des Vaters: „Dem tapferen Herzen ist nichts unmöglich", wie ein diabolischer Spott auf das verkümmerte, elende, durch alle

Niedrigkeiten geschleppte Dasein dieses Mannes, während er hoch über der Pforte, durch die Friedrich Wilhelm in die Hallen unsterblichen Ruhmes zog, als Inschrift durch alle Jahrhunderte leuchtet? Dem Vernichter Brandenburgs folgte der Schöpfer Preußens, dem schwächlichen Nervenmenschen ohne Glück und Phantasie der Mann der stählernen Nerven, der das Glück als Weggenossen auf sein schäumendes Roß zwang und dessen Phantasie sogar von einem brandenburgischen Weltreich träumte. Und wieder schien es, als ob die Schöpferkraft des Geschlechtes gelähmt sei: die Gestalt des Jämmerlings Friedrich, die vergebens im Königsmantel ihre Gebresten verdeckt, erscheint auf dem märkischen Boden, diese Parodie auf den Sonnenkönig, die gespreizte Eitelkeit, die den Großen, den sie neben sich findet, Eberhard Danckelmann, nicht zu dulden vermag und ihm das Schicksal Bismarcks bereitet. Und wieder folgt der anspruchsvollen Impotenz der Mann der Kraft und des rücksichtslosen Willens, der Gewaltsamkeit und des praktischen Verstandes. „Ich schaffe ihn, daß er den besten Männern wert erscheine," sagt Odin in der nordischen Sage, als er das Schicksal eines Helden bestimmt. „Dem Volke soll er verhaßt sein," fügt Thor ingrimmig hinzu. Dem ersten preußischen Könige waren die Begriffe von Pflicht und Arbeit fremd gewesen, sein Sohn aber kannte keine anderen Sterne. Oder vielmehr der Sohn Sophie Charlottens.

Denn diese seltsame Fruchtfolge von Charakteren findet ihre letzte Erklärung doch nur in der Differenzierung der Mütter. In ihnen ist zugleich die Bürgschaft gegeben gegen die Gefahren einseitiger Erstarrung, in die so leicht, wie Habsburg und schon das Geschlecht Karls des Großen

oder das Haus des Oraniers erwies, der gesicherte Erbgang ein Haus versetzt. Nicht die Väter allein sind die Schöpfer der Zukunft. Welch tiefes Geheimnis zwischen des Weibes weiblichem Sinn und des Sohnes männlicher Art! Welch tiefes Geheimnis in der wundervollen Wiedererstehung, die Sophie Charlottens feine Geistigkeit in dem Enkel Friedrich erlebte! Wie in ihm kein Hauch von dem Wesen des Vaters erkennbar wird, es sei denn der klare Blick für die Praxis der Verwaltung, so verbinden sich in ihm die Elemente aus Sophie Charlottens reichem Wesen mit der Kraft und Klugheit des Ahnherrn, der die Schweden aus dem Lande verjagte und der Staatskunst Ludwigs und Richelieus Trotz bot. Und wie dann wiederum in Friedrich Augusts Sohn, in dem Neffen des großen Königs, den doch das Volk als den Erlöser von Friedrichs Regiment begrüßte, sich die atavistischen Wesenszeichen all jener Schwächlinge vereinten, die den Höhenweg ihres Geschlechtes verließen und das Volk durch finstere Täler führten! Dem schamlosen Scheingatten der Wilhelmine Enke stellt sich Luisens Gatte, dem lasterhaften Verschwender in dem Sohne der sorgsame Hausvater zur Seite, in dem freilich der letzte Funke des Genies erloschen ist und die Tatkraft eines ganzen Geschlechtes sich nur noch in die Zähigkeit der Beschränktheit verwandelt. Und doch wird wieder der größte Phantast der Sohn und Erbe dieses nüchternen Wirklichkeitsmenschen, der Poet mit seinen zerfließenden Träumen der Thronfolger des zagen Rechners werden.

Aber diese Gegensätze haben doch im Hause der Hohenzollern niemals zu Erbstreit und Bürgerkrieg, zu Bluttaten und zu Greueln geführt. Niemals sind im Kampfe

der roten und der weißen Rose die Saaten zerstampft, die Mauern der Städte gebrochen worden. Niemals hat Bruderhaß um das Erbe gekämpft, nie ist der Mord durch die Gänge des Schlosses geschlichen. Hier hat in allen Stürmen der Jahrhunderte das Gesetz der Reinlichkeit geherrscht, und wie der Sohn dem Vater gehorchte, so ist der Bruder der treue Gefolgsmann des begünstigten Bruders gewesen.

Und nur zweimal traten Väter und Söhne in offenem Streite einander gegenüber: damals, als die feine ästhetische Natur des Schloßherrn von Rheinsberg in harte Fehde mit dem rauhen Soldatentum und der engen Ordnungsliebe Friedrich Wilhelms geriet, als er, der im Dienste der Musen schwärmte, jene harte Realität noch nicht begriff, die doch allein dem kleinen schwachen Staate Mark und Rückgrat schaffen sollte. Hans Herrmann von Katte ist das einzige Opfer gewesen, das jemals auf dem Kampfplatz zwischen den Söhnen des Hohenzollernhauses fiel. Erst spät hat der Sohn den Vater verstanden: ein schrecklicher Mann, vor dem man habe zittern müssen, aber durch und durch brav, ja im wahren Sinne des Wortes ein philosophischer König. Er habe nur eine zu hohe Vorstellung von der Fähigkeit der Menschen gehabt, und von seiner Umgebung und seinen Untertanen die gleiche Strenge gefordert, deren er sich gegen sich selbst bewußt gewesen sei. Wer es nicht wisse, könne sich gar keine Vorstellung davon machen, welchen Geist der Ordnung er in die verschiedenen Teile der Regierung gebracht, wie er bis in das einzelste nach möglichster Vollkommenheit gestrebt habe. Der unermüdlichen Arbeitsamkeit, bewundernswürdigen Ökonomie und strengen Soldatenzucht des

Vaters verdanke er alles, was er sei. Und in der Tat ist für Friedrich, weil er dem Beispiel des Vaters folgte, der Gedanke der Pflicht der Führer durch ein reiches Leben geworden, hat er gelernt, aus diesem Gedanken der Pflicht heraus in dem Besitz der Macht nur das Mittel der Wohlfahrt, der Ordnung, der Bildung zufriedener Völker zu erkennen.

Und auch Friedrich Wilhelm, der als Kaiser Friedrich der Dritte gleich keinem seiner Ahnen den Kelch des Leidens leeren sollte, trat offen in Gegnerschaft gegen den Vater, dessen letztes und geheimstes Wesen er nicht erkannte, der doch alsbald der Schöpfer eines neuen Preußen, eines neuen Deutschland werden sollte und in dem er doch nur den Zerstörer seines Erbes erblickte.

Hier, in der „Danziger Episode", weht bereits die Luft des modernen Lebens, hier erwachsen die Konflikte nicht mehr in der Enge fürstlicher Schlösser, sondern sie treten hinaus auf den weiten, heißumstrittenen Boden des Verfassungslebens. Und hier tritt zuerst in der Geschichte der Hohenzollern, während der Vater selbst in harter Abwehr gegen neuerwachte Ansprüche stand, ein Sohn des Geschlechtes offen und frei vor alles Volk und sucht im Widerstreit zu den Entschließungen der Krone bestimmend auf die politische Fortentwicklung zu wirken. Sonst war doch, auch in den schicksalsschweren Tagen, als Friedrich Wilhelm der Vierte zum Kummer aller aufrechten Männer und zum tiefen Herzeleid des späteren Prinzen von Preußen schmählich sich vor dem Sturme der Revolution gebeugt hat, der Widerspruch nur in den Schranken des monarchischen Systems zur Geltung gelangt, und nur unbestimmte Gerüchte hatten die Kunde hiervon in die Weite

getragen. Der Sohn aber Wilhelms des Ersten warf sich unbekümmert in den Strom der Publizität, er hüllte sich in den Mantel des Frondeurs und wurde der Führer der politischen Opposition im eigentlichsten Sinne und zugleich der Abgott jenes Liberalismus, gegen den der Vater in verzweifeltem Ringen stand und dessen Vertrauensmänner ihn umgaben. Seltsam genug, daß damals im Kreise jener fortschrittlichen Männer, die sich als die Zionswächter der Verfassung fühlten, die alsbald dem Könige jedes Recht zu persönlichen Kundgebungen verneinten, lauter Jubel erklang, wenn der Kronprinz sprach, und daß sie, deren Epigonen fünfzig Jahre später nicht hochmütig und nicht verletzend genug jede Stimmungsäußerung des Enkels zurückweisen konnten, jedes Wort und jeden Satz und jede Gebärde des Kronprinzen der Konfliktzeit begierig auffingen, um sie in Wahlmanifesten für den Kampf gegen den Vater zu benutzen.

Da ist eben die Leidenschaft stärker als die Doktrin, die Hoffnung auf einen parteipolitischen Vorteil mächtiger gewesen, als ein ganzes Kompendium von Grundsätzen. Denn diese Doktrin lehrt doch ausdrücklich, daß der Erbe der Krone nur das Recht zum Schweigen habe, daß er die ihm gezogenen Grenzen und Recht und Pflicht verletze, wenn er eine persönliche Auffassung öffentlich kundtut. Als der Jüngling, der einst der vierte Kaiser im neuen deutschen Reiche werden soll, in Königsberg sprach, als man vernahm, daß er in einer Denkschrift an den Kanzler gegen die Auslieferung Braunschweigs an die Welfen Bedenken erhob, als gar Geschichtenträger und Gebärdenspäher erzählten, daß er bei den Vertretern landwirtschaftlicher Kreise hier und da durch Kopfneigen oder Lächeln seinen

Anteil zu erkennen gab, und damals vor allem, als er in wichtiger Stunde auf der Tribüne des Reichstags erschien und von der patriotischen Erregung der nationalen Kreise zu leisen Zeichen des Beifalls fortgerissen wurde, da war die Doktrin lebendig geworden, und zischend fuhren die Pfeile gegen den Vertreter lebendigen Lebens. Aber sie schwieg, als Friedrich Wilhelm im liberalen Sinne hervortrat und die ersten Keime des neuerwachenden glorreichen Völkerfrühlings zu zertreten drohte.

Will man das eigentliche Ethos jenes Liberalismus verstehen, der sich so zornig erhob, als der älteste Sohn Kaiser Wilhelms des Zweiten der Welt verriet, daß er keine Marionette sei, sondern daß auch in ihm das Herz lebensvoll schlage, so muß man sich noch einmal in jene Zeit vor fünfzig Jahren und in das Bild jener Kämpfe versetzen, in denen Friedrich Wilhelm, Augustas Sohn, unerwartet von dem Parkett her die Bühne bestieg. Meminisse juvat — die Erinnerung erneuert die Lehre von der Unmoralität des parteipolitischen Treibens, das unbekümmert die Waffe ergreift, die zu führen sie dem Gegner eben noch verbot.

Der preußische Konflikt stand auf der Höhe. Immer wieder senkten sich harte Zweifel in das Herz des Königs, ob er in diesem Kampfe, der das Volk zerrüttete, den rechten Weg wählte, ob er nicht unrecht habe, nicht durch den Verzicht auf den Thron die Heilung herbeiführen müsse. Otto von Bismarck hatte zu den schärfsten Mitteln gegriffen, in den Preßordonnanzen hatte er einen tötlichen Schlag gegen die Freiheit des Wortes geführt, und selbst Heinrich von Treitschke erhob sich in wildem Zorne gegen eine Politik, die alle stolzesten deutschen Hoffnungen zer-

stören müßte, und grimmig sprach er von dem Schlafwandler Bismarck, dem die gesunden Leute schwindelnd nachschauen auf seiner halsbrechenden Bahn. Und mit leidenschaftlichem Pathos ruft der große Geschichtsschreiber aus: „Sollen wir verschweigen, jetzt verschweigen, daß die ganze Zukunft des Hauses Hohenzollern in Frage steht? Daß eine unheimliche, finstere Verbitterung, die Verzweiflung an dem Bestande jedes Rechtes, sich täglich wachsend der Gemüter der Nation bemächtigt? Daß wir einer Revolution entgegengehen, die nicht mehr bloß durch ein Verlassen des betretenen Weges, sondern allein durch eine strenge ernste Sühne abzuwenden ist?" Wir haben heute nicht mehr zu rechten, ob nach dem Wortlaut der konstitutionellen Gesetze Otto von Bismarck damals schuldig war. Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Not. Und zuletzt entscheidet im Leben der Geschichte doch nur der Erfolg, entscheidet auch nicht in jeder einzelnen Phase die Sittlichkeit der Mittel, sondern nur die Sittlichkeit des Zieles. Wo sind die Staaten, die ohne Rechtsbruch entstanden? Wo sind die Helden, die ohne Schuld durch das Leben gingen? Und wie gedankenleer ist im Anblick des Gewordenen die Frage, ob das Ziel nicht auf anderem Wege auch erreicht werden konnte! Das Notwendige begründet sich durch sich selbst, und eben der Erfolg schafft dem gewählten Mittel die sittliche Rechtfertigung. Es sind Zeiten gekommen, nur wenige Jahre später, da hat Bismarck rücksichtslos dem höheren Prinzip des nationalen Notrechts das Fürstenrecht geopfert, da ist der Monarchist mit revolutionärer Energie über die Ansprüche der Legitimität hinweggeschritten. Hier, in den Julitagen des Jahres 1863, sah er mit dem Königrecht zugleich die nationale Zukunft in Not,

und weil sie, nicht aber die Formel der Verfassung, ihm als Heiligtum galt, deshalb zerbrach er die Formel.

König Wilhelm aber war nicht der Mann des ehernen Herzens, in dem die tausend Flüche, die damals erklangen, spurlos verhallten. Er war in Not, er rang ehrlich und treu mit tausend Zweifeln, verlassen von alten Freunden, wie fünfzehn Jahre zuvor bedroht von der Volkswut. Und da, in der schwersten Stunde seines königlichen Daseins, erhebt sich öffentlich der Sohn. Liberale sind damals seine Ratgeber gewesen, Duncker vor allem, Brunnemann und v. Winter. Den stärksten Einfluß auf ihn besaßen zugleich die liberalen Publizisten, vor allem Gustav Freytag, der in den Briefen an Treitschke von „der Politik dieser Subjekte" sprach und kurzsichtig genug von Bismarck erklärte, daß er „nichts tun darf, was der Adjutantur widersteht".

In Danzig, auf einer militärischen Inspektionsreise, hielt Friedrich Wilhelm eine Rede, in der er sich von den Ordonnanzen lossagte: Er habe keinen Anteil an den Ratschlägen gehabt, er sei abwesend gewesen. Aber er müsse das Zerwürfnis zwischen Regierung und Volk bitter beklagen. Zwar griff der König ein, und Friedrich Wilhelm bat um Verzeihung, aber er wies zugleich auf die Gefährdung seines Erbes und des Erbes seiner Kinder hin und stellte die Entbindung von allen seinen Ämtern anheim. So schroff war des Kronprinzen Haltung und so bitter das Empfinden des Königs, daß er zu Schritten bereit war, die an Friedrich Wilhelm den Ersten und Küstrin erinnerten. Fürst Bismarck selbst erzählt uns in seinem Gedenkbuch, wie er die väterliche Entrüstung nur durch die Staatsraison besänftigen konnte, daß in dem Kampfe

zwischen Königtum und Parlament ein Zwiespalt innerhalb des Königlichen Hauses abgestumpft, ignoriert und totgeschwiegen werden müsse, daß auch in dem Konflikte zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater die Sympathie der Zeitgenossen und der Nachwelt dem Sohne gehörte, daß es nicht ratsam sei, den Kronprinzen zum Märtyrer zu machen.

Auch die Nachsicht des Königs hat den Sohn nicht entwaffnet. Erst nach vielen Jahren wurde das Schreiben bekannt, das er an Bismarck gerichtet hat und das mit beispielloser Schärfe die Politik des regierenden Königs und seiner Minister verdammte, das ihr Verachtung der Gesetze und der Verfassung und die Herausforderung eines leicht zu führenden, intelligenten und tüchtigen Volkes vorwarf: „Sie werden," so hieß es, „so lange an der Verfassung deuteln, bis sie ihren Wert in den Augen des Volkes verliert. Sie werden dadurch einerseits anarchistische Bestrebungen, die über die Verfassung hinausgehen, wachrufen. Sie werden andererseits, mögen Sie wollen oder nicht, von einer gewagten Interpretation zu anderen, bis zu dem Anraten des nackten, unverschleierten Verfassungsbruches getrieben werden. Diejenigen, welche Seine Majestät den König, meinen allergnädigsten Herrn Vater, auf solche Wege führen, betrachte ich als die allergefährlichsten Ratgeber für Krone und Vaterland." Zu gleicher Zeit erklärte der Kronprinz: „Ich werde mir für die Äußerung meiner Meinung keinen Zwang auflegen, und das Ministerium darf darauf rechnen, daß es lediglich von ihm und seinen weiteren Schritten abhängen wird, ob ich trotz meines innersten Widerstrebens mich werde gezwungen sehen, ein ferneres öffentliches Auf-

treten nicht zu scheuen, wenn es von der Pflicht geboten erscheint."

Auch im Königlichen Hause stand der Kronprinz nicht allein. Neben ihn traten seine liberale Gemahlin und die Königin Augusta und mit ihr zugleich jene ganze Richtung, die in dem Herzog Ernst von Coburg den Propheten einer neuen glorreichen Zeit verehrte, während der alte wackere Roon, der den Preußen das Schwert für Deutschlands Siege schuf, in hellem Zorne die „Coburger Manscherei" anklagte: „Die ganze Coburgische Mantscherei", so schrieb Roon an Bismarck, „ist durch die Frau Nichte des Schützenherzogs, der von ihr adoriert wird, angezettelt, um Sie zu stürzen; daher auch gewisse süße Mienen, die uns seit einiger Zeit auffielen. Die gesegnete Dame hat den eitlen Ohm zu Briefen nach Berlin und Wien veranlaßt."

Es ist nicht bei der einzelnen Manifestation geblieben. Wenige Monate später erhob die Kronprinzliche Fronde noch einmal ihr Haupt, und noch einmal vernahm der König, daß der Sohn der entschiedenste Gegner seiner Maßnahmen und entschlossen sei, selbst durch die passive Teilnahme an den Sitzungen des Kabinetts sich gegen den Schein zu wahren, als ob er irgendeine Verantwortung für die Beschlüsse trage. Wir wissen es besonders aus dem Buche des sächsischen Diplomaten Vitzthum, welche Hindernisse bei der Durchführung seiner Pläne Otto von Bismarck am Hofe des Kronprinzen und vor allem in dem Einfluß der Kronprinzessin fand. Wir wissen aus diesen Erinnerungen auch, daß in jenen Jahren ein förmlicher Bund der Frauen an den europäischen Höfen bestand, um durch gemeinsame Anstrengungen König Wilhelm zur Entlassung des Ministerpräsidenten zu bestimmen. So

schrieb eine Hofdame an den Grafen Vitzthum, die Kronprinzessin sei tief von der Gefahr durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik für die Zukunft ihrer Kinder haben könne; sie klage, daß bei „the infatuation of the poor king“ ihr eigener und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse. Die Kronprinzessin fand nicht nur in London eifrige Unterstützung, sondern auch bei der Witwe Friedrich Wilhelm des Vierten, der Königin Elisabeth. Bismarck selbst rief einmal, wie Graf Seherr-Thoß erzählt: „Beim Könige wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat verdächtigt. Dieser Kampf kostete mir meine Nerven, meine Lebenskraft. Aber besiegt habe ich alle, alle!“ „So rief er,“ fügt der genannte Gewährsmann hinzu, „mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, und nannte drei weibliche Namen, die ihm besonders viel Ärger bereitet zu haben schienen.“

Hat nun der preußische Ministerpräsident, Otto von Bismarck, über den einzelnen Fall hinaus Stellung zu der Frage der Beteiligung eines Thronfolgers an politischen Akten genommen? Persönliches Empfinden und praktisches Bedürfnis haben ihn zunächst veranlaßt, seinem königlichen Herrn zur Milde zu raten, seinen Groll zu besänftigen, jeden Entschluß ab irato zu vermeiden und „säuberlich mit dem Knaben Absalom zu verfahren“. Während selbst ein Mann von der vermittelnden Haltung des Ministers von der Heydt ihm riet, die Vertrauten des Kronprinzen durch königliche Order ihrer Stellung sofort zu entheben und ihm selbst jede offizielle Äußerung über Politik gleichfalls durch eine Order zu untersagen, ging der große Staatsmann gleichmütig auch über die schweren Angriffe weg, die der

Kronprinz von Stettin aus gegen ihn persönlich richtete. Und auch die Schärfe, mit der Albrecht von Roon das Vorgehen des Thronfolgers verdammte, blieb seinen Äußerungen fern, auch dann, als eine Fülle von Zeitungsartikeln und Briefen veröffentlicht und die Tatsache des Konflikts in überaus subjektiver Weise den Zeitgenossen mitgeteilt wurde.

Hier ist nicht das Bedürfnis entscheidend gewesen, sich für die Regierungszeit des künftigen Königs zu reservieren. Ehrlich und klar hat in jener berühmten Unterredung, die Bismarck mit dem Auftritt zwischen Don Carlos und Alba verglich, der Minister es ausgesprochen, daß ihm auch der persönlichste Konflikt nur unter dem beherrschenden Gesichtspunkt des vaterländischen Nutzens stehe, daß er bei aller Treue für den Vater doch niemals daran denke, dereinst auch der Diener des Sohnes zu sein. „Prinz, wir verrechnen uns auf ganz verschiedene Weise. Sie zum Beispiel, Sie sehen sich um zwanzig Jahre später. Ich Sie um ebensoviel früher," sagt Philipps Vertrauter zum Infanten.

Grundsätzlich hat natürlich auch Bismarck den Standpunkt vertreten, daß der Kronprinz Preußens eine amtliche Wirkung in politischen Geschäften niemals haben kann, daß auch dann, wenn er berufen wird, an den Sitzungen des Kabinetts oder des Staatsrates teilzunehmen, er doch nicht abstimmen darf, sondern „sich nur durch Zuhören und eigene Meinungsäußerung au courant der Staatsgeschäfte halten soll, wie es die Pflicht jedes Thronerben sei". Die Erfüllung dieser Pflicht, so meinte Bismarck, könne überall nur eine gute Meinung von der Gewissenhaftigkeit erwecken, mit der der Kronprinz sich für seine hohe und ernste

Aufgabe vorbereitet. Niemals aber sei es sein Beruf, die Fahne der Opposition gegen den König und den Vater aufzupflanzen; er dürfe wohl im Conseil opponieren, aber er müsse sich fügen, sobald die Sache entschieden ist. Sonst könnte jeder Prinz des königlichen Hauses mit demselben Rechte für sich die Pflicht in Anspruch nehmen, bei abweichender Ansicht öffentlich gegen den König aufzutreten, um dadurch sein und seiner Kinder Erbrecht gegen die Wirkung angeblicher Fehler der Regierung des Königs zu wahren, um sich „die Sukzession im Sinne Louis Philipps zu sichern, wenn der König durch eine Revolution gestürzt würde". Herr von Bismarck hat es in seiner Denkschrift an den König auch offen erklärt: „Gefährlicher als alle Angriffe der Demokratie und alles ‚Nagen' an den Wurzeln der Monarchie ist die Lockerung der Bande, welche das Volk noch mit der Dynastie verbinden, durch das Beispiel offen verkündeter Opposition des Thronerben, durch die absichtliche Kundmachung der Uneinigkeit im Schoße der Dynastie. Wenn der Sohn und der Thronerbe die Autorität des Vaters und des Königs anficht, wem soll sie dann noch heilig sein? Wenn dem Ehrgeiz für die Zukunft eine Prämie dafür in Aussicht gestellt ist, daß er in der Gegenwart vom Könige abfällt, so werden jene Bande zum eigenen Nachteil des künftigen Königs gelockert, und die Lähmung der Autorität der jetzigen Regierung wird eine böse Saat für die zukünftige sein. Jede Regierung ist besser, als eine in sich zwiespältige und geteilte, und die Erschütterungen, welche der jetzige Kronprinz hervorrufen kann, treffen die Fundamente des Gebäudes, in welchem er selbst künftig als König zu wohnen hat".

Wenn aber Bismarck es ablehnen mußte, dem Thronerben eine offizielle Stellung zu den Staatsgeschäften und das Recht, sich öffentlich zu äußern, zu gewähren, wenn er doppelt bedenklich war im Hinblick auf die Beziehungen des Gemahls einer englischen Prinzessin zum Ausland — „es ist hart, wenn zwischen Mutter und Tochter, zwischen Bruder und Schwester eine Landesgrenze als Scheidelinie der Interessen liegt; aber das Vergessen derselben ist immer gefährlich für den Staat“ — so tritt er doch auch mit dem Bekenntnis heraus, daß er eine möglichst frühe und möglichst eindringliche Kenntnis der Geschäfte und der Gesetze des Landes für den Thronerben fordert: „Ist es nicht ein gefährliches Experiment, den künftigen König den Staatsangelegenheiten fremd werden zu lassen, während das Wohl von Millionen darauf beruht, daß er mit denselben vertraut sei?“ Es war aber für diese Auffassung das stärkste Argument in der Danziger Episode selbst gegeben, in der kronprinzlichen Meinung, teil zu haben an der Verantwortung für die Politik der Minister.

Es ist also der Wunsch des großen Staatsmanns gewesen, frühzeitig dem Erben der Krone in der Werkstatt der Praxis einen sicheren Einblick in das gewaltige Räderwerk der Politik zu sichern, damit die Stunde, die ihn zum Herren des Schicksals eines großen Volkes macht, ihn nicht unvorbereitet finde. Hat doch Ernst Moritz Arndt das gleiche schon für die frühe Jugend der Prinzen gefordert, weil in der Politik die großen und einfachen Wahrheiten der Geschichte sich unbewußt als eine durchsichtige und feste Kristallisation festsetzen, weil sie allein „die Wissenschaft der Männer“ und die Wissenschaft des Lebens sei. Und in der Tat, jedes Wissen und jede Kunst muß er-

worben werden in harter, ringender Arbeit: Soll nur das Königsmetier eine Ausnahme bilden? Soll die eigentliche Berufswissenschaft des Machthabers nur aus theoretischen Büchern gelernt werden oder auf dem Wege der Erleuchtung von oben in die Seele des künftigen Herrschers gelangen? Nirgends ist die Mannigfaltigkeit der Einzelfragen und der Geschäfte so groß, wie die Fragen und Geschäfte, die den Tag des Fürsten erfüllen, nirgends auch die Notwendigkeit so stark und so erregend, über der Fülle der Einzelheiten den Blick für das Ganze, für all die zahllosen Zusammenhänge nicht zu verlieren, die von der Vergangenheit zur Gegenwart, und in der Gegenwart von Ort zu Ort, vom Einzelnen zur Gesamtheit reichen. Die Nation ist kein Riesenspielzeug, kein Mechanismus, den ein gedankenloser Finger nach Willkür regulieren kann, ihre Geschichte rollt sich nicht ab nach geschriebenen Formeln — Menschen sind es, deren Geist erst die Geschichte schafft, und Menschen sind es auch, die unter ihrem Flügelschlag jauchzen oder leiden. Psychologie, auf den Einzelnen wie auf das Ganze des Volkes gewandt, bleibt darum der innerste Kern aller Politik.

Und sie wird nur gewonnen und der Blick nur geschärft, wenn die Eifersucht nicht ängstlich den Torgang zum politischen Leben versperrt, wenn sie die beste Kraft der Jugend nicht zwingt, sich in Nichtigkeiten zu zerreiben, am Sport und Spiel, an Jagd und Reisen ihr Feuer zu dämpfen. Dem Bürgersohne hat die Verfassung das Recht, seine Stimme in die Wagschale jeder Entscheidung zu legen, schon früh gesichert, seinem künftigen Führer bleibt dieses Recht versperrt, bis plötzlich aus der Dämmerung ein Tag emporsteigt, an dem auf die nichtgewöhnten Schul-

tern sich die Riesenlast der Verantwortung für ein ganzes Geschlecht herabsenkt. Darum hat Bismarck für den Thronerben frühen Anteil an den politischen Geschäften gefordert, wenn er auch die Schranken dort zog, wo Natur und Gesetz sie fordern.



Das Recht der Zukunft.



Kronprinz Wilhelm ist uns zuerst in jenem wundervollen Bilde lebendig geworden, das einst vier deutsche Kaiser in einer Gruppe vereinte: Den greisen Schöpfer des neuen Reiches, dessen Ohr noch der Schlachtmusik und den verhallenden Klängen der Vergangenheit lauscht; den hochragenden Mann, der ein Held war und ein Dulder wurde, als ihn aus der Fülle der Kraft ein tragisches Verhängnis riß; den kraftvoll jugendlichen Prinzen, dem noch nicht der Schatten schwerer Verantwortung die Fülle der Lebensfreude trübt; den zierlichen Knaben, in dessen Kinderherz noch nicht der Traum von Macht und Herrschaft drang. Der Jüngling aus jenem Bilde ist heute der deutsche Kaiser, der Knabe ist zum reifen Manne geworden und hat die Jahre erreicht, in denen Friedrich schon auf Schlesiens Boden seine Schlachten schlug, in denen Goethe schon seinen Götz und Prometheus, seinen Tasso und seine Iphigenie der Welt geschenkt hatte.

Er hat nicht mehr den Donner der Schlachten vernommen, in seine Jugend drängte sich nicht mehr der Anblick von Wunden und Tod, von Sieg und Heldentum. Aber er sah noch die Größten unter den Großen des heroischen Zeitalters, Bismarck und Moltke, er fühlte, wie ihre Hand leise seinen Scheitel berührte, und er ist dann als achtjähriger Knabe ein Zeuge jener erschütternden Szene gewesen, da der treue deutsche Diener des Ahnherrn vom Kaiserschlosse Abschied nahm. Er hat vier Jahre später, an jenem Januartage, da der Geächtete dennoch heimkam, das junge Haupt tief vor dem greisen Manne gebeugt, er hat ihm am achtzigsten Geburtstag die Blumen der Mutter gebracht und ist an seiner Seite durch den jungen Lenz des Sachsenwaldes gefahren. Im eindrucksfähigen Herzen

haften solche Bilder und solches Erleben, und es wirkt weiter durch alle kommenden Jahre. Doppelt stark, wo der Sinn nicht durch eine wechselnde Methode der Erziehung verbildet ist, wo überdies eine deutsche Mutter die Kinder an ihr Herz nahm und frühzeitig in Deutschlands Sagen und Heldenzeit führte. Ihm hat nie in einem eigens in usum Delphini bestimmten Kursus ein beflissener Lehrer das Bild des Geschehens verzeichnet, ihn nie gelehrt, daß auch die Größten, die aus dem Volke erstehen, nur Handlanger des erhabenen Willens der Fürsten seien. Und die Kraft des Empfindens wurde auch nicht geschmälert durch jene Weichheit und Lindigkeit, die so oft fürstliche Kinder auch geistig vor jedem Luftzug zu schützen sucht. Maurenbrecher, der Bonner Professor aus Treitschkes Blut, konnte erschreckt sein über die Ansichten, die einst Victorias Sohn, als er zur Hochschule ging, über deutsche Geschichte und deutsche Politik, vor allem über den Fürsten Bismarck aussprach, aber dem Zögling der Plöner Kadettenschule prägten sich andere Bilder ein, nicht mehr im englischen Lichte gezeichnet. Nicht mehr das Bild der britischen Größe ergriff seine Seele, sondern das Bild deutschen Leides und deutscher Erhebung, und die Geschichte Preußens, das er einst führen soll, ward ihm zum innersten Erleben. Ist es „alldeutsch", das Vaterland in den Mittelpunkt aller Betrachtung, jeder Hoffnung und jeder Sorge zu stellen, zugleich aber des Glaubens zu sein, daß das letzte Ziel deutschen Strebens noch nicht erreicht ist, daß die Zeit noch nicht kam, sich der Ruhe zu freuen und im Austragsstübchen dem Ringen der anderen Völker zu folgen, ist es „alldeutsch", nicht den Frieden allein als das Ziel aller Mannesarbeit zu erkennen, sondern dem Gesetze der Natur zu

lauschen, daß alles Leben ein Kampf sei, so ist der Kronprinz sicherlich „alldeutsch“. So wird er auch niemals sich als Mutualisten bekennen oder im Sinne des fünften Kanzlers für die Verbreitung von Kulturideen noch schwärmen, während draußen vor Tor und Fenster der Waffenlärm der anderen Völker hallt.

Es ist kein Zweifel: Stärker als alles sonst, was auf den Geist der Jugend wirkt, hat die Geschichte auf die Entwicklung des vierten Kaisers der Zukunft gewirkt. Geschichte, die er erlebte, und Geschichte, die ihm aus Büchern ins Antlitz blickte. Dort sah er Bismarcks eherne Gestalt, hier erkannte er in Napoleon nicht, wie man uns lehren wollte, den „Parvenu“, sondern den Großen, der sich aus der dunklen Masse erhob, der aus dem Rechte der Prinzen aus Genieland ein Kaiser wurde und aus dem Rechte des stärkeren Willens Throne zerbrach. Und der eine Tochter des Erbhauses freite. Seltsam scheinbar, daß dem Manne, der alles geschichtliche Verdienst allein den Fürsten schenkt, der in Richelieu und Oxenstjerna, wie in Pitt oder Canning, in Roon und Bismarck nur „brave, tüchtige Ratgeber“ sieht, die „die Ehre haben, die Gedanken des Herrn ausführen zu dürfen“, ein Sohn erwuchs, der hellen Auges durch die Nebel der Romantik sieht und wie in dem Junker von Schönhausen, so in dem Advokatensohne von Korsika einen Gegenstand bewundernder Verehrung erkennt.

Niemand kann künftige Entwickelung vorausbestimmen. Auch von Kaiser Wilhelm dem Zweiten schuf man sich ein anderes Bild, ehe er den Thron bestieg. Wer kann es sagen, welch neues Empfinden auf den hereinstürmt, dem plötzlich der Sonnenstrahl der Macht das Auge blendet? Wen mag nicht Schwindel befallen, wenn er fortan, immer

nur einsam, auf steiler Höhe schreiten wird? Da umdrängen ihn neue Verhältnisse, Menschen, die Gunst und Gnade verlangen, Pflichten senken sich lastend auf seine Schultern, und das Königsrecht zieht ihm, indem es ihm neue Freiheiten schenkt, auch neue Schranken. Keime, die in der Tiefe geschlummert, entfalten sich dann, und was übermütig zu sprießen schien, stirbt vielleicht ab. Friedrich, der Schüler Quandts und Voltaires, wird zum Schlachtengott Preußens, und Louisens ältester Sohn, den am letzten Geburtstag seiner Mutter die Denkmünze der Königsberger Universität als „des Vaterlandes blühende Hoffnung" ehrte, von dem Goethe rühmend sagte, dieses große Talent müsse neue Talente bringen, der schwungvoll die deutsche Einheit und die Freiheit pries, sah schon nach acht kurzen Jahren den Haß des Volkes gegen das Königsschloß branden. Sein Bruder aber, der „Kartätschen-Prinz", den die Volkswut verjagte, wurde Deutschlands Erretter und gab der Nation die erste freie Verfassung. Und er, den man kalt und herzlos schalt, schuf in der sozialen Botschaft das gesellschaftliche Evangelium der neuen Zeit. Hätte Kaiser Friedrich, der Opponent von Danzig, der vergötterte Liebling des Liberalismus, wenn er das Maß des Psalmisten erreichte, die Hoffnung der Gläubigen erfüllt? Gustav Freytags Buch und Bismarcks tiefdringendes psychologisches Urteil geben eine verneinende Antwort.

So mag auch die Silhouette zum Bilde des Prinzen, der jetzt der Zukunft harrt, in gewisser Weise nur für den Augenblick die Züge seines Wesens spiegeln, aber wie in jedem Menschen der Grundriß seines Wesens, den Abstammung, Begabung und Erziehung schaffen, sich doch durch die währenden Zeiten erhält, so sicherlich auch hier.

Die Phantastik blieb Friedrich Wilhelms des Vierten Gefährtin von der frühen Knabenzeit bis zum bitteren Ende, und seinem Bruder blieb der starke Sinn für die Realitäten des Lebens immer getreu. So wird, wer einfach ist, in allem Wechsel des äußeren Daseins nicht zur komplizierten Natur, und wer in feiger Gedanken bänglichem Schwanken frühe schon unfähig ist zur entschlossenen Tat, der wird auch durch die Not von Jena und Eylau nicht zum Helden geschmiedet.

Sind nun in dem künftigen Erben Kaiser Wilhelms des Zweiten die Züge schon scharf genug umrissen, um ein sicheres Bild auch seiner künftigen Entwicklung zu zeichnen? Wird nicht die sinnverwirrende Höhe des einstigen Amtes die Grundlinien wieder verlöschen, die wir heute zu erkennen vermeinen? Wird nicht manches noch neue Form und neuen Ausdruck gewinnen? Nur der Tor ist unfähig zur Weiterentwickelung, und nur der Philister formt sich frühe ein Symbolum von Prinzipien, um eigensinnig und zähe bis in das Alter an ihnen zu hängen, unbekümmert um die freie, frische Luft des Lebens, das doch täglich neues Gestalten und neues Werden erweckt. Wer will denn auch heute schon sagen, wann die Zeit kommen wird, da der Sohn das Erbe des Vaters antritt? Kaiser Wilhelm ist noch in der Blüte der Kraft, und auch Kaiser Friedrich war, als er fast als Sechzigjähriger nach langem Harren das Zepter ergriff, nicht mehr der jugendliche Stürmer der Episode von Danzig, sondern in einem ereignisreichen Leben auch zu tieferer Erkenntnis gereift.

Der älteste Sohn aber Kaiser Wilhelms des Zweiten hat dennoch schon, schärfer als je zuvor ein Prinz seines Hauses, den Grundriß seines Wesens in die öffentliche

Stimmung gezeichnet. Nicht in jener passiven Weise, die dem Barden des höfischen Lebens stets den gleichen Stoff und die gleiche Form zur Huldigung und zum Lobgesang bietet, die noch immer die Blätter ihrer Berichte mit nichtssagenden Anekdoten von der „Herablassung", der „Herzensgüte", dem „gewinnenden Wesen" aller Prinzen, von der „Anmut", der „Wohltätigkeit" und dem „schlichten Hausfrauentum" aller Prinzessinnen füllt, die der Geschichte frech ins Handwerk pfuscht und Lorbeeren schon austeilt, ehe sie verdient sind: Hier tritt uns eine durchaus originelle Stimmung, die eigenwillige Betonung des persönlichen Wesens entgegen, nicht ein Dutzendprinz, sondern einer, der zuerst Mensch und Persönlichkeit sein, der nicht nur als Formel gelten will, die erst Leben und Inhalt gewinnt, wenn sie sich mit der Königswürde vereint. Auch in seine Seele hat sich das Goethesche Wort geschrieben, daß das höchste Glück der Erdenkinder einzig die Persönlichkeit ist: „Jedes Leben sei zu führen, wenn man sich nicht selbst vermißt; alles könne man verlieren, wenn man bliebe, was man ist."

An dem Tage, an dem der Kronprinz für großjährig erklärt wurde, hat sein kaiserlicher Vater ihm in feierlicher Rede das Bild Kaiser Friedrichs gezeichnet: „Du tust heute einen wichtigen Schritt ins Leben. Der Rang des Kronprinzen ist durch seinen hochseligen Großvater, der die längste und wichtigste Zeit seines Lebens in dieser Stellung gewesen ist, so emporgehoben, daß es der Arbeit eines Lebens und deiner ganzen Manneskraft bedürfen wird, um diese Stellung so zu erhalten, wie sie seit deinem Großvater im Herzen des deutschen Volkes und der Armee fortlebt. Zuerst als Kronprinz von Preußen, dann als Kron-

prinz des Deutschen Reiches ragt diese herrliche Gestalt, die zuletzt so unsagbar gelitten, in der Geschichte, lebt sie im Herzen des Volkes als „der Kronprinz par excellence. Das Ansehen, welches dein Großvater der Stellung des deutschen Kronprinzen in der Welt und bei seinem Volke verschafft hat, ist für dich ein Erbteil, welches du ungeschädigt zu erhalten und zu mehren hast. Mache es dir klar, daß du deiner ganzen Manneskraft bedarfst, um dieser hohen und schweren Aufgabe gerecht zu werden." Und am gleichen Tage sagte der Kaiser beim Festmahl, hinweisend auf die Tradition, auf der das Haus Hohenzollern aufgebaut sei: „In eifriger, ernster Arbeit für Volk und Vaterland, im langsamen Aufbau, im gemeinsamen Ertragen von Freud und Leid zwischen Herrscher und Volk hat sich unser Haus emporgearbeitet. Getragen durch das Bewußtsein der von Gott ihnen gestellten Aufgabe, haben meine Vorfahren die Grundlagen gelegt. Dieses Bewußtsein einer von Gott gestellten Aufgabe erfüllt einen jeden der Monarchen und Fürsten ebenso wie uns."

Das, was hier der kaiserliche Vater ausspricht, das sind zweifellos die Grundgedanken für die Erziehung seines Sohnes gewesen. Pflichtgefühl, Arbeitsfreude und eine enge Gemeinschaft zwischen Fürst und Volk sollten dem Sohne die Leitsterne seiner Entwicklung werden. Und dann, als die Erziehung vollendet ist, als der Ephebe das Bürgerrecht erhält, da wird ihm als unerreichtes Vorbild „der Kronprinz" gewiesen, dem auch die 99 Tage des Kaisertums und des Leidens in der Phantasie des Volkes den Stempel der Kraft und des starken Mannestums nicht raubten. Und doch will diese Mahnung im letzten Grunde seltsam berühren. Denn ein Amt des Kronprinzen gibt es

nicht, seine Stellung bleibt stets nur ein Übergang, die Vorbereitung zum höheren Ziel. Und gerade, weil der Thronfolger zur Erfüllung seines Daseins und zur vollen Betätigung seiner Kraft erst dann gelangt, wenn der, der ihm der Teuerste ist, vom Sonnenlicht scheidet, weil auch der Tatenfrohe untätig zuschauen muß, deshalb liegt über allem Glanze solchen Daseins doch oft auch ein leiser Schimmer von Tragik. Wenn Eduard, der Königin Viktoria bedeutender Sohn, fast als Greis erst das Schlachtfeld der Arbeit für sein Volk betreten durfte, so haben sicherlich die Lüste und Freuden der vorangegangenen Zeit ihm nur die Qual der Erwartung und Sehnsucht betäuben müssen.

Nicht dem Amte des Kronprinzen gilt die Vorbereitung der Jugend, sondern dem Amte des Monarchen. Und hier vor allem wird die von dem Kaiser betonte Demut, die sich vor dem göttlichen Willen beugt, die es als ein besonderes, erst zu verdienendes Geschenk des Himmels betrachtet, so hoch über alle Menschheit erhoben zu sein, der Eckstein und das Ziel der Erziehung bleiben. Und in der Tat scheint der schlichte und klare Sinn des Sohnes frei zu sein von aller Neigung zu jener unglückseligen Mystik, die in den Novembertagen des Jahres 1908 fast zu einem Jena des monarchischen Gedankens führte, und die noch vor wenigen Jahren in Königsberg von „einem auserwählten Instrumente des Himmels" und von dem Rechte des Herrschers sprach, ohne Rücksicht auf die Meinung der Nation den eigenen Weg zu wählen. Das Bild der Wirklichkeit scheint fester umrissen, natürlicher und klarer vor dem Auge des Sohnes zu stehen, als es sich in mancher Rede des kaiserlichen Vaters ausgeprägt hat.

Und das ist von Bedeutung. Denn das Schwerste, was Kaiser Wilhelm der Zweite zu tragen hatte, entfloß eben dem Gegensatze zwischen der zeit- und weltfremden Deklarierung des monarchischen Berufes und dem modernen Empfinden, an dem doch die Ideen, die Rousseau lehrte und die Mirabeau vergebens auf dem Wege des Kompromisses dem Bau der alten Monarchie einzufügen versuchte, nicht spurlos vorübergingen. Es sind die Zeichen eines Sinnes für das Reale als das beste Erbe aus dem Nachlaß des ersten Kaisers im Urenkel längst schon sichtbar geworden, und solcher Sinn wird auch dann nicht verloren gehen, wenn dereinst der goldene Reif ihm die Stirne schmückt. Was aber kann so folgenreich sein, als daß der künftige Herrscher schon jetzt die Grenzen erkennt und innerlich auch mit aller Schärfe zieht, die einmal die Geschichte für ewige Zeiten schuf? Es mögen die Jünger eines königlichen Patriarchentums solche Entwickelung beklagen, sie mögen sich nach den alten guten Zeiten sehnen und das veränderte Bild nur mit Bedauern betrachten. Aber es ist noch immer die Weiterentwicklung alles Bestehenden ein Gesetz der Geschichte gewesen, und so wenig vor zweitausend Jahren der Glaube an die Divinität der Cäsaren ewige Geltung gewann, so wenig konnte die Schöpfung des Mittelalters sich für dauernde Zeiten behaupten, auch wenn ein Kaiser begeistert den Weg zu Vergangenem pries.

Jetzt sind die Rechte von Fürst und Volk abgestuft und klar begrenzt. Der demokratische Zug der Zeit drängt allerdings nach einer Mehrung der Volksrechte, er sucht bald hier, bald da eine Bresche zu schlagen, und das Bild des englischen Königstums, das seinen Träger nur noch zum Inhaber der ausführenden Gewalt stempelt, wird in immer

weiteren Kreisen lebendig. So ist das Königtum in die Stellung des Verteidigers gedrängt, so muß es aus sich selbst die Kraft zum Widerstande gegen die Wünsche der Masse schöpfen. Neidhard von Gneisenau sprach es einmal aus, daß es eine Art von Poesie sei, was die Seele des Volkes an die Person des Fürsten binde, sie zu ihm ziehe, an ihm festhalten lasse: das Bedürfnis treuen persönlichen Zusammenhaltens und Anhängens, das Bedürfnis des Aufblicks, der Treue wirke stärker, als das, was die Franzosen als „raison" einschätzen. Und Gneisenau hat recht, auch für die Gegenwart. Stärker als das Bedürfnis der Vernunft, die das Verlangen nach Stetigkeit in der obersten Leitung des täglich sich abspielenden geschichtlichen Dramas erweckt, ist jenes Imponderabile, jene unwägbare Empfindung, die sich schon in dämmernder Urzeit in dem Verhältnis des Mannen zu seinem Herzog, in dem großen deutschen Weiheliede der Nibelungen ausspricht. Die „Poesie Gneisenaus" aber wird ihren sprudelnden Quell nur in einer Persönlichkeit finden, die nicht abseits auf nebligen Höhen wandelt, sondern dem Herzschlag der Nation aufmerksam und verständnisvoll lauscht.

Denn das Gold der Nibelungen ist heute umgeprägt, ein neues Leben verlangte auch nach neuen Formen. Durch unendliche Arbeit, durch mancherlei Leid und manche bittere Enttäuschung, durch die völlige Entrechtung der Persönlichkeit, wie sie das Mittelalter brachte, durch das Elend, das seinen düstersten Ausdruck in dem ruchlosen Worte fand: „Cujus regio, ejus religio", in dem frevlen Verlangen, daß der Fürst auch Herr des Glaubens und der Gedanken sei, schritt die Menschheit an der Hand all der großen, aus dem Volke erstandenen Männer, deren Kette

von Luther bis zu dem Alten vom Sachsenwalde reicht, zu neuer Gewißheit. Vergebens suchte die Dürftigkeit der Bourbonen, Friedrich Wilhelms Zaudern und Metternichs unheilig-heilige Schöpfung dem Adler, der dem Käfig entkam, von neuem die Flügel zu kappen, vergebens den Geist der vorwärtsstürmenden Zeiten wieder in das enge Gefängnis zu bannen. Herr der neuen Zeit im vollen Sinne wird nur sein, wer die Bedingungen, die das Leben der Menschheit schuf, willig anerkennt, und aus den erkältenden Nebeln der Romantik auf das Feld der weiten, blühenden Wirklichkeit tritt.

Denn sonst leidet der Fürst und leidet das Volk, das mündig wurde, das die Zeit der Borgia und der Louis von Frankreich wie Friedrichs des Großen aufgeklärten Absolutismus für immer begrub. Diese Welt verklungener Gedanken brach auf dem Schlachtfeld von Jena unter der Faust des Mannes zusammen, der die Revolution erfüllte, sie sank aber auch hin unter dem Schwerte der Lützower Jäger, im Siegesfeuer der Ideen von Scharnhorst und Stein. Denn wie die Faust Napoleons den Felsen jener Legitimität zertrümmerte, die auch über das Notrecht des Volkes hinaus am eigenen Rechte festhält, so hat der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht der Nation den unwiderleglichen Anspruch auf das Recht der Mitregierung geschaffen. Peinlich genug, daß im Jubeljahre hundertjähriger Erinnerung der Name des hessischen Freiherrn nirgend vernommen wurde. Aber wie in Bismarck, so spürt auch in Stein der Geist der Vergangenheit etwas, das ihm fremd und feindselig ist, Royalisten von neuem Schrot und Korn, die das Recht der Persönlichkeit und ihrer Würde neben das Recht und die Würde der Krone stellen.

In ihnen beiden, die doch konservative Staatsmänner waren, gewann jener neue Geist Gestaltung und Leben, den auch kein Zauberer von Rom und kein Zauberer im Purpur fortan mehr bannen wird.

Es ist kein Vorteil der deutschen Geschichte gewesen, kein Gewinn für unsere nationale Entwickelung, daß die kluge Erkenntnis des Freiherrn vom Stein von dem Zusammenbruch auch des aufgeklärten Absolutismus nicht auch den engen Sinn seines Königs ergriff und daß erst ein neuer Leidensweg der Unfruchtbarkeit und Dürre uns zu der Lösung einer Aufgabe führte, die, einmal gestellt, aus dem geschichtlichen Leben nicht mehr ausscheiden konnte. Nur ein innerlich freies Volk, dem Anteil gegeben ist an der Gestaltung seiner Geschicke, das ist der Kern der Lehre des hessischen Freiherrn, kann in Wetter und Sturm bestehen: „Die bureaukratische Monarchie schadet der geistigen Entwickelung, sie erstarrt; die freie konstitutionelle Monarchie belebt, entwickelt, reißt den Menschen aus dem trägen, selbstsüchtigen Leben."

Am klarsten aber hat der Reorganisator des preußischen Staates sein politisches Ideal in den Sätzen verkündet: „Durch Bildung einer gut eingerichteten, repräsentativen Verfassung gewinnt der Regent eines treuen und gescheiten Volkes an Macht. Denn er eignet sich alle geistigen und physischen Kräfte desselben an, wird durch diese erleuchtet und gestärkt, statt daß er gegenwärtig, wo er nur durch Beamte herrscht, überall bei den Regierten auf Lauigkeit, oft auf Abneigung, selbst auf Antagonismus stößt, und bei seinen Beamten nur wenig Unterstützung gegen die öffentliche Meinung findet, die gar zu geneigt sind, mit dieser auf seine Unkosten sich zu vertragen. Selbstregieren

ist nur das Los sehr seltener Regenten; diese finden aber auch bei einer repräsentativen Verfassung in sich und in der Güte ihrer Absicht Mittel, wie die Geschichte lehrt, ihre Entschlüsse in das Leben zu bringen. Aber auch kräftige, selbständige Autokraten regierten nur in wenigen einzelnen Fällen nach selbsteigenen Absichten, gewöhnlich nach denen ihrer Staatsbehörden, die sie sich zu leiten begnügten, und nach Formen und Maximen, die sie vorfanden. Auf Friedrich den Großen und Josef den Zweiten ist das Gesagte anwendbar. Der erstere war weit entfernt von willkürlichem Umformen des Vorgefundenen, welches mir zu erweisen leicht sein würde; indem der Letztere hingegen sich seiner regsamen, unruhigen Neuerungssucht überließ, so zwang ihn der allgemeine Unwille, viele seiner Entwürfe zurückzunehmen, die er mit Mäßigung und mit Schonung der herkömmlichen Formen und ihrer Verbesserung würde ausgeführt haben. Ich glaube ferner behaupten zu können, daß gerade im preußischen Staate der Regent am wenigsten von einer wilden, mutwilligen Opposition zu fürchten habe, denn abgesehen von der Bürgschaft, welche der in den neuesten Krisen erprobte Volkscharakter gibt, so liegt doch dem gemeinsten Grade des Menschenverstandes der Gedanke sehr nahe, daß alles, was die Nation in eine gefährliche Lage bringen könnte, die nationale Unabhängigkeit bedrohen und zur Einmischung Fremder in das Innere Veranlassung geben würde."

Es ist der Grundgedanke aller bedeutenden Männer gewesen, die dem hessischen Freiherrn folgten, daß man die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die eigenen Angelegenheiten zu lenken habe, und keine Faust wird jemals stark genug sein, das Rad der Weltgeschichte

zurückzuwenden, gewonnene Erkentnis und gewonnene Freiheit zu vernichten. So hat auch Otto von Bismarck, ein Monarchist, der dem Königtum treu war bis in die Vendée, sich nicht widerwillig dem Geiste der Zeit gefügt, sondern er ist in der Schöpfung der Verfassung sein Führer geworden. Allerdings nicht auf dem Wege zur Vernichtung des Königsrechtes. Er erkannte das Ziel der preußischen Monarchie in der Übereinstimmung des königlichen Willens mit dem Willen der Regierten, aber er wollte den leibhaftigen König, der in und mit seinem Volke lebt, nicht zum Schattenbilde machen, und er bekämpfte darum den Gedanken des parlamentarischen Regimentes mit aller Kraft. Und als er im Amte war, da hat unter seiner Verantwortung in dem berühmten Bekenntnis vom Jahre 1882 Kaiser Wilhelm feierlich erklärt: „Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind von dem Minister des Königs zu vertreten, aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen, und der seine Willensmeinung verfassungsmäßig durch sie ausdrückt.“ Und weiter erklärte der Kaiser: „Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck der monarchischen Traditionen des Landes, dessen Entwickelung auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruhen. Es ist deshalb mein fester Wille, daß sowohl in Preußen wie in den gesetzgebenden Körpern des Reiches über mein und meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob

meinen Regierungsakten die Natur selbständiger königlicher Entschließungen genommen wäre.“ Diesen Gedanken einer verständigen Teilung der Gewalten durch den historischen Prozeß des letzten Jahrhunderts hat in seiner ersten Thronrede auch der Enkel feierlich bekräftigt: „Ich bin der Meinung, das unsere Verfassung eine gerechte und nützliche Verteilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält, und werde sie auch deshalb, nicht nur um meines Gelöbnisses willen, halten und schützen.“

Auch hier trug Fürst Bismarck die Verantwortung für das Bekenntnis des Kaisers, hier ist der Kern seiner Auffassung vom Staate gegeben. Und wenn er später, als er entlassen war, wiederholt die stärkere Betonung der parlamentarischen Rechte gefordert hat, so wollte er doch der Volksvertretung nicht neue Rechte schaffen, sondern sie nur vor einer Selbstverstümmelung, vor einer Verkümmerung jener Befugnisse schützen, die ihr in klugem Wägen die Verfassung gab. Denn er sah die Gefahr, die mit dem Erwachen absolutistischer Velleitäten und der Abdankung des Reichstags heraufziehen mußte, mit klaren Blicken, und es war eine wunderliche Peripetie, daß er, der dreißig Jahre zuvor den Thron vor den parlamentarischen Fluten in heißer Deicharbeit gesichert hatte, am Abend seines Lebens für das Recht des Parlamentes gegen die gesteigerten Ansprüche der Monarchie auftreten mußte. „Ohne einen Reichstag“, so rief er in Jena, „der vermöge einer konstanten Mehrheit, die er in seinem Schoße birgt, imstande ist, die Pflicht einer Volksvertretung dahin zu erfüllen, daß sie die Regierung kritisiert, kontrolliert, warnt, unter Umständen führt, der imstande ist, dasjenige Gleichgewicht zu verwirklichen, das unsere Verfassung zwischen Regierung

und Volksvertretung hat schaffen wollen, ohne einen solchen Reichstag bin ich in Sorge für die Dauer und die Solidität unserer nationalen Institutionen. Wir können heutzutage nicht mehr einer rein dynastischen Politik leben, wir müssen nationale Politik treiben."

Es wird auch in Zukunft der Kampf um Königsrecht und Volksrecht nicht fehlen. Denn dem Bestreben, die Volksmacht zu erweitern, muß und wird sich der Königswille entgegenstellen. Gerade jetzt drängt sich die Tendenz immer weiter hervor, das parlamentarische Regiment an die Stelle eines lebendigen Herrschertums zu setzen. Schon hat der Reichstag den Antrag gesehen, daß der erste Vertrauensmann der Krone, der Kanzler, zu entlassen sei, wenn die parlamentarische Mehrheit es fordert, daß ein Gerichtshof von Volksvertretern das Recht haben soll, ihn vor seine Schranken zu rufen, daß die Zustimmung des Reichstags eingeholt werden müsse, wenn der Krieg erklärt, der Friede geschlossen wird, und mehr als einmal hat das Reichsparlament auch das Recht in Anspruch genommen, als höchster Richter sich über die ordentlichen Gerichte, als höchste Kontrollinstanz sich über das innere Leben der Bundesstaaten zu stellen. Sicherlich hat auch die Verfassung des Deutschen Reiches, diese geniale Improvisation eines genialen Künstlers, ihre Lücken und Schwächen, aber sie hat dennoch die Verteilung der Gewalten mit historischem Sinne sorgsam ausgeglichen, und durch mehr als vier Jahrzehnte hat sie dem deutschen Volke Obdach und wärmende Sonne gesichert. Und wenn sie auch in manchem Punkte auf die Dimensionen eines Riesen zugeschnitten wurde, so ist es doch die Schuld der Epigonen, wenn sie nur Zwerge sind.

Die Reichsverfassung bedeutet einen Ausgleich der Rechte; die Stunde, die von dem Haupte des Reiches und den verbündeten Fürsten einseitig die Beschränkung der Kronrechte fordert, gibt auch dem anderen Kontrahenten die Möglichkeit, die Beschränkung des Volksrechtes zu fordern und auch die Frage des Wahlrechts in die heiße Luft des Konfliktes zu tragen.

Führt aber die Zukunft unter dem Nachfolger Kaiser Wilhelms des Zweiten solche Konflikte herauf, so wird sie auf den Schanzen der Verteidigung keinen Schwächling finden. Denn so wie der Kronprinz alle Lehren der Romantik mit hellem Verstande zurückweist, wie er in dem neuen, freien germanischen Kaisertum den bewußten Gegensatz zu den Tendenzen und der geistigen Gebundenheit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erkennt, so wird er dereinst auch gewappnet sich vor das Erbe stellen, das ihm die Väter übermachten. Er kennt das Wort Treitschkes: „Bei uns ist das Königtum beinahe die einzige Macht der politischen Tradition, die unsere Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft; sollen wir statt unseres ruhmvollen Hohenzollernhauses uns englische George wünschen?

Wir haben eine so stolze monarchische Geschichte, daß ein Preuße wohl sagen darf: der beste Monarch ist für uns gerade gut genug." Und er kennt auch das andere Wort: „Wir Deutsche wollen uns nicht von dem einfachen Menschenverstande trennen und wollen nicht unserem Volke vorschlagen, sich ein gesundes Bein abschneiden zu lassen — mit dem parlamentarischen Regimente — ein wunderbar künstlich gearbeitetes Bein dafür einzutauschen." Ein König hat, wenn er das Königsrecht wahrt,

mehr zu hüten, als eigenes Gut: er hütet zugleich mit dem eigenen Besitz das Gut der Nation.

Sollte darum das Schicksal, das so oft dem deutschen Volke Unrecht tat, uns den Dornenweg einer erneuten Revolution nicht ersparen, so wird, wie gesagt, auf der Schanze kein Schwächling stehen, so wird nicht noch einmal Friedrich Wilhelm der Vierte angstvoll den Hut vor den Leichen der Rebellen ziehen. Nur ein tötlicher Kampf, das ist schon heute gewiß, würde zu dem letzten Ziele der Propheten des parlamentarischen Regimentes führen. So schwach ist dieses Geschlecht der Hohenzollern nicht geworden, daß es seinem eigentlichsten und tiefsten Wesen kampflos entsagt, ohne Widerstand sich seines besten Schmuckes und seines höchsten Rechtes berauben läßt. Im Sturme eines rücksichtslosen Angriffs, eines Verfassungsbruches aus dem Volke heraus, würde auch der Staatsstreich in dem mildernden Scheine der Notwehr stehen, ein Staatsstreich vor allem, wie ihn Fürst Bismarck in seinem letzten Vermächtnis erwog, als er von dem deutschen Volke der Zukunft die Kraft und den Mut erhoffte, sich von Institutionen zu befreien, die seine Entwickelung hemmen. Solcher Staatsstreich aber würde meilenweit fern von der Gedankenwelt liegen, die Friedrich Wilhelm der Vierte in seinem, vom Kaiser vernichteten Testamente niedergelegt hat mit der Weisung an die Erben, die Verfassung noch vor der Beeidigung umzustoßen. Auch der Urenkel des ersten Kaisers wird, wenn man ihm den Kampf aufzwingt, die Kraft besitzen, sein Recht zu wahren, und sicherlich wird er nicht, wie ein frivoles Wort es aussprach, „Wilhelm der Letzte" heißen.

Wenn aber Karl Lamprecht einst in dem regierenden

Kaiser einen „archaischen Zug“ entdeckte, eine „Mischung der modernen Züge der seelischen Entwickelung mit anderen Zügen, die aus früheren Zeiten, ja aus Urzeiten her, anscheinend auf dem Wege der Vererbung an ihn gelangten“, so fehlt solcher Atavismus heute noch völlig im Bilde des Sohnes, und auch jenes Gran vom Wesen Hamlets, das aus solchen inneren Widersprüchen erwächst und die freie Farbe der Entschließung dämpft.

Aber sind denn Revolutionen und Staatsstreiche Gewißheiten oder auch nur Wahrscheinlichkeiten der Zukunft? Trägt nicht jede Überspannung schon das Mittel zur Heilung in ihrem eigenen Wesen? Wer die Antwort sucht, der brauchte nur in den Februartagen des Jahres 1914 das Auge nach Schweden zu wenden, in dieses Land starken Demokratentums, er braucht nur das Schauspiel des Bauernzuges, nicht beengt durch politische Doktrinen des Parteiwesens, auf sich wirken zu lassen, um eine Waffe gegen jeden Pessimismus zu finden.

Dort in Schweden war ja erfüllt, was der deutsche Radikalismus ersehnt, dort zwingt die Verfassung den König zum Schweigen, dort erniedert sie ihn zur Marionette jener anonymen Masse, in der alles Tun und Lassen im letzten Sinne unpersönlich bleibt, weil es kollektiv ist, in der sich niemand verantwortlich fühlt und der einzelne Bürger umhergeschleudert wird, wie das Saatkorn im Wirbelwind. Dort ist der König im echten Sinne der Demokratie untertan einer Mehrheit, die immer nur provisorisch ist, die früher oder später ihr Wesen völlig verwandelt, die ihr wechselndes Bekenntnis dem in den Schraubstock ihres Willens gezwängten König als Gesetz auferlegt. Dort bildet nicht mehr, wie in Deutschland, die

monarchische Gewalt gegen die willkürliche Entscheidung der Wahlen das Gegengewicht und den Regulator des Lebens. Als aber die Bauern Schwedens zu ihrem Könige zogen, sorgend, daß der blinde Hödur der Parteiwut wie einst in der nordischen Sage den Völkerfrühling wieder erschlage, daß die nationale Zukunft der Einsatz eines Würfelspieles fraktioneller Leidenschaften werde, und als dann die Minister der Mehrheit, weil der König seine Getreuen empfing, sich zu gereiztem Protest erhoben, und als endlich der gefesselte König die Banden zerriß und hinaustrat und sprach: „Ich will mich nicht des Rechtes berauben lassen, zum schwedischen Volke mich frei auszusprechen" — da wurde jenes Gefühl der Poesie, von dem Gneisenau sprach, selbst in den Demokraten lebendig, und die Klügsten und Besten von ihnen erhoben sich zum Protest gegen die eigene, heilig gehaltene, unverletzliche, und doch das Leben so furchtbar verödende, männermordende Doktrin.

Da fand ein radikaler Demokrat, der Dichter Henning von Merstedt, Worte, die auch die Zukunft festhalten soll, wenn in Deutschland trübe Wolken kommen und ein lebendiger Königswille sich gegen die Verstrickung wehrt. „Als das Bauernheer," so schrieb der Dichter, „unter fliegenden Fahnen zum König kam, da wollte man, daß er mit einer zusammengerollten Fahne antworten sollte. Er hätte sagen müssen: Ich kann Ihnen nichts sagen, bitte, wenden Sie sich an meinen Minister. Es wurde von ihm verlangt, daß seine Antwort so maskiert wäre, daß nichts damit gesagt sei, obschon jeder verstehen müsse, was er meine. Der Monarch hat es vorgezogen, seine Meinung offen heraus zu sagen, er hat den Weg, auf dem in unserem

Lande alle Entwickelung, nicht im mindesten die Arbeiterbewegung vorgeschritten ist, die breite Königsstraße des freien, ungeschminkten Wortes gewählt. Es ist wahr, es hat den Schein, als ob das Königtum von den Toten auferstanden ist. Aber solch ein Lebenszeichen, wie es der Bauernzug war, hat ein Anrecht darauf, ein Lebenszeichen zur Antwort zu bekommen, nicht aber eine Totenmaske des konstitutionellen Königstums der Freiheitszeit. Es wäre absurd, wenn der König der einzige Mensch im Lande sein sollte, der seine eigene Meinung nicht frei aussprechen dürfte. Wir nehmen für jeden, er sei in hoher oder niedriger Stellung, das Recht in Anspruch, seine Überzeugung offen sagen zu dürfen. Eine Begrenzung der Königsgewalt ist zwar eine unerläßliche Bedingung für die Volksfreiheit, aber von dort ist der Weg weit bis zur Internierung des Monarchen in eine konstitutionell-parlamentarische Festung nach englischem Muster. Jedenfalls ist es durch den Bauernzug dieser Festung ebenso ergangen, wie einst den Mauern Jerichos. Daß der König Schwedens sich jetzt so unbefangen und frei ausspricht, wie es irgendein selbständiger Staatsbürger tun würde, das bedeutet, daß er an den Schranken gerüttelt hat, und dies ist fürwahr geeignet, ihm Achtung und Sympathien zu verschaffen. Wenn man auch daran zweifeln mag, ob es ihm möglich sein wird, seine Meinung durchzusetzen, so ist auch das Nichtgelingen keine Schande, wenn der redliche Wille da ist. Die Geschichte verurteilt dann nicht. Und wer weiß — der Menschen Gemüter sind nicht wie Ziffern der Wahlstatistik: Es kann geschehen, daß ein Volk einem Menschen recht gibt, auch wenn er König ist!"

Aus der Poesie des Bauernzuges erhebt sich eine zu-

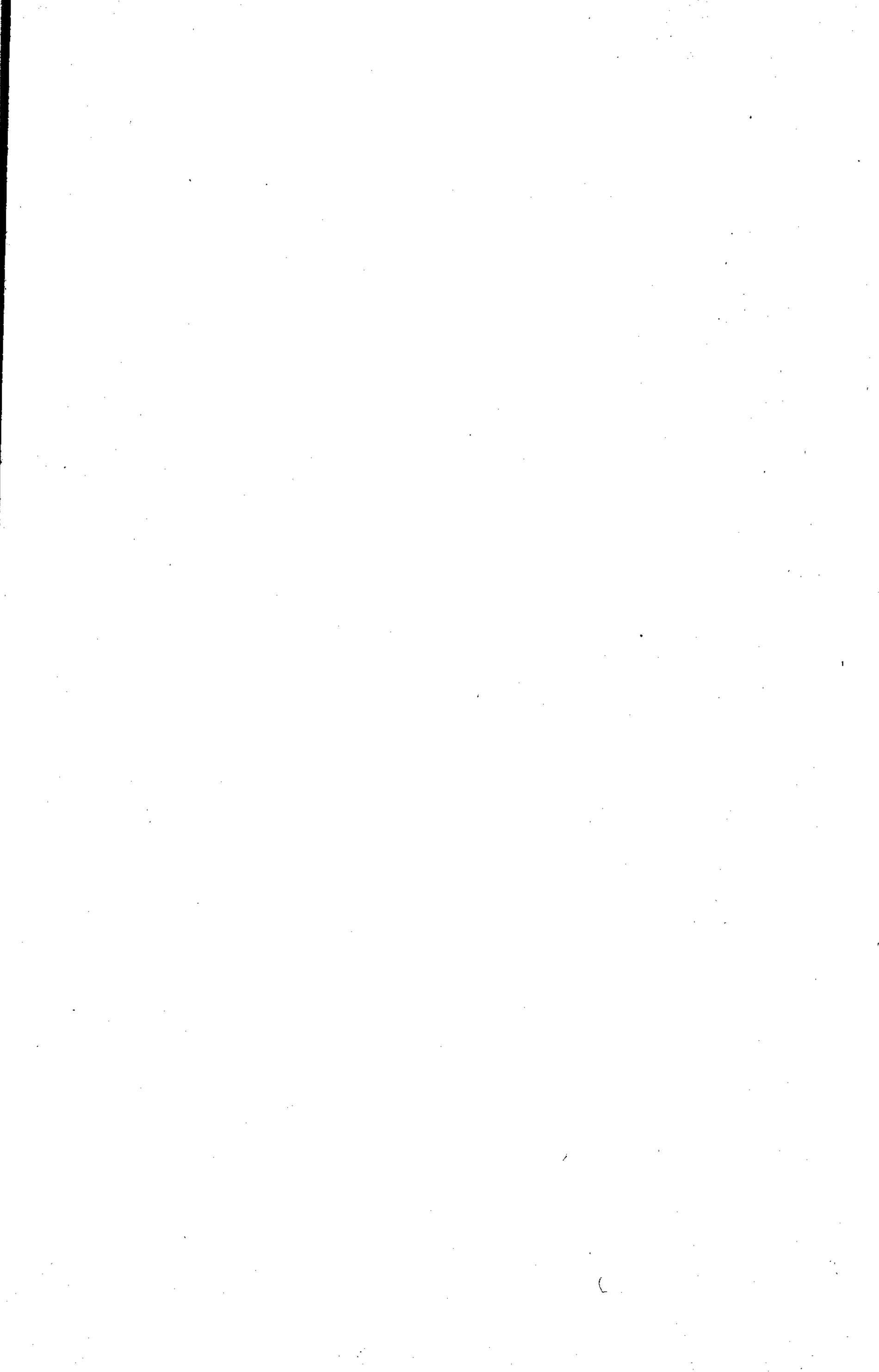
gleich ernste und tröstende Lehre, aus dieser Poesie, die an jene anderen Tage erinnert, da preußische Bauern im Kreise Bismarcks sich zusammenschlossen, um mit Beilen und Sensen ihren König vor der Gewalttat der Demokraten zu schützen. Auch hier klingt etwas Ergreifendes, etwas vom Läuten der Sturmglocken wieder aus jenen Zeiten, da die Städte zitterten, wenn es hieß: die Bauern kommen. Hier spricht aus den kraftvollen Bauerngestalten ursprüngliches Empfinden, die gleiche Sprache, wie man sie damals vernahm, als märkische Bauern für ihren Kurfürsten sich mit Gut und Blut einsetzten. Diese Sprache aber bleibt nicht Eigentum der Bauern, sie hallt selbst im Herzen der Doktrinäre wider, sie weist den Schattenkönig zurück und verlangt einen König von Fleisch und Blut. Darum wird auch in Deutschland zuletzt der Sieg nicht dort bleiben, wo man die Fesseln für die Arme des Königs bereit hält, bis man vielleicht an einem schwarzen Tage das Amt des Monarchen völlig streicht, sondern dort, wo ein starker Königswille die positiven Kräfte des Volkstums weckt und pflegt, die Rechte und Freiheiten der Nation ernsthaft schützt und fördert, und so für sich selbst jenes Recht erwirbt, das echtes Verdienst stets von neuem und doppelt verleiht.

Dieser Kampf wird nicht heute und nicht morgen entschieden werden, er wird den Inhalt einer langen Periode bilden, und er wird nicht nur durch innere Konflikte führen, sondern gleich jenem großen Kampfe zwischen Königtum und Parlament, der an dem Eingang zu der heroischen Zeit des neuen Deutschland stand, in seinem Ausgang auch durch Blut und Eisen, durch jenen Zukunftskrieg bestimmt werden, in dem noch einmal das deutsche Volk die Ant-

wort auf die letzten Fragen wird fordern müssen. Auch über die Entwickelung und die letzte Gestaltung unseres innerpolitischen Lebens wird auf dem Schlachtfelde das Los geworfen werden. Die Grenzen der künftigen Rechte werden durch die Fähigkeit zum Siege, durch das Schwert gezogen.



Selbstporträt.



Weil aber die letzten schicksalsschweren Entscheidungen erst der Zukunft gehören, deshalb müssen die Augen der Gegenwart von dem Protagonisten des historischen Dramas, in dem wir wirken, sich auch auf den künftigen Träger der Handlung richten und in seinem Wesen nach den Vorzeichen künftiger Entwickelung spähen. Nicht, weil der Herrscher allein dieses Schicksal schafft, sondern weil gerade die Geschichte des regierenden Kaisers es deutlich erweist, wie stark trotz aller Wanderungen durch demokratisches Gelände der Einfluß des Monarchen auf das nationale Dasein blieb.

Wie aber stellt sich der Kronprinz dem Auge der Mitwelt dar?

Gerechte Antwort wird nur finden, wer nicht das, was heute den Inhalt seines Lebens zu bilden scheint, mit roher Mechanik auf die Zukunft projiziert, und wer auch nicht das Unpersönliche, das die Herrscherwürde bedingt, hartherzig schon von der frohen Jugend, der Zeit der schwellenden Kraft und der Vorbereitung verlangt. Gerecht wird nur sein, wer die natürlichsten Grundsätze des bürgerlichen Lebens auch dem einen bewilligt, dem später der Königsreif Stirn und Dasein hart genug bedrücken wird.

Hier aber steht schon jetzt das schlichte Empfinden in deutlichem Gegensatz zu jener Kritik, die jede Bekundung eines lebendigen Persönlichkeitswillens als Verstoß gegen jene Etiquette der Uniformisten tadelt, die noch grämlicher, noch tötlicher ist, als einst die Etiquette am Hofe Don Philipps. „Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die

reinsten Wirkungen," so hat Goethe geurteilt. Und so hat in der Tat besonders die Jugend, während das Alter grämelt und tadelt, dem Kronprinzen eine Popularität geschaffen, wie sie eben aus dem reinen Zusammenklang mit dem eigenen Wesen hervorgeht. Die Jugend grämelt nicht, und sie erstickt die Begeisterung nicht in den Falten der Bedenklichkeit und der Kritik; sie erschrickt nicht, wenn sie den jugendlichen, kraftvollen Prinzen im Kreise froher Genossen bei Sport und Spiel erblickt, wenn sie seinem Pirschgang heimlich folgt, und selbst dann nicht, wenn strahlende Augen ihn zum Flirt verleiten. Ein Spießbürger, ein Philister wird niemals die Welt aus den Angeln heben, und aus dem tollen Junker von Schönhausen ist ein besserer Staatsmann geworden, als aus den anderen, die sacht stets und bedacht stets und immer korrekt auf wohlgestecktem Kiesweg wandeln.

Aber es ist stets so gewesen, und es ist auch heute so, daß Spießbürger und Philister die Hände ringen, wenn ein ursprünglicher Mensch sich ihrem Richtmaß nicht fügen will. Zum Beile zu greifen, um den Menschen oben und unten zu stutzen, das war schon die Praxis des Prokrustes. „Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen," sagte Käthchen Schönkopfs Geliebter, als er längst in den Würden eines Ministers stand.

Aber der Philister ist unsterblich. Er schrieb seine Schulbücher für die besondere Erziehung von Fürstensöhnen schon vor zweitausend Jahren, und er schreibt sie noch heute; er spricht von Erziehung und meint Dressur. Er regelt sorglich für jede Stunde des Tages die Beschäf-

tigung und vergißt, daß sich der Baum nicht im Treibhaus, sondern nur im Sonnenlichte der Freiheit entwickelt. Er schichtet die Menschen in Kategorien und würde von Schiller und Goethe verlangen, daß sie stets nur in Sentenzen sprechen, und von Johann Gottlieb Fichte, daß er auch im Schlafzimmer nicht die Kanzel eines Redners an die deutsche Nation vergesse. Er füllt die Phiole mit Prinzipien und verlangt in seiner erschrecklich deduktiven Manier, daß ihr „durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an“ — gleich dem Homunculus Wagners in zierlicher Gestalt ein artig Männlein entsteige.

Und doch kann nur das Leben erziehen; erzogen ist nur, wer in seinem Strome zu schwimmen gelernt hat, nicht aber, wer fernher vom Ufer wohl beschützt den Schwimmenden nur mit dem Auge folgt. Früh genug kommt ohnehin die Zeit, da der Prinz als Herrscher einen großen Teil der Dinge nur durch die Augen von anderen schaut, und jeden Tag sollte man segnen, an dem er noch nicht sich begrenzt sieht durch den engen Kreis, in den der höfische Zwang ihn stellen wird. Nur das lebendige Leben wird die rechte Schule für die wichtigste Weisheit des Regenten, für die Menschenkenntnis sein. Wenn die „große anthropologische Schule eines andauernden Kriegslebens“, die Hermann von Boyen, auf König Friedrich blickend, als die beste Leiter zur Menschenkenntnis rühmt, ihm vom Geschick verschlossen bleibt, so wird nur eine Freiheit den Ersatz bilden, die den Weg aus der Dornenhecke der Höfe öffnet.

Wer regieren will, der muß die Regierten kennen, in jedem Zuge, in Hoffen und Sorgen, in der täglichen Not und der täglichen Freude. Er muß es lernen, auch von

der Gipfelhöhe des eigenen Daseins den Blick nicht für die Würde jedes einzelnen Menschen zu verlieren. Über die Kenntnisse des Staats- und Völkerrechts hinaus bleibt eben die Wissenschaft vom Menschen die eigentliche Berufswissenschaft des Herrschers, und Grillparzers hartes Wort, daß die Fürsten das Geheime wissen, daß aber das Offenkundige, das der Bettler weiß, ihnen Geheimnis bleibt, muß überwunden werden. Denn es gilt nur dort, wo der Fürst auch den Schmeichler nicht von dem Ehrlichen, das echte Gold nicht vom Talmi zu scheiden gelernt hat. „Der Fürsten größte Tugend ist die Kenntnis der Seinen," sagt Martial.

Leidenschaften, Schicksale, Erfahrungen härten erst den Mann, nicht achtsame Pflege und die weichliche Verpackung in Watte. „Die gewöhnliche Tüncherei, Schnitzelei und Meißelei von moralischen Zieraten blättert und bröckelt bei dem ersten Ungewitter ab." Wie es Torheit ist, vom Prinzen zu heischen, daß er nur dann das Theater besuche, wenn, wie ein Fürstenerzieher verlangte, „große, seelenvolle Stücke" geboten werden, so ist es noch größere Torheit, das sprühende, vielgestaltige Leben ihm nur in der Maske zu zeigen. Das Bild der Gesellschaft ist nicht „groß und seelenvoll", und was die Bühne zeigt, das soll doch ein Abbild des Lebens sein. Ernsthaft geschildert oder lustig verzerrt.

Bühne und Leben — nur der Philister kann fordern, daß ein Prinz stets nur im Lehrsaal sei, daß er niemals der Erholung, der geistigen Erfrischung bedürfe. Auch eine tolle Posse verdirbt noch nicht Geschmack und Charakter, sie ist das Bedürfnis einer arbeitsamen und nervösen Zeit, und auch der Fürst soll lachen lernen, gesund lachen, harm-

los mit den Harmlosen sich freuen, und nicht immer nur mit Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele suchen oder mit Tasso verzweifeln.

Aber es ist ewig so: Der Spürsinn der Engen folgt allen Schritten der Menschen, die auf den Höhen wandern, und der Philister, der gierig die Zweideutigkeiten französischer Ehebruchsdramen schlürft, schüttelt voll Vorwurf das Haupt, wenn ein Fürstensohn sich an „Charleys Tante“ erlustigt. Solche Posse ist weder „groß noch seelenvoll“, aber neben Kean und Talma behauptet auch Tielscher sein Recht. Und froher gestimmt und innerlich frischer schreitet zu neuem Dienst, wer Waßmanns drastischer Komik oder den Klängen der „Lustigen Witwe“ folgte, als wer in amtlich abgestempelten Szenen den alten Fritzen über die Bühne stelzen sieht. Auch der Kronprinz glaubt das letzte Ziel der Kunst in solchen Werken nicht erreicht, aber er erhebt auch nicht den Anspruch, in künstlerischen Fragen als Minos oder Rhadamanthys zu richten, unfehlbar und selbstgerecht: Er ist ein harmloser Gast, der sich harmlos erfreut.

Er lebt als ein Kind der Zeit auch mit der Zeit, er versteht und teilt ihr Bedürfnis und billigt die Formen, die sie schafft. Und dessen soll man sich freuen. Schon deshalb, weil doch auch wir anderen, wenn die bunte Welt des Scheines auf der Bühne an uns vorüberzieht, nicht stets nur großen und seelenvollen Stimmungen folgen, und weil er hier, wenn ihn der gleiche Wunsch erfüllt, sich unserem Empfinden nur nahe zeigt. Auch die Stimmung hat ihr Recht, und sie darf dieses Recht fordern. Zumal dann, wenn es so ganz anspruchslos geltend gemacht wird, ohne den Wunsch, Proselyten zu schaffen, wenn nicht der Mäch-

tige sich als Mediceer fühlt, der dem Künstler allein die Aufgabe stellt und den Zeitgenossen den persönlichen Geschmack als unantastbares Dogma aufzwingen will.

Oder würde ein Prinz als liebenswert erscheinen, der auf dem Kothurn einherschreitet und nur dort mit müder Handbewegung seinen Anteil äußert, wo Kurfürst Eisenzahn in der Pose des unwiderstehlichen Siegers über die Bretter schreitet und historische Wahrheit und echte Kunst ihr Antlitz schamhaft verhüllen? Wo Sardanapal den Gaffenden den Schlaftrunk reicht oder Kerkyra den blassen Schatten Nausikaa's aus der Unterwelt ruft? Jedes Ding, so lehrt der Prediger, hat seine Zeit: Es werden die Tage kommen, da auch für den jungen Prinzen Saitenspiel und Lautenklang verstummen, da er, der Gefesselte eines unsagbar schweren Berufes, bei jedem Schritt sich unter der unnachsichtigen Kritik eines demokratischen Gesellschaftskörpers findet. Bis dahin aber wird ein Prinz seine Aufgabe am besten verstehen, wenn er die Stunden der Erholung von allem Zwange löst und den Geschmack als persönlichstes Eigentum zugleich anerkennt und fordert. Das „Qualis artifex ego" des Sohnes der Agrippina sollte so wenig, wie für den Künstler auch für Maecenas gelten.

Soll wirklich die Jugend, auch wenn ihrer die Krone harrt, sich ihres schönsten Schmuckes, der Ursprünglichkeit, der Naivität entkleiden, die bei frohem Genießen die Gesetze würdiger Betrachtung und alle Fragen von tieferer Bedeutung lachend zur Seite schiebt? „Je mehr ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen," hat Schopenhauer gesagt. Und Homer ließ auch die Götter lachen.

Aber gerade dort, wo man die Lebensäußerungen des künftigen Kaisers als gleichgültig anzusehen vorgibt und mit unbescheidener Nachsicht über jede Bekundung persönlicher Eigenart scheltend hinweggeht, dort verfolgt man das Lachen, dort schüttelt man bedenklich das Haupt. „Was soll die Zukunft bringen, wenn der Kronprinz sich an der „Lustigen Witwe“ oder der „Polnischen Wirtschaft“ ergötzt? Wenn er lieber in dem Treiben der „Bummelstudenten“, als in den Leiden der Hugenotten Erholung sucht?“ Unnatürlich, wenn es anders wäre; Heuchelei, wenn der Kronprinz es anders täte. Verständig, wenn er aus dem Zwange der bewachten Loge hinabsteigt in das Parkett und an dem Frohsinn der anderen den eigenen Frohsinn belebt. Und wenn ihn dahin seine hübsche junge Frau begleitet. Gemach darum, ihr Herren! Der Most, der gärend sich vom Schaum geläutert, er wird zum Trank, der Geist und Sinn erheitert.

Gemach! Aber hat nicht doch einmal die Stunde geschlagen, da der Kronprinz die Grenzen seines Rechtes verließ, da er vor alles Volk trat und ihm seinen ästhetischen Standpunkt, seinen Kunstgeschmack zu oktroyieren versuchte? Damals, im Weihejahr großer Erinnerungen, als in Breslau Gerhart Hauptmann im Drahtpuppenspiel die Helden einer unvergleichlichen Zeit über die Bühne zog? Wollte da der frivole Gedanke mittelalterlicher Zeit, daß der Landesherr auch über Meinung und Glauben Gewalt besitzt, nicht auch im Reiche des Geschmacks sich vordringlich geltend machen? Ströme von Tinte, Fässer von Druckerschwärze wurden geleert, als man vernahm, daß der Kronprinz von Preußen es abgelehnt habe, Beifall zu spenden, wo seine ganze Seele der Entweihung eines

Heiligtums der Erinnerung widerstrebte. Denn demokratisches Hochgefühl konnte es nicht dulden, daß das Wort eines Prinzen das Schicksal „eines Kunstwerks" entscheide, daß der Kaiser der Zukunft schon als Kandidat für sein Amt das Recht genieße, an der Autorität eines von der „maßgebenden Kritik" zu den Göttern erhobenen Dichters zu zweifeln. Wer ist Hauptmann? Wer ist der Kronprinz? so klang die Frage. Und das demokratische Vollsaft-Bewußtsein gab die Antwort: Hier ein Prinz nur aus dem Zufall der Geburt, dort ein Prinz aus Genieland! Die demokratische Unentwegtheit feierte Feste.

Und sie prüfte nicht mehr Sinn und Motiv des Widerspruches, sie erhob, auf daß die Situation ein Schwert erhalte, ein Werk, das ihr noch eben fragwürdig und bedenklich erschien, zu den Höhen eines die Zeiten überdauernden Kunstwerks, und sie beklagte das deutsche Volk, daß der Wink eines Prinzen ihm die Freude des Genießens selbstherrlich und rücksichtslos raube.

Wer aber Wesen und Art der neuen Demokratie, die zugleich mit dem Männerstolz vor Königsthronen und mit dem Kronenorden vor der staunenden Menge sich brüstet, an einem Zeichen erkennen will, der muß bei dieser Episode aus dem Juni 1913 einen Moment verharren:

Von Breslau war einst der Aufruf des preußischen Königs zum Kampfe gegen Unterdrückung und Not in die Welt gegangen. Hierhin war aus der Hauptstadt der König gewichen. Hier hatte er das Eiserne Kreuz gestiftet, hierhin eilte die wehrhafte Jugend des Landes, hier sammelte sich Lützows wilde, verwegene Jagd, hier wurden die entscheidenden Entschlüsse für Preußens und Deutschlands Zukunft gefaßt. „Eine wunderbare, andächtige

Stille lag über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Der Gelehrte und der Einfältige teilten dasselbe Gefühl," Und sie empfanden es alle, daß die Hand des lebendigen Gottes, des alten deutschen Gottes sich wieder segnend den Unterdrückten zuwenden würde. Rückert und Uhland, Arndt, Schenckendorf und Körner rissen die Herzen empor, des Freiherrn vom Stein und Johann Gottlieb Fichtes glühender Patriotismus zündete Flammen in allen Herzen. Breslau, des alten Preußens zweite Hauptstadt, wurde der Sammelpunkt aller neuerwachenden, in die Freiheit stürmenden Kräfte.

So durfte die alte Stadt den Anspruch erheben, auch der Mittelpunkt der Feier zu werden, die das Bild der Vergangenheit in seiner ganzen Treuherzigkeit, in seinem hinreißenden Pathos zu neuem Leben erwecken soll. Heiliger Ernst sollte die Gedenkzeit durchwehen, kein Puppenspiel die Wucht der Gedanken meistern, und wieder sollte sich einheitlich im gleichen Schauer der Ehrfurcht vor jener großen, eisernen Zeit innerlich zusammenfinden, was sich stark genug und bereit fühlt, zu gleicher Stunde im gleichen Sinn zu handeln, wie einst in den Tagen Blüchers und Steins. Das war der Gedanke, der dazu trieb, den schlesischen Dichter zu laden, die Vergangenheit noch einmal in das Flammenlicht der Dichtung zu stellen, alles Große und Gute, alles Heilig-Zarte und Verwegene, alles Rührende und Tiefe dichterisch zu beleben. Der Dichter sollte der Dolmetsch der Gedanken und Gefühle sein, die uns mit den Menschen jener Zeit verbinden, er sollte die Melodien der Sehnsucht und der Kraft, der Freiheit und des todesmutigen Willens, der Lebensbejahung und der Todesverachtung in den Herzen erwecken. Wer dorthin

ging, zur alten schlesischen Hauptstadt, der wollte der Musik der schwertklirrenden Zeiten Lützows und seiner schwarzen Schar, Friesens und seiner jungen Begeisterung, Fichtes und seiner zündenden Glut, Blüchers, den der Haß gegen Bonaparte fast in die Nacht des Wahnsinns stürzte, andachtsvoll lauschen, der wollte Steins herrischen Genius, Scharnhorsts sittlichen Adel, Yorcks flammenden Trotz und selbst des alten Turnvaters Jahn schrullenhafte Kernigkeit in dichterischer Gestaltung erblicken.

Aber sie haben nicht gewollt, daß ein Festspiel im Deutschen Reiche, geschrieben „zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege", statt des Geistes der Wiedergeburt und der prachtvollen Gestalten des deutschen Kampfes sich Napoleon als Helden erwähle, auch wenn die Nation dem großen Vollzieher der Revolution manches Gut verdankte, seit er die geistlichen Herrschaften, die kleinen Fürstentümer und mit ihnen das Zerrbild des heiligen römischen Reiches zerschlug. Und sie glaubten nicht, sich einer Gesinnung fügen zu müssen, die alles Große und Gewaltige, das eherne Schreiten der Geschichte, alles Brausen einer neuen, starken, über jedes Hindernis hinwegstürmenden Kraft in die läppischen Verse des Kasperltheaters zwängt, die das Leben des Volkes, alle inneren Beweisgründe des geschichtlichen Lebens, alle Not und alles Jauchzen in ein jämmerliches Stammeln auflöst. Gerhart Hauptmann hat selbst, als der Protest von Tausenden sich gegen ihn erhob, sein Werk zu erläutern versucht: Es sei seine Absicht gewesen, „auch für seinen Teil der Allgemeinheit die Augen zu öffnen, welche Gefahr die herrschende Partei der Konservativen durch ihre allzu enge Fusion mit der ultramontanen Macht heraufbeschwört".

In einem Festspiel also, das all die heiligen Empfindungen des großen Kampfes erwecken, uns die Gefühle der herrlichen Zeit erneuern soll, die zum ersten Male die ganze Nation, vom Höchsten bis zum Niedersten, Mann und Weib, Greis, Jüngling und Knabe, den dürftigen Schäfer aus Pommerland und den schlesischen Weber, den Hochschullehrer und den Studenten, den Grafen wie den Knecht in wundervoller Gemeinschaft vereinte, will nach eigenem Geständnis der Dichter häßliche Gegnerschaften der Gegenwart, Streitigkeiten des Tages behandeln. Er will im Weihespiel großer Erinnerung „gegen die junkerlichen Kreise" kämpfen, die, wie er meint, „den ultramontanen Machtgelüsten schmeicheln und den preußischen Staatsorganismus zersetzen wollen", und die uns doch Blücher und York und den großen Erneuerer Preußens, den hessischen Freiherrn, gaben. Kühl und ironisch stand der Dichter einem Stoff gegenüber, der ihn bis in das Innerste packen soll, und weil ihm selbst die Wahrheit nicht offenbar wurde und weil er dennoch reden wollte, deshalb kam jenes durch und durch unwahre Werk zustande, in dem nach dem Worte eines ehrlichen Demokraten das deutsche Volk als eine Gesellschaft von Trotteln erscheint, das nicht dem Genius, sondern dem Wunsche entstammt, ein Pamphlet gegen ein Heiligtum zu schleudern.

Selbst ein sozialistisches Blatt hatte sein Werk „ein saft- und kraftloses, literarisch ausgeklügeltes Puppenspiel" genannt, in dem von historischem Sinn wenig, und von dem Fühlen des Volkes nichts zu spüren sei, und ein anderes Blatt demokratischer Richtung hatte zornig geschrieben: „Man mag in der Niederlage Napoleons ruhig einen Sieg der europäischen Reaktion erblicken, man mag

um die Stirn der gefallenen Helden von 1813 die bleichen Rosen der Tragik flechten; wenn man aber diesem Volk sein Heldentum raubt, wenn man diesen wildaufbrausenden Ozean in einen faulen, morastigen Sumpf verwandelt, dann begeht man, das soll ruhig ausgesprochen werden, eine schändliche Handlung." Ästhetiker sprachen von einer geistigen Verwesung Hauptmanns, sie zitierten Verse aus dem Dichtwerk, in denen der Freiherr vom Stein zu Mutter Deutschland spricht: „Scheuche die Ratten und die Mäuse, die Maulwürfe, Heuschrecken, Fliegen und Läuse, und stärke die deutschen Heraklese, Achilleuse, Odysseuse", in denen es zu Ehren der Kämpfer heißt: „Eher wird ein Franzos' zum Herero, als ein deutscher Hammel zu einem Torero", Verse von der Gedankentiefe des Wortes: „Ohne Grundriß, ohne Statik bleibt das Ganze Tatararatik" und „Mitesser, unbarmherzige Körnerpicker, sozusagen Luftromantiker". Nicht ein einziges Mal strömt wirklich heilige Glut, stolze Begeisterung durch die Verse, nirgends mischen sich in Form und Gedanken Kraft und Schönheit.

Aber nach einer Viertelmillion von alten Kriegern, die einst auf anderem Schlachtwerk für Deutschlands Größe ihr Leben boten, hat auch der Kronprinz Wilhelm das Wort ergriffen. Nicht öffentlich. Aber er hat das Recht beansprucht, vor den Instanzen es auszusprechen, daß er dort nicht Protektor bleiben kann, wo in solcher Weise das Beste und Größte im Menschen besudelt wird. Das ist das gute Recht eines jeden, der mit dem Ehrenamte zugleich auch eine Pflicht der Verantwortung auf seine Schultern nimmt.

Und was geschah? Weil es ein Prinz war, der hier

Einspruch erhob, deshalb vergaß man im demokratischen Lager hurtig die eigene Kritik, fand in dem Pamphlet unendliche Schönheit, sah das Recht des Künstlers gekränkt und erhob sich nun zum zornigen Protest. Der Ästhetiker versank, der Politiker wurde lebendig, der sich zornig gegen „die Vormundschaft eines Fürsten" kehrt, und die „verworrene Reihenfolge von lebenden Bildern" wurde die Erfüllung aller Schönheitssehnsucht. Hatte unter dem Beifall Tausender ein Blatt das Festſtück Hauptmanns als einen sinnlosen Wirbel von Massenaufgebot, als eine Mischung von Pfützenquark und Äthers-Reine, von Carmagnole und Bruderssphären-Wettgesang, von Karneval und Blutdunstrauschen, von Puppenspiel und Furientoben bezeichnet und lachend darauf hingewiesen, wie sich unter Steins Segensprüchen eine deutsche Mutter in Pallas Athene verwandelt und Eros im gothischen Dome erscheint, hatte es von einem futuristischen Gemälde, von einem irrlichterierenden Schmarotzen an allen Kulturen, von einem blinden Raubbau an allen Seelenbezirken alter und neuer Menschheit gesprochen, so strahlte jetzt, weil der Kronprinz tadelnd auftrat, das Werk hellglänzend durch die deutsche Nacht. Und es wurden bewegliche Klagen, erzürnte Proteste laut, daß der Kronprinz seit Jahr und Tag „vom Schwarm der Karnevalspatrioten umringt und umnebelt sei", daß „sein zweifellos gutes und ehrliches Wünschen und Wollen, wenn er sich nicht von ihnen befreie, die Spaltung im Volke immer weiter vertiefe", weil es nicht möglich sei, daß „der schaffende, kulturstolze und aufrechte Teil einer großen Nation die nationale Verketzerung und die Verpöbelung der Sitten und des Geisteslebens ruhig ertragen."

Der letzte Grund? Man spürt in dem Jüngling, in dem Kaiser der Zukunft, etwas, das sich innerlich feindselig gegen alles stellt, was kosmopolitisch empfindet, man spürt hier den reinen und klaren Hauch nationalen Stolzes, man spürt einen Willen, der sich nicht einschüchtern läßt, auch nicht durch die grollende Miene des Königs Demos und durch den Lärm des gebildeten Pöbels.

Nicht das Bedürfnis der Pose, nicht das Verlangen, sich geltend zu machen, hat hier den Prinzen bestimmt, den Widerspruch der nationalen Stimmung durch den eigenen Einspruch zu verstärken, wohl aber ein gesunder, kräftiger Instinkt, ein Hauch von jenem Geiste, der den Anblick deutscher Erniedrigung nicht zu ertragen vermag, der nicht zusehen will, wie man tatenfrohe Menschen in Drahtpuppen wandelt, weil er selbst tatenfroh ist. Hier trat einer von denen hervor, die auf dem Rücken des Pferdes sich des Reiterglücks freuen, die im Hochgebirge der Gefahr der Lawinen trotzen, die im jungen Herzen die Sehnsucht des Soldaten nach Kampf, Gefahr und Sieg verspüren, und die den Kämpfer und Sieger ehren. Und denen es als selbstverständlich erscheint, daß auch die anderen Menschen fühlen und denken wie er. Er nimmt nicht hochmütig das Recht der geistigen Führung in Anspruch, er folgt nur dem Triebe eines sicheren Instinktes.

Und so tritt er auch, als er selbst zur Feder des Schriftstellers greift, nicht mit erborgtem Prunk, sondern ganz schlicht und einfach vor uns und läßt uns mit naiver Freude einen Blick in sein Innerstes tun. Nicht in wuchtigen Bekenntnissen, in seelenvollen Bildern, in gesteigertem Pathos, sondern ganz ohne Schwung und ohne Ehrgeiz, ohne literarischen Dünkel und ohne Sucht nach lärmendem

Beifall. Die Hofmarschälle und Hofräte verschwinden, mit ihnen aller Zwang der Etikette, alle Gespreiztheit der Höfe, alle Gebundenheit der Menschen, die stets unter der Kontrolle der Eifersucht und der Mißgunst stehen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein!"

Wie das Buch entstanden ist? Als der Kronprinz auf seiner Reise nach den Tropen Laktuan besuchte, die Stätte, an der einst während des großen Aufstandes zweitausend Engländer fielen, und als er bewundernd sah, wie die Landsleute der Gefallenen für ihre Veteranen sorgen, da gedachte er der deutschen Helden von Südwest, und spontan entstand in ihm der Entschluß, an seinem Teile einen Beitrag zur Linderung ihrer Not zu liefern. So sind die Einnahmen aus dem Buche bestimmt, bedrängten alten Kriegern und ihren Hinterbliebenen zu helfen. Und bezeichnend für die Gedankenwelt des Prinzen ist es auch, daß er den Erlös des anderen Buches, das seinen Namen trägt, der deutschen Jugend und ihrer Kräftigung bestimmte, daß Hunderte von Berliner Jungen die Möglichkeit fanden, in der frischen Seeluft von Danzig Körper und Geist zu erfrischen. Hier wie dort bleibt Phantasie und Wille bei den Bedürfnissen der Wehrkraft haften, bei den Kämpfern der Vergangenheit und den Kämpfern der Zukunft.

„Indem ich diese Blätter der Öffentlichkeit übergebe, empfinde ich eine gewisse Befangenheit," so leitet der Kronprinz sein „Jagdtagebuch" ein. „Diese kleinen Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen keinen Anspruch auf schriftstellerischen Wert erheben. Sie wollen auch nicht durch ihre Aufmachung blenden und bilden sich nicht ein, irgendwelche sensationelle Tatsachen ans Licht zu bringen.

Lose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Menschen, der die echte weidgerechte Jagd liebt und dem die schöne große Natur ein unversiegbarer Quell von Schönheit und Lebensfreude ist. Ganghofer, Perfall, Schillings und wie sie alle heißen mögen, die das hohe Lied der Jagd und der Natur uns herrlich sangen, das sind Poeten und Jäger zugleich, die ich bewundere. An ihnen und ihren Werken dürfen und sollen diese Blätter nicht gemessen werden. Die Zügel, die Büchse, der Bergstock sind meiner Hand gewohnter und gefügiger als die Feder. Und nur das Bewußtsein, doch so manches auf jagdlichem Gebiet erlebt zu haben, das vielleicht nur wenigen Jägern gegönnt war, hat mich veranlaßt, dieses kleine Buch den deutschen Jägern zu weihen."

Das Nachwort aber, in dem der Kronprinz Abschied nimmt von seinen Lesern, ist auf den gleichen Klang gestimmt: „In bunter Reihe," so lautet es, „sind an uns Bilder von Jagden auf allerlei Wild weit draußen im Osten und im lieben deutschen Land vorbeigezogen. Ich habe versucht, meinen Lesern zuweilen auch die Gefühle und Meinungen anzudeuten, die mich dabei bewegten.

„Von ganzem Herzen bedauern wir Weidmänner die Menschen, denen die Pirsch, in welcher Form auch immer, versagt oder unbekannt ist. Und wenn ich sage: ‚Jagd', meine ich eigentlich: ‚Pirsch'. Denn mir scheint, wer über die Jagd überhaupt nachdenkt, diese wunderbare Verbindung von Kampf, Naturgenuß, Selbstbetrachtung, der läßt nur die Pirsch gelten und spricht der Treibjagd nur eine Berechtigung als Schießübung, aber keine weidmännische, zu.

„Der persönliche gefährliche Kampf, wie ihn unsere

Ahnen kannten und übten, der Nahkampf mit dem Tier ist ja leider durch unsere stetig wachsende Kultur fast bis auf den Nullpunkt gesunken. So muß die der Jägernatur eingeborene Freude am Kampf in der körperlichen Anstrengung der Pirsch, im Ertragen der Unbill der Witterung, im Überlisten des Wildes und schließlich im guten Schuß einen Ersatz finden."

„Aber die Lust am Kampf allein, an dem, was wir heute noch ‚Kampf' nennen dürfen, ist es wahrlich nicht, der uns Jäger hinauszieht ins Revier. Das große Buch der herrlichen Gottesnatur öffnet sich willig und gern von selbst dem echten Weidmann. Im glühenden Aufgehen der Sonne oder im müden, lautlosen Mittagsschlaf der Natur, im sanften Abend, der seinen Frieden über Wald und Feld breitet, im wilden, stöhnenden Föhn im Gebirge redet die große, herrliche Natur mit immer verschiedener, immer gewaltiger Stimme zu uns einsam pirschenden Jägern und singt uns das Hohelied des Schöpfers. Über religiöse Gefühle und Auffassungen zu sprechen ist eine diffizile Sache. Ich weiß nur das eine: Ich, dem die Maxime des großen Ahnherrn: ‚In meinem Staat kann ein jeder nach seiner Fasson selig werden' aus innerster Seele gesprochen ist, habe mich meinem Gotte nie näher gefühlt, als wenn ich, die Büchse über den Knien, in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Forstes saß."

„Das bescheidene Gefühl der eigenen Kleinheit und Nichtigkeit im Vergleich zur ewigen, unendlichen Natur und im Angesicht der Werke unseres Schöpfers — nenne man ihn, wie man wolle — das Träumerisch-Ausruhende und die Gelegenheit zu stiller Betrachtung im Wechsel

mit ehrlicher Anstrengung und Anspannung des Körpers und Geistes zur Überlistung des Wildes, dies alles erfährt vielleicht keiner schöner und besser als der echte Jäger."

„Und nur der echte Jäger kann vor uns bestehen! Der, wenn er hinauszieht ins Revier, all diese Dinge wirklich erleben will; der sein Wild beobachten kann, auch ohne den Finger zu krümmen; der nur ein wirklich starkes Stück erlegen mag, und dem der Schuß selbst nur der Abschluß einer Kette schöner Erlebnisse ist, aber nicht der einzige Selbstzweck."

„Solche in der großen Natur einsam verlebten Stunden machen allein schon das Erdendasein lebenswert; und manche Abendpirsch kann meines Erachtens an Schönheit und Frieden durch nichts übertroffen werden. Wie oft fiel mir bei solchen Pirschgängen der Spruch ein, den die Mogulkaiser über ihre Burg in Agra geschrieben haben: ‚Gibt es auf Erden ein Paradies, so ist es hier, so ist es hier!'"

„Andererseits verbindet Freunde nichts mehr untereinander als gemeinsame Jagderlebnisse. Wenn am Abend das helle Kaminfeuer brennt, und wenn dann, in großen Lederstühlen behaglich hingestreckt, fröhliche Weidmänner, eine Zigarette zwischen den Zähnen, die Blicke auf die Trophäen an den Wänden gerichtet, sich gegenseitig erinnern: ‚Weißt du noch, wie wir damals auf den Hirsch pirschten?', so gibt das eine selbstverständliche Kameradschaft und, ich kann's nicht anders ausdrücken, ein starkes inneres Glücksgefühl zugleich."

„Möchten doch der wahren Jäger immer mehr, der verachtenswerten Schießer immer weniger werden, das

ist zum Schluß mein aufrichtiger Wunsch. Denn, wenn der wahre Jäger auch das Tier tötet, das er jagt, er bleibt in seinem listigen Kampf mit dem Wild der dankbare Freund der Natur. Und bei jedem Pirschgang spürt er etwas von der wunderbaren Stimmung in sich, die aus Goethes herrlichen Versen klingt:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts drängt,
Wenn über uns in blauem Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt . . ."

Hier ist ein freies, ehrliches Bekenntnis unbefangen ausgesprochen und eine willkommene Ergänzung des geringen Wissens gegeben, das gemeinhin ein Volk von dem inneren und äußeren Erleben eines Thronerben hat. Und wer die einzelnen Szenen auf der Pirsch verfolgt, wer mit ihm auf Ceylon den Elefantenfährten nachgeht und in Indien in der Zeltstadt lagert, um hinauszuziehen und auf den Tiger zu fahnden, wer dem Steinbock auf seinen halsbrecherischen Pfaden folgt oder im Morgengrauen den Auerhahn beschleicht, wer auf dem Pirschgang dem frühen Atemholen der Natur, der Sprache der Wälder, dem Rauschen des Wassers lauscht, und wer dann auf die einfach künstlerischen Linien blickt, in denen der jugendliche Autor Erlebnisse und Gedanken zeichnet, der wird die dürftigen Umrisse seines Bildes plötzlich belebt und einen Fürsten sehen, der seinen Rang auch abzulegen vermag und nur zum liebenswerten Menschen wird.

Allerdings auch hier ein Mann von deutschem Blut, dem im Wald und auf der Heide religiöses Empfinden in der Seele blüht, der aber auch auf dem Jagdgrund nicht die Schießübung, sondern die Gefahren des Kampfes ersehnt, der die Treibjagd haßt, weil sie diese Gefahren nicht bringt, der das Wild nicht meuchelt, sondern liebt. Ein Beispiel: Auerhahnjagd im Schwarzwald. „Mit wortlos vorgestrecktem Arm zeigte mir der Jäger etwas Dunkles, einen schwarzen Klumpen, so schien mir's, der auf dem Schnee einen absonderlichen Tanz aufführte. Der Hahn! Stumm und vorsichtig schlichen wir weiter, mit großer Mühe uns durch den tiefen Schnee arbeitend. Dann zwei- bis dreimal tief Atem geholt, die Flinte entsichert, der Schuß kracht, und der eben noch so tolle Tänzer, der lebenslustige Minnesänger sinkt zusammen im Schnee. Noch im Tode bietet er einen stolzen Anblick in der Pracht seines bunten Gefieders, umrahmt von den purpurnen Flocken, die sein Schweiß auf die glitzernde Schneefläche verstreut hatten. Einen schönen Tod hat er gehabt, der stolze Kerl, aus dem vollen Liebeswerben heraus direkt in die ewigen Jagdgründe." Ein anderes Beispiel von der Gemsjagd: „Ich sehe mich nach dem Jäger um. Er marschiert schweigend und hält das Seil eisern gespannt. Auf einmal — es kommt urplötzlich — gibt es einen polternden, knirschenden Ton. Ich sehe, wie mein Jäger wie der Blitz zurück unter mich hinspringt, und vor meinen Füßen, nicht mehr als drei Meter vom Platz, wo ich stehe, rutscht die ganze Schneemasse zu Tale. Eine weiße Fläche, so groß wie der Fußboden eines großen Zimmers. Es war eine hohl gefrorene alte Lawine. Ganz fest schien sie, und doch war die ganze Geschichte restlos abgerutscht. Der

graue Grasboden des Berghanges lag bloß. Das war der Tod, der weiße Tod, der da wenige Meter von uns vorbeigefahren war und uns gegrüßt hatte. Ich glaube, jeder von uns hat ein kurzes, aber echt gemeintes Gebet für sich gesprochen."

Hier ist keine Pose, hier stellt sich nicht ein Akteur gespreizt vor uns hin, Bewunderung und Beifall heischend. Wenn man den schlichten Bildern folgt, die uns entrollt werden, dann vergißt man wohl die hohe Stellung des Mannes, der sie erlebt und gezeichnet hat, und es bleibt nur die helle Freude an diesem frischen, jungen Gemüt, das jeden bedauert, der die Pirsch nicht kennt mit allen ihren Erregungen, Freuden und Gefahren, der sie nicht um dieser Gefahren willen allein liebt. Die Pirsch, nicht jene Jagd, die den Komfort mit in das Waldesdunkel schleppt, die einen Massenmord vollführt und zuletzt mit einem seltsamen Stolze feststellt, daß hier der tausendste Silberfasan und dort der zehntausendste Hirsch im Feuer verendet ist. Hier gilt es „den Nahkampf mit dem Tier", die Lust an der Einsamkeit und ihren Freuden, die Ergriffenheit des poesievollen Menschen, der sich dem Weben und Walten der Natur nahe weiß und ihm andächtig lauscht. „Um Tigern gleich zu morden," so klingt es in einem alten Jägerlied, „in Wäldern weit und breit, hab' ich Dianens Orden mich wahrlich nicht geweiht! Nein, einem edlern Triebe dank' ich mein grün' Gewand: Nur dir, Natur, zuliebe wählt' ich den Jägerstand!"

Das ist der eigentliche Gewinn für den Leser des Jagdbuches, daß ihm hier ein kraftvoller, männlicher Zug entgegentritt. „Die Jagd ist doch immer was und eine Art von Krieg," sagt der wackere Lerse. In gleichem Emp-

finden hat wohl auch Macchiavell einst die Fürsten gemahnt, der Jagd zu pflegen, damit sie sich „an Strapazen gewöhnen", wenn auch die Meinung des klugen Florentiners, daß die hier gewonnene Vertrautheit mit der Topographie des Landes im Kriege Nutzen bringen soll, von seinem großen Gegner Friedrich mit begründeter Satire zurückgewiesen wird.

Allerdings, der große Friedrich selbst war kein Jäger, ob er gleich ein großer Soldat war. Mit einer gewissen zornigen Leidenschaft bekämpft er jene Übung, zieht er gegen den Gedanken zu Felde, in der Jagd, in welcher Form sie auch geübt wird, die ritterliche Vorübung zum heißen Männerkampfe zu erkennen. Vielleicht hat ihn, den empfindsamen Ästheten, die Rauheit der Szenen erschreckt, in deren Mitte neben seinem Vater die Grumbkow und Leopold von Dessau standen, vielleicht auch der harte Zwang, der seine Jugend bedrückte, wenn in seinem kleinen Kopfe schon andere Bilder und Wünsche lebten, als in dem harten Sinne des ungeliebten Vaters. Ihm ist die Jagd nur „eine von den sinnlichen Vergnügungen, die den Leib sehr bewegen, dem Geiste aber nichts sagen", er erkennt in dem brennenden Verlangen, ein Tier zu verfolgen, und in dem grausamen Vergnügen, es zu töten, einen Zeitvertreib, der wohl den Leib stark und gesund macht, aber den Geist brach und ohne Kultur läßt. Gewiß seien auch große Männer von der Jagd überaus eingenommen gewesen, wie ja jeder seine Fehler und Schwachheiten habe. Aber, so mahnt Friedrich, „Ahmen wir das nach, was groß ist, und kopieren wir sie nicht in dem, was klein ist!" Es ist charakteristisch für den großen König, der zugleich ein Mann von großer Kultur war, daß er zwar nicht

grundsätzlich „eine mäßige Leibesübung", wie die Jagd sie bietet, verwirft, aber doch einschränkend hinzusetzt, daß die Leibesübung nur für die Unmäßigen nötig sei. Auch sei ein langes Leben nicht das höchste Gut. „Es handelt sich nicht darum, daß der Mensch den Faden seines gleichgültigen und unnützen Lebens bis auf Methusalems Alter bringt. Je mehr er gedacht, je mehr schöne und nützliche Taten er verrichtet, je länger hat er gelebt. Überdies ist die Jagd unter allem Zeitvertreib derjenige, der sich für Fürsten am wenigsten schickt. Sie können ihre Pracht auf hundert Arten zeigen, die den Untertanen nützlicher sind. Muß man denn übrigens die Profession wählen, die keinen anderen Vorteil hat, als daß sie uns ein langes Leben verspricht? Die Mönche leben meistens weit länger als andere Menschen; muß man deswegen ein Mönch werden?" Und endlich fordert der König nicht ohne Ingrimm, daß dann, wenn das Wild zu häufig würde und dem Landmann seine Felder verdürbe, man Jäger bezahlen und damit beauftragen solle, es auszurotten. „Fürsten sollten eigentlich mit nichts beschäftigt sein, als mit der Sorge, Kenntnisse zu sammeln und regieren zu lernen, damit sie sich von ihrem Stande einen rechten Begriff machen und demgemäß ihr Handeln einrichten. Auch Gustav Adolf, Turenne, Marlborough, Prinz Eugen seien berühmte Leute und große Generale, aber gewiß keine Jäger gewesen, so wenig wie Cäsar, Alexander und Scipio. Es sei also den Fürsten wohl zu verzeihen, wenn sie auf die Jagd gehen, falls es nur selten geschieht, und um sich von ihren ernsthaften und manchmal sehr traurigen Geschäften zu erholen. Man solle anständige Vergnügungen nicht verbieten. Allein die Sorge, gut zu

regieren, sein Land blühend zu machen, es zu schützen, das Aufblühen und die Früchte aller Künste zu sehen, sei ohne Zweifel das größte Vergnügen, und unglücklich sei, wer noch anderes braucht."

Als Friedrich diese Meinungen aussprach, da stand er noch unter dem ehernen Regimente des Vaters, da mochte in seinen hart abweisenden Worten auch das uneingestandene Bedürfnis nach Geltung ringen, diesem Manne, den er erst später zu verstehen lernte, möglichst ungleich zu werden. Ihm ist die Jagd schon verhaßt, weil der Vater sie liebte, weil er um ihretwegen tausendfach gescholten wird, weil er all den Hohn vernehmen muß, daß er die Schlafmütze auf dem Kopfe trage und schlotterig wie ein Lumpenkerl sei, daß man ihn nicht als ganzen Mann achten dürfe, daß er französische Manieren habe und höchstens zum Gelehrten tauge. Ein wenig spricht vielleicht auch in dem Jagdbuch des Kaisersohnes eine stille Opposition gegen manche Gewohnheit der Gegenwart, eine Stimmung, die sich gegen die zweifellos dem natürlichen Sinne der Jagd so völlig fremde Methode des Massentötens, der Schießübung auf geängstigte, zitternde Wesen richtet, und die ihr Gleichnis nach anderer Richtung in der Gegnerschaft gegen den politischen, auf die Überschätzung des Friedens gerichteten Grundzug findet. Der Sohn sucht in der Jagd die stolze Betätigung der Manneskraft, den Weg zur Stählung von Geist und Körper. Es ist kein Zufall, keine Koketterie, wenn er erzählt, daß ihm aus Waldesrauschen und Einsamkeit ernste Gedanken aufsteigen, daß er hier das Wort des Ahnherrn sich zu eigen machte: „In meinem Staat kann ein jeder nach seiner Fasson selig werden." Lehrt das Bewußtsein, in

der Einsamkeit Gott nahe zu sein, nicht die eigene Bedürftigkeit und Fehlbarkeit begreifen? Und muß so nicht die Nachsicht mit dem erwachen, der den Schöpfer auf anderem Wege sucht? Und weiter: Liegt in diesem schmucklosen, schlichten Buche mit seiner frohen Feier der Männlichkeit nicht auch ein Protest gegen das Phäakenleben der modernen begüterten Jugend? Gegen die Unlust, die der Mangel an bedeutenden Aufgaben, an verantwortungsvollen Taten gerade im Leben eines Prinzen hervorrufen muß? Es ist hier etwas zu spüren, das über das Jagdglück hinaus nach ernsteren, mannhaften Zielen drängt, etwas, das in der modernen Manier, zur kriegsmäßigen Übung Klubsessel und ein Dutzend Köche zu schleppen, Falsches und Fremdes erkennt.

Wenn der parteipolitische Haß nicht die Stimmung verwüstet und das Urteil zum Vorurteil wandelt, dann findet wohl auch ein politischer Gegner verständige Worte — als das Jagdbuch erschien, da war in einem liberalen Blatte das folgende ehrliche Urteil zu lesen:

„Seit seiner frühesten Kindheit ist uns — wie das nun einmal bei Thronerben Brauch ist — sehr viel vom Kronprinzen erzählt und berichtet worden. Falsches und Richtiges, von Eingeweihten und Phantasievollen. Hübsche Anekdoten aus den Knabenjahren, angebliche kleine Liebesgeschichten des heranreifenden Jünglings, Charakterzüge bei Sport und Spiel, in den heimatlichen Jagdgefilden und in der internationalen Welt im Engadin, Militärisches aus dem Dienst des jungen Offiziers beim Regiment und im Manöver. In den allerletzten Jahren ist auch die Politik an die Reihe gekommen, und alle möglichen Versionen sind über die politischen An-

schauungen des Kronprinzen verbreitet worden, wie das bei einem Thronfolger ebenfalls unvermeidlich ist. So haben wir mancherlei über den zukünftigen Träger der deutschen Kaiserkrone erfahren. Zum Beispiel, daß er sich gern Operetten anhört, daß er ein für fast alle erdenklichen Arten von Sport begeisterter Sportsmann ist, und daß er als guter Deutscher eine Schlappe unserer auswärtigen Politik tief und zornig empfindet. Aber das alles ist im Grunde nicht viel. Trotz aller Erzählungen, Berichte und Vermutungen wissen wir sehr wenig über den Kronprinzen des Deutschen Reiches, denn es ist selbstverständlich, daß Theaterbesuch und Sportleidenschaft allein nicht das Leben eines jungen Mannes ausfüllen können, der durch seine Erziehung von Jugend auf für eine ebenso große wie schwere und verantwortungsvolle Aufgabe vorbereitet worden ist. Der Wunsch, in dem ältesten Kaisersohne auch den Menschen kennen zu lernen, ist aber begreiflich und berechtigt, denn er ist es, der eines Tages dazu berufen werden wird, die Geschicke des Reichs und des deutschen Volkes zu lenken. Da ist es wertvoll, wenn der Kronprinz selbst uns etwas von sich und seinen Gedanken erzählt, wie er es in seinem soeben erschienenen Buche ‚Aus meinem Jagdtagebuch‘ tut."

„Es sind freilich nur knappe, weidmännisch schlichte Skizzen, die der junge fürstliche Verfasser seinen Lesern bietet. Er selbst weist in seinem Geleitwort jeden schriftstellerischen Ehrgeiz von sich. Aber obgleich das Thema immer dasselbe ist — die Jagd in Indien, in Schottland, in Schlesien oder in Tirol —, ist in diesen Tagebuchblättern eines passionierten Jägers auch ein subjektives Bekenntnis, und wer diese ohne jede stilistische Aus-

schmückung, mit sachlicher Bescheidenheit geschilderten Jagdabenteuer gelesen hat, dem steht die Persönlichkeit des Kronprinzen ungleich deutlicher als zuvor vor Augen. Der Schreiber eines Tagebuches enthüllt immer etwas von sich selbst, auch wenn es nur ein Jagdtagebuch ist, das über ‚Pigsticking‘ und Tigerjagd in Indien, Vierzehnender und Rehbockpirsch, Steinbock- und Grousejagd berichtet. Die Erzählung bleibt nun einmal subjektiv, und just der Umstand, daß die Zügel, die Büchse, der Bergstock, wie der fürstliche Jagdschriftsteller selbst bescheiden sagt, seiner Hand gewohnter und gefügiger sind als die Feder, gibt seinem Buche etwas besonders Persönliches und damit einen Reiz, der weit über das gewöhnliche Interesse für die Jagderlebnisse eines guten Schützen und echten Sportsmann hinausgeht. Nicht nur Jäger werden das Jagdtagebuch des Kronprinzen gern zur Hand nehmen, sondern alle, die den Wunsch haben, den zukünftigen Herrscher als Menschen kennen zu lernen.“

„Eine frische, junge, aber nicht unreife Persönlichkeit tritt uns aus diesen Tagebuchblättern entgegen. Ein kühner aber bescheidener junger Jäger, der sich nicht scheut, einzugestehen, daß er auf der Tigerjagd, als das gestreifte königliche Tier endlich tödlich getroffen zusammenbrach, einen guten Schluck Whisky tun mußte, weil ihm ‚ganz flau‘ zumute war. Ein liebenswürdiger und taktvoller junger Fürst, der es seinen Gastgebern in Schottland, in Indien und in Italien leicht und angenehm macht, ihn zu bewirten. Ein guter Jagdkamerad, für den nicht nur sein Ordonnanz-Offizier ein Sportfreund ist, sondern auch der schlichte Gemsjäger, der ihn im Gebirge führt. Vor allem aber ein aufrichtiger und echter Freund der Natur.“

Wenn aber der Kronprinz die Politik von Marokko mißbilligen, Bedenken gegen die Heimkehr der Welfen erheben und gar im Streite um Zabern sich für die Ehre der Armee einsetzen wird, dann wird auch das freundlich gezeichnete Bild ganz neue Konturen gewinnen.

Wie aber Kronprinz Wilhelm die Jagd und ihre Freuden von einer höheren Warte aus auffaßt, als unter dem Gesichtspunkt eines die Langeweile zerstreuenden Sports, so läßt sich eine innere Konsequenz auch in seiner gesamten Stellung zu sportlicher Übung erkennen: Er zagt nicht vor dem Zahne des Ebers und vor dem Raubwild der Dschungeln, er reitet die hitzigsten Pferde, er nimmt mutig jedes Hindernis, er ist ein gewandter Schwimmer, Fechter und Turner, der in der aristokratischen Jugend wohl kaum seinen Meister findet. Überschlank, sehnig, mit klaren Augen scharf die Schwächen des Gegners erspähend, steht er seinen Mann im Kampfspiel auf dem Tennisplatze wie im Fechtsaal. Sollen wir uns dessen grämen? Sollen wir immer nur mäkeln, daß Spiel und Sport doch dem, der zu ernstem Beruf bestimmt ist, nach dem Rezepte des großen Ahnherrn, nur das Maß der Arbeitszeit unnützlich kürze? Sollen wir, weil er ein Kaisersohn ist, die endlich wieder lebendig gewordene Lehre vergessen, daß geistig gesund und kraftvoll nur bleibt, wer auch den Körper gymnastisch stählt? Soll der Thronerbe sich nur müde in die Sessel lehnen, die in den Logen des Stadions dem Hofe bereit gestellt sind, niemals aber selbst die Sehnen im Wettkampf erproben? Oder soll er nicht sich als Führer einer Generation fühlen, die mit der freien Luft, mit dem klingenden Frost, mit Sturm und Sonne wieder vertraut zu werden beginnt?

Man preist die Gegenwart sonst, daß sie gegen die nervenabspannende, zehrende Hast des Lebens zur Körperpflege greift, daß sie wieder den hygienischen Wert von Sport und Spiel erprobt. Man fühlt es auch, daß dort der Pessimismus die Grundstimmung der Jugend wird, daß die Kraft der Begeisterung sterben, die Seele verkrüppeln muß, wo alle Sorge einseitig der geistigen Kultur zugewandt ist und die Stubenluft die einzige Lebensluft wird. Sollen zuletzt ästhetisierende Schwächlinge die Herren werden und Maß und Inhalt der Erziehung bestimmen, bis zuletzt Mephistos „kristallisiertes Menschenvolk" zur Tatsache wird? Auch daß die Jugend es lernt, den Körper zu stählen, ihre Brust in freier Waldesluft zu baden, auf dem Rücken des Pferdes die Kraft und den Willen zu üben, ist für die Zukunft der Nation von Bedeutung. In einem kraftvollen Körper wächst auch der Adel des Empfindens, der Wettkampf im Stadion tötet liederliches Wesen, verdrängt die erotische Phantastik. Die Sieger der Spiele in Hellas leben in Pindars olympischen und pythischen Oden, lebten im Ruhme aller griechischen Gauen fort, nicht weil sie im einzelnen Wettspiel den Preis errangen, sondern weil sie Anmut und Kraft und geistige Schönheit miteinander verbanden. Aber es gilt auch hier wie stets das Wort Emanuel Geibels: „Und das Höchste bleibt das Maß." Sport darf nicht zum Sportfexentum werden, und Kraft und Schönheit finden ihre edelste Verbindung nicht in den Fleischmassen der Ringkämpfer vom Zirkus und auch nicht in den keuchenden Helden der Sechstagerennen.

Wird aber Sport und Spiel im Leben des Prinzen, der einst der Führer der Nation werden soll, zum „Selbst-

zweck“? Füllen sie den Rahmen seines täglichen Daseins so anspruchsvoll aus, daß die ernste Arbeit zurückgedrängt und erstickt wird? Hier mag der Umstand, daß das Auge der Öffentlichkeit zwar mühelos jeden Gang zur Reitbahn, jedes Spiel auf dem Tennisplatz wahrnimmt, kaum aber in das Innere des Arbeitszimmers, in die Werkstatt des geistigen Schaffens dringt, leicht zur Mutter des Irrtums werden.

Als Fénelons Telemach der schönen Göttin berichtet, wie er einst nach Kreta gelangte und das Volk nach des Idomeneus Fortgang einen neuen König suchte, wie er im Wettlauf, im Ringkampf und im Kampf mit dem Caestus siegte, da erzählt er weiter, wie er auch auf die Fragen der Geronten die weiseste Antwort gab und wie man ihn darum zum König erwählte. Solche Heldenjünglinge werden nicht mehr geboren; auch ist es nicht mehr das Vorrecht der Fürstensöhne, in aller Weisheit und in allem körperlichen Leisten über die Gefolgschaft zu ragen. Nur höfischer Byzantismus würde behaupten, daß Kronprinz Wilhelm so reich von den Göttern begnadigt wurde, daß er auf allen Gebieten des Lebens der Promachos, in allem Wissen der Weiseste sei. Aber wenn das demokratische Bedürfnis umgekehrt der Tendenz folgt, alles Leisten von Fürstensöhnen, alle Tüchtigkeit, alles Können und gute Wollen hämisch zu glossieren, selbst für die Jugend Maßstäbe zu suchen, die man nirgends sonst wählt, so fordert doch ein gerechtes Urteil das ehrliche Bekenntnis, daß Kronprinz Wilhelm weder in dem oberflächlichen Getriebe von Sport und Spiel versinkt, noch die Zeit zu gründlicher geistiger Bildung nutzlos vorüberstreichen läßt. Ihm tötet die Jugendfreude nicht den sittlichen Ernst.

Soll man denn den erzieherischen Wert der Tatsache vergessen, daß hier, wo unser Volk so viel nachholen, so viel erst neu schaffen muß, auf dem Gebiete der körperlichen Übung, der geborene Führer der deutschen Epheben, der deutschen mannhaften Jugend, die einst das Reich bewahren soll, ein wirklicher Promachos, ein Vorkämpfer im Sinne der Alten ist?

Allerdings, der Geist, der sich hier offenbart, wird von den Instinkten, die heute, in müder Zeit, die Herrschaft behaupten, als feindlich empfunden: Eine neu erstarkte Jugend wird auch die Welt des Willens wieder erschließen und dem schlaffen Gedanken, daß der Frieden wichtiger sei als alle anderen Güter der Nation, das verdiente Ende bereiten. Wenn heute, wie in den Jahren nach Ludwigs des Vierzehnten Tode, eine Zeit allgemeiner Entartung der europäischen Politik heraufzog, wenn mit dem wachsenden wirtschaftlichen Besitz die Geltung des Schwertes schwindet, wenn des populären Beifalls sicher ist, wer den aristokratischen Charakter des Kampfes verhöhnt und dem ewigen Frieden weichliche Hymnen singt, so wird mit einem an Kraft und Willen wachsenden Geschlecht auch die Erkenntnis wieder erwachen, daß ein Volk zu gewissen Zeiten, um nicht zu ermatten, auch einer stärkenden Eisenkur bedarf.

Weil aber dort, wo man vor solcher Erkenntnis bangt, wo auch in heißen Zeiten die Sorge der alten „Libertät" um den gemeinen Groschen das Empfinden abstumpft, schon die natürliche Bekundung jugendlich flammender Gesinnung als Bedrohung aller heiligen Güter erscheint, deshalb durfte ein dreißigjähriger Husarenoberst dem Buche, das doch unser Volk in Waffen darstellen soll,

nicht das Motto geben: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Deutschland auf seiner Armee und Marine," deshalb sollte dieses freudig-stolze Bekenntnis scheu vor dem neuen Dogma weichen: „Deutschlands einzige Aufgabe ist es, den Weltfrieden zu erhalten."

Es ist kein Bekenntnis zum Mutualismus, das der Kronprinz in seinem Buche über Deutschlands Waffenkraft ablegt, kein Zugeständnis an die Theorie der Schwächlichkeit, kein Ausdruck des Verlangens, gleich Schillers Poeten in den Wolken zu wandern und bei den Göttern zu weilen, statt auf kräftigen Beinen die Erde zu stampfen. Es gibt eine Mitte zwischen der Sehnsucht nach dem ewigen Frieden und jenem Chauvinismus, der um des eigenen Vorteils willen jedes fremde Recht bedroht. Das ist die goldene Mitte, die Bismarck einschlug, wenn er sich wie gegen jeden Präventivkrieg, so auch gegen jeden nicht von dem Bedürfnis der Nation getragenen Eroberungskrieg wandte. Was aber vor Jahren ein deutscher Professor sagte, daß wir suchen müßten, anderen Völkern gerecht zu werden, das ist eine ebenso erschreckende Lehre, wie du Bois Reymonds mattherziger Glaube, daß der Deutsche, von seiner geistigen Höhe herabschauend, nur Kosmopolit sein dürfe. Wie stahlhart und wie goldklar klingt dagegen Moltkes Wort, daß der Krieg ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung sei, daß sich in ihm die edelsten Tugenden, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit entwickeln, daß ohne ihn die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren würde! Wie anders, wie leidenschaftlich zugleich und edel klingt Heinrich von Treitschkes Bekenntnis, daß gerade der

politische Idealismus die Kriege fordert, daß alle Sittlichkeit verkehrt würde, wollte man das Heldentum aus der Menschheit streichen: „Arisches Völkerleben verstehen die nicht, die den Unsinn vom ewigen Frieden vortragen; die arischen Völker sind vor allem tapfer. Sie sind stets Mannes genug gewesen, mit dem Schwerte zu schützen, was sie mit dem Geiste gewonnen hatten." Die Forderung des ewigen Friedens ist reaktionär von Grund aus, denn mit dem Kriege soll alle Bewegung, alles Werden aus der Geschichte gestrichen werden. „Nur im Wechsel liegt das Ruhende, und auf dem Schlachtfeld erblüht das Leben."

Aber der Krieg beugt und zerstört das Recht? Nun, die eherne Sprache der Geschichte lehrt seit dem ersten Dämmern menschlichen Bewußtseins, daß Staaten und Völker nicht entstehen, wachsen und untergehen nach den Regeln der Zivilprozeßordnung, sondern nach einem stets neuen, dem Schoße der Tat sich entringenden, immer wieder sich gebärenden Gesetz. „Alles Recht in der Welt ist erstritten, jeder Rechtssatz, der da gilt, hat denen, die sich ihm widersetzten, abgerungen werden müssen, und jedes Recht behauptet sich nur dadurch, das Recht eines Volkes wie das eines einzelnen, daß die erforderliche Macht zu seiner Behauptung ihm zu Gebote steht. Das Recht ist kein logischer, sondern es ist ein Kraftbegriff." So hat Rudolf von Ihering einst geschrieben. Und er hat anerkannt, was schon Aristoteles lehrte, daß, was dem Staate frommt, schon darum das Sittliche sei, was Niccolo Macchiavelli zu der These formte, daß dann, wenn es die Rettung des Staates gilt, gar nicht gefragt werden sollte nach der Reinheit der Mittel, was, anknüpfend an das

Wort des Florentiners, der größte Geschichtsschreiber unserer Zeit uns predigt: „Wer nicht männlich genug ist, dieser Wahrheit ins Gesicht zu sehen, der soll seine Hände lassen von der Politik.“ Von allen politischen Sünden ist die Schwäche die verwerflichste und verächtlichste, und zuletzt gibt es kein Rechtsprinzip, das nicht durch ein höheres Prinzip durchbrochen werden kann.

Auch der Missionar schreitet zugleich unter dem Zeichen des Kreuzes und des Schwertes einher, auch der Kulturträger wird darauf verzichten, mit „sanften Blümeleien die heißen Teufel einzuschneien“. Siegreiche Waffen erst eröffnen der Kultur neue Schauplätze, erst sie haben die Barbarei an bedeutender Stelle überwältigt. So ist der Krieg gleichen Alters mit dem Leben:

„Die Weltgeschichte spottet jener Sagen
Der blassen Friedensdichter, daß ein Hirt
In ferner Zeit, in blauen Zukunftstagen
Ein Schwert, versteckt in Rosen, finden wird,
Solang' des Zeiten-Webstuhls Arme weben,
So lang' die Menschheit lebt von Pol zu Pol,
Bleibt Trauerspiel das große Völkerleben,
Und hat ein Schwert zum ewigen Symbol.“

Aus solchem Empfinden, aber auch aus reifender geschichtlicher Erkenntnis hat der Kronprinz das kurze Vorwort zu dem Buche „Deutschland in Waffen“ zu einem Bekenntnis erhoben, getrieben auch von dem Gefühl, das in ihm ein Blick in die Umwelt erweckt, daß unsere Zeit kräftiger Mahnung bedarf, wenn ihr Antlitz nicht völlig welken, ihr Herzschlag nicht erlahmen soll. Einfach, schlicht, aber klar und überzeugend stellt er zugleich sein Bekennt-

nis der sozialistischen Propaganda entgegen, die in dem Gestrüpp ihrer Phrasen jede Freude am Soldatentum zu ersticken und das Ehrenkleid des Vaterlandskämpfers als ein Kleid der Schande darzustellen sucht. Warum soll der künftige Führer der Nation nicht heute, wo er nur der erste Bürger ist und auch das Recht des freien Bürgers besitzt, seine Meinung frei in Wort und Schrift zu sagen, nicht mit offenen Visier vor die Gegner treten? Es wird doch manchen geben, den die Stimme des Kaisersohnes zurückruft, dem im Herzen ein Springquell neuen, frischen, natürlichen Lebens sprudelt.

Der Kronprinz widmet sein Buch der gesamten wehrfähigen Bevölkerung, jedem deutschen Jüngling und Mann, der „gesonnen ist, für die Ehre und Großmachtstellung des Vaterlandes mit der Waffe in der Hand seine Kraft und sein Leben freudig einzusetzen". Er folgt dem Worte Friedrichs des Großen, daß der Krieg zum Nachdenken, der Friede zur Uebung führen soll, er will die Freude an der Arbeit denen erhöhen, die im Dienste des Vaterlandes den Soldatenrock tragen, er will die Jungen freudig machen zu solcher Arbeit, und den Alten, die ihre Dienstpflicht erfüllten, die Erinnerung an den Wert soldatischer Gemeinschaft beleben. „Von Arbeit und Dienst des Vaterlandes soll dies Büchlein erzählen; von Arbeit, die mit emsigem Fleiß und nie versagender Geduld von Offizieren und Unteroffizieren geleistet wird, um immer von neuem junge Soldaten und Matrosen im Gebrauch der Waffen auszubilden und so die Land- und Seerüstung Deutschlands in blanker und scharfer Verfassung zu erhalten."

Es ist das Bild des „Volkes in Waffen," das dem

Kronprinzen vorschwebt, dasselbe Bild, das einst Scharnhorst und Gneisenau, Clausewitz und Grolmann erfüllte: Nur das Aufgebot der ganzen Volkskraft kann Freiheit und Ehre der Nation sichern. Dasselbe Bild, dem schon Blücher den Umriß gab, als er nach dem Frieden von Tilsit seinen lieben Scharnhorst bat, „vor einer Nationalarmee zu sorgen; niemand auf der Welt muß eximiert sein, es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat." Scharnhorst aber begann seinen Entwurf mit den Worten: § 1, „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben."

Aber die Armee mußte, wenn sie ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf werden sollte, zugleich eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes sein. Die Begeisterung allein kann nicht die Ausdauer, die Mannszucht des geübten Soldaten ersetzen. Aus seiner reichen Geschichtskenntnis, so schreibt Treitschke von Scharnhorst, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männliche Tugend einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieb, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Er wollte die militärischen Uebungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar.

„Mehr als andere Länder," so schreibt der Kronprinz, „ist unser Vaterland darauf angewiesen, seiner guten Wehr zu vertrauen. Schlecht geschützt durch seine ungünstigen geographischen Grenzen, im Zentrum Europas gelegen, nicht von allen Nationen mit Liebe beobachtet, hat das Deutsche Reich vor allen anderen Völkern unserer

alten Erde die heilige Pflicht, Heer und Flotte stets auf der größten Höhe der Schlagfertigkeit zu erhalten. Nur so, auf das gute Schwert gestützt, können wir den Platz an der Sonne erhalten, der uns zusteht, aber nicht freiwillig eingeräumt wird."

Wiederum Gedanken, die schon viele gedacht und ausgesprochen haben. die allgemeine Form hat ihnen Goethe gegeben: „Keiner bescheidet sich gern mit dem Teile, der ihm gebühret. Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg." Auch aus den Worten des Prinzen klingt uns die Erkenntnis entgegen, daß ein Volk auf den Gütern, die ihm die Vergangenheit schuf, nicht ruhen darf, wenn anders es sich nicht aufgeben will, daß auch der Deutsche das Recht der freien Bewegung fordern darf, daß er aber den Platz, der ihm zusteht, nur erhalten wird auf Grund gesicherter Machtmittel. Und es ist ihm ein Trost: „Ein waffenfroher Geist hat stets in unserem Volke gesteckt. Schon bei den alten Germanen ward der Jüngling erst dann für voll angesehen, wenn ihm die Waffenweihe zuteil geworden war. Dieser von tapferen Ahnen überkommene Geist ist es auch gewesen, der unsere Väter in den Kriegen des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, des alten Kaisers und noch in der letzten Zeit auf Deutsch-Südwestafrikas sonnendurchglühtem Boden zu unbezwinglichen Truppen zusammenschweißte. Diesen kriegerischen, treuen und stolzen Sinn müssen wir pflegen und unseren Nachkommen als heiliges Erbe überliefern." Der Stolz auf die Vergangenheit, auf die Taten der Väter, auf gewonnene Schlachten kleidet die Jugend, kleidet auch den Prinzen, der einst der vornehmste Hüter des Erbes wird. Nur tritt in dieses frohe Herz auch die Sorge, wenn sein Blick das

ganze Feld des nationalen Daseins zu umspannen sucht und wenn er dann auf eine Verkümmerung des Volksgeistes durch den wachsenden Materialismus stößt und aus geschichtlichen Vergleichen die Lehre entnimmt, daß die Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs nicht immer Zeiten gesteigerter Machtgeltung, sondern oft auch des Verfalls waren. Wächst nicht vielleicht aus jenem wirtschaftlichen Aufschwung auch die ewig zitternde Bangnis vor jeder Bedrohung des Friedens? Schwächt nicht eben die Behaglichkeit der Phäaken den Gemeinsinn? Tötet sie nicht das Ehrgefühl der Volkspersönlichkeit?

Vor zwanzig Jahren etwa erschien das Manifest des Zaren vom ewigen Frieden. Man baute im Haag ein prachtvolles Haus, Abrüstungsvorschläge wurden gewechselt, Schiedsgerichte berufen. Das „internationale Parlament der modernen Arbeiterklasse" traf hier mit dem Wunsche des Zaren zusammen, immer von neuem hat es, „seinen unerschütterlichen Willen zur friedlichen Kulturentwicklung" bekundet. Keine Epoche der Geschichte aber ist so reich an blutigen Kriegen gewesen, wie diese zwei Jahrzehnte, über denen doch in seltsamer Gemeinschaft die Friedensbanner zugleich des Autokraten, der in Rußland herrscht, und der Revolutionspartei wehten. Da klingt in den unholden Traum des Kronprinzen Wort: „Wir leben freilich heutzutage in einer Zeit, die mit besonderer Genugtuung die stolze Höhe ihrer Kultur betont, die nur zu gern sich ihres internationalen Weltbürgertums rühmt und sich in schwärmerischen Träumen von der Möglichkeit eines ewigen Weltfriedens gefällt. Diese Lebensauffassung ist undeutsch und steht uns nicht an. Der Deutsche, der sein Volk liebt, der an die Größe und Zukunft unserer Heimat

glaubt und ihr Ansehen nimmer gemindert wissen will, darf die Augen nicht zu solchen Träumereien schließen, darf sich nicht in trägen Schlaf singen lassen von dem Friedens-wiegenlied der Utopisten."

Und nun, was Frau Sorge dem Prinzen in das Ohr flüstert: „Seit dem letzten großen Kriege hat Deutschland eine Periode wirtschaftlichen Aufschwungs hinter sich, die fast etwas Beängstigendes an sich hat. Der Wohlstand ist in allen Kreisen unseres Volkes derart gestiegen, daß die Ansprüche an die Lebenshaltung und der Luxus sich üppig entwickelt haben. Nun soll gewiß nicht undankbar verkannt werden, daß ein hoher wirtschaftlicher Aufschwung viel Gutes schafft. Aber die Schattenseiten dieser allzu raschen Entwicklung treten vielfach peinlich und drohend hervor. Schon hat die Bewertung des Geldes bei uns ein Gewicht gewonnen, das man nur mit Sorge beobachten kann. Die tüchtige Leistung als solche gilt leider heutzutage häufig schon weniger als das Vermögen, das einer ererbt oder errafft hat. Und auf welche Weise das Vermögen verdient worden ist, danach wird oft schon kaum mehr gefragt. Diese Sucht nach dem Besitz möglichst großer Geldmittel droht alte und ehrwürdige Begriffe zu verschieben. Dinge, die früher nicht als „fair" oder besser gesagt, nicht als „an-ständig" galten, werden stillschweigend geduldet; dem hitzigen Gelderwerb wird alles geopfert. Die alten Ideale, ja, selbst Ansehen und Ehre der Nation können in Mit-leidenschaft gezogen werden; denn zum ungestörten Geld-verdienen braucht man Frieden, Frieden um jeden Preis. Und doch lehrt uns das Studium der Geschichte, daß noch immer alle diejenigen Staaten, bei denen rein kauf-männische Interessen in Entscheidungsstunden den Aus-

schlag gaben, elend zugrunde gegangen sind." Hier mögen Carthago ebenso wie die Niederlande dem Autor vorgeschwebt haben.

Das gesunde Gefühl der Jugend rebelliert gegen den Krämergeist — wehe dem deutschen Volke, wenn solches Gefühl des Protestes verloren ginge und der Elan der Nation unter den materiellen Interessen erstickte! Daß wir aber auf gleitendem Wege sind, das hat nicht der Kronprinz allein der Zeit im Spiegel vor Augen gehalten, das haben zahllose Patrioten in all diesen Jahren beklagt, in denen mit der Gesinnung auch mehr und mehr das Bild der Gesellschaft sich zu wandeln beginnt und der Materialismus immer tiefer in den Marasmus zu führen droht. Auch in den Blättern der Linken konnte man vor Jahren schon die Befürchtung lesen, daß in der Üppigkeit des wachsenden Genußlebens die gesunde Arbeitskraft der Nation ersticken könne, und die Mahnung, daß in Einfachheit und Tüchtigkeit die höchsten Personen dem Volke voranleuchten möchten. Solche Sorge war berechtigt, aber die Mahnung fand keinen Gehorsam: auch in den höchsten Kreisen wuchs die Neigung zu Luxus und Pomp, wuchs auch die Überschätzung des Repräsentativen zugleich mit der Verkennung der Realitäten. Mußte doch Fürst Bülow, der erste Beamte des Reiches, als Bußprediger gegen den Luxus auf der Tribüne des Reichstags erscheinen und beziehungsvoll künden: „Ich nehme niemanden aus, ich meine jeden Deutschen!" Gewiß hat Kaiser Wilhelm wiederholt sich gegen den Luxus, gegen die Überschätzung des Scheines ausgesprochen, aber seine Mahnung hatte nur geringen Erfolg, und gerade von hohen Stellen aus, wo man dem Volke in der Wertschätzung anderer Güter voranleuchten sollte, als

prunkvoller Festlichkeiten und glänzender Schaustellungen, wurden Beispiele geboten, die verheerend weiterwirkten.

Die Neubildungen aber des gesellschaftlichen Lebens, die gerade durch die Überschätzung der materiellen Güter und die wachsende Nachsicht gegen die Erforschung der Herkunft der Güter sich durchzusetzen beginnen, wecken in dem Prinzen schwarze Sorgen für die Zukunft. Hat er nicht richtig gesehen? Noch sperren allerdings gewisse Schranken der höfischen Etikette dem Reichtum einzelne Wege, die nur den Söhnen der alten Schwertmagen des Königtums und den Offizieren geöffnet sind, aber sonst ist der Millionär der Sieger geworden, und in den Salons glücklicher Spekulanten oder ihrer Erben drängt sich die Hofgesellschaft. Der Geldadel wächst empor, ein neues Junkertum, das niemals ein Schlachtfeld sah, es dringt auch auf das Land, und schon ist die Reichshauptstadt mit einem goldenen Gürtel von Luxusgütern umgeben. Auf den Nordlandsreisen des Kaisers zeigt die Liste der geladenen Gäste zahlreiche Namen von Börsenmagnaten. Diese neue Aristokratie führt statt des Schwertes die Couponschere, statt des Schildes den Aktienprospekt und als Wappen den Kurszettel. Der Schwertadel aber weicht zurück, die Söhne der Geschlechter, die einst die Schlachten der Hohenzollern schlugen, sitzen bedrängt auf der ererbten Scholle. Und die Kapitalien wachsen in den Händen einzelner zu Riesenmassen, und mit ihnen die Ehrfurcht vor dem Golde, ob es „ererbt oder errafft worden ist".

Auch der Kronprinz will den Luxus nicht zerstören, dessen wirtschaftliche Bedeutung er nicht verkennt, er will „frisch und freudig wieder an den schlichteren Sinn der Väter anknüpfen", aber er will dennoch „keine Säulen-

heiligen heranziehen, die sich, auf alle schönen Freuden der Erde verzichtend, von wildem Honig nähren und rauhe Kamelfelle zur Gewandung wählen". Er will Komfort und Luxus genießen, wie sie die Zeit bietet, aber in ihnen nur „eine angenehme Beigabe" erblicken, etwas Überflüssiges, das „wir lachend in die Ecke werfen in dem Augenblick, wenn der Kaiser uns ruft und wenn wir die Hände frei haben müssen für das Schwert".

Der Bußprediger verdammt eben nicht das Recht der Lebensfreude, und wo Grau in Grau gemalt wird, dorthin blitzt doch auch der Sonnenstrahl der Zuversicht und des Vertrauens in die Zukunft. Das ist Reitergeist, guter, echter Reitergeist, der lachend alle Zierat des Lebens hinwirft und fröhlichen Herzens alle Beschwerden aufnimmt.

„Wenn wir in den Blättern der Geschichte studieren," so führt der Kronprinz seine Gedanken aus, „dann müssen wir's erkennen: Es zieht sich wie ein roter Faden die Lehre von der Notwendigkeit kriegerischer Tüchtigkeit eines Volkes hindurch. Selbst starke, große Nationen mußten von ihren lange behaupteten Vorzugsplätzen zurücktreten, als die Pflege kriegerischer Tugenden dem Hang zum Wohlleben gewichen war, und als frischere, tüchtigere Völker, rechtzeitig ihren Vorteil nützend, auf dem Kampfplatz erschienen." Der Kronprinz weist auf die Lehren, die im fernen Osten der Sieg des japanischen Volkes über Rußland gebracht hat, er konnte auch vom Niedergang Roms und von seiner Vernichtung durch das junge Volk der Germanen und von dem trüben Ausgang Spaniens schreiben. Aber ihn lockt die Gegenwart: „Die Sympathien der Kulturvölker gehen heute noch, wie in den Schlachten der Antike, mit dem forsch und tapfer kämpfenden

Heere, gehen mit den braven Kämpfern, die, wie Lessing seinem Tellheim sagen läßt, für ihr Land Soldat sind und aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird."

Was der Kronprinz erstrebt, das ist die Wehrhaftigkeit des Volkes, die nur durch eine harte Schule, durch gemeinsame, entschlossene Arbeit erreicht werden kann. Das ist nicht eine neue Offenbarung, aber es ist die Stimme eines Mannes, der auch dann, wenn er noch nicht die Autorität der völlig gereiften Erfahrung besitzt, doch Respekt vor seinem Amte fordert, und dessen Stimme deshalb, zugleich als die Stimme des Rufenden in die Zukunft, weithin vernehmbar ist. Und das ist kein Leid und keine Gefahr für das deutsche Volk, sondern ein Segen. Denn es ist kein leichtfertiger Ruf zum Angriff, sondern es ist die praktische Übersetzung des Mahnwortes Bismarcks: „Toujours en védette!" Und es liegt in dem Wesen der Jugend, daß in ihrer gesunden Sprache etwas aufblitzt wie ein funkelnder Pallasch, und dieser Schimmer ist dem Deutschen und soll ihm willkommener sein, als die ewige, graue Skepsis.

„Gewiß kann und soll diplomatische Geschicklichkeit wohl eine Zeitlang die Konflikte hinhalten, zuweilen lösen. Gewiß müssen und werden sich in der ernsten Entscheidung alle Berufenen ihrer ungeheuren Verantwortung voll bewußt sein. Sie werden sich klar machen müssen, daß der Riesenbrand, einmal entfacht, nicht mehr so leicht und rasch erstickt werden kann. Aber wie der Blitz ein Spannungsausgleich zweier verschieden geladener Luftschichten ist, so wird das Schwert bis zum Untergange der Welt immer der letzten Endes ausschlaggebende Faktor sein und bleiben." Auch hier kein überraschender Gedanke, nur eine einfache Lehre. Aber eine Lehre, die man zu vergessen begann in

dieser seltsamen Zeit der internationalen Todesfurcht, in der man stets mit dem Gedanken des Krieges spielt und stets vor ihm zurückschreckt, in der die Diplomaten plötzlich zu der gleichen ausschlaggebenden, schicksalsbestimmenden Bedeutung emporsteigen, wie in den Tagen des Wiener Kongresses. Diplomatische Geschicklichkeit hat weder die Japaner gehemmt, ihr Lebensrecht im Waffenkampf zu fordern, noch am Balkan zu einem friedlichen Ausgleich der nationalen Interessen geführt. Auch diplomatische Geschicklichkeit verdrängt mit ihrer feinen dünnen Stimme, mit ihrem Tasten und Erwägen nicht die ultima ratio alles gesichtlichen Werdens, und der Knochen des pommerschen Grenadiers bleibt doch der letzte Einsatz.

„Und weshalb muß ein jeder, dem seine Heimat lieb ist und der an eine große Zukunft unseres Volkes glaubt, freudig mitarbeiten für sein Teil, daß der alte soldatische Geist unserer Väter nicht verloren geht, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt werde. Denn das Schwert selbst macht die Sache nicht allein, sondern der in Übung gestählte Arm, der es führt. Jeder einzelne von uns muß sich waffenfähig erhalten und auch innerlich vorbereitet sein auf die ernste große Stunde, da der Kaiser zur Fahne ruft. Auf jene Stunde, da wir uns nicht mehr selbst, sondern nur noch dem Vaterlande mit allen unseren geistigen und körperlichen Kräften gehören; da alle diese Fähigkeiten zur höchsten Anspannung gebracht werden müssen, zu jenem ‚Willen zum Siege', der doch niemals in der Geschichte erfolglos gewesen ist." So m u ß der Oberst sprechen, dessen Amt es ist, die Jugend, die ihm unterstellt wurde, zum Siege vorzubereiten, so darf auch der Thronerbe sprechen, der in solcher Erziehung des Volkes zur Kraft den wesent-

lichen Teil seiner Herrscheraufgabe erblickt. Um so mehr jetzt, in einer Zeit des Ästhetizismus, in der alles Kulturwesen überschätzt und die einfache Wahrheit vergessen wird, daß der Grundbau, auf dem wir stehen, doch mit Blut und Eisen gekittet ist, daß es ohne die Armee kein Deutschland gäbe, daß ohne sie weder das Reich noch die Ordnung denkbar ist. Wir haben zu wenig Eisen im Blut, und so beginnt auch der alte Stolz auf unsere Armee langsam zu siechen. Wir jammern über jedes harte Wort, das auf dem Exerzierplatz gehört wird, wir sind zimperlich, wenn der Bruch der Disziplin mit verdienter Härte geahndet wird, wir mildern das militärische Strafgesetz, und ganz Deutschland fährt empor, wenn dort in der kleinen Elsasser Stadt eine Faust, um die Ehre der Armee zu wahren, grob und rücksichtslos zugreift. Wir vergessen, daß unsere Jugend einer doppelt harten Schule bedarf, weil sie, ehe sie des Königs Rock anzieht, zu wenig behütet war, weil sie zum großen Teil den Riesenzentren des industriellen Lebens entstammt und die sittliche Gesundheit frühzeitig verlor. Der Wille zum Siege aber braucht Nerven und Muskeln, und der Husarenoberst darf diese einfache Weisheit lehren, auch wenn er Kronprinz ist, und er muß sie lehren, eben weil seine Stimme weithin klingt.

Und weil, wer innerlich gesund ist, es gerne hört, daß er also spricht: „Wenn das ganze deutsche Volk entschlossen ist, Gut und Leben freudig einzusetzen, dann kann die Welt voll Teufel sein und gegen uns in Waffen stehen, und wir wollen mit ihr schon fertig werden, und wäre die Not der Stunde noch so groß.“ Kein philosophisches Theorem, keine dialektische Entwicklung anspruchsvoller Gedanken, aber etwas ist hier, das klar und gesund ist: Arbeite, Volk, schaffe

an dir selbst, stähle die Nerven, sei gottesfürchtig und treu, folge dem Gebote des Kaisers, setze Gut und Leben freudig ein für die Ehre, verlaß dich auf niemanden, als auf dich selbst, versinke nicht im Materialismus, traue nicht der erschlaffenden Mär vom ewigen Frieden, lerne Geschichte — zehn Gebote der Männlichkeit!

Da klingt es denn zusammen mit Emanuel Geibels zuversichtlichen Versen:

„Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemut mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt.
So blieb die Schlacht als letzt' Gericht
Auf Leben und auf Tod,
Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Not."

Es ist geschehen, daß man sich bitter beschwerte, zornig emporfuhr, weil solche Worte, wie der Kronprinz sie sprach, „provozieren müßten", weil sie der notwendigen Rücksicht auf das Ausland entbehrten. „Derartige Sentiments", so las man, „passen nicht auf eine so gespannte politische Lage, wie wir sie heute haben." Und weiter vernahm man das hämische Wort: „Die Attackenfreude ist wohl veranlaßt durch den Gegensatz zu einem friedliebenden, seiner Verantwortlichkeit ernst bewußten Regime." Wie wenig haben sie, die mürrisch solche Kritik üben, Verständnis zugleich für die Würdelosigkeit einer ewigen Rücksicht auf die Meinung der Fremden, wie für das Wesen einer natürlich empfindenden, wehrstolzen Jugend! Lugt hier nicht wirklich die Sorge „des undeutschen, internationalen Bürgertums" um „das ungestörte Geldverdienen" hervor?

An dem Tage vielleicht, an dem vor hundert Jahren der Ahnherr den Aufruf an sein Volk unterschrieb, vielleicht an dem andern Tage, als Johann Gottlieb Fichte sein hartes Wort aussprach: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden", oder als zum ersten Male es brausend durch das Land klang, daß der Gott, der Eisen wachsen ließ, keine Knechte wollte, sicherlich aber unter der Märchenwirkung der Erinnerungszeit, den letzten, noch hallenden Eisenklang im Ohr, ließ der Enkel seinen jauchzenden Ruf ertönen. Soll denn der Reitersmann, der seiner Schwadron voransprengt, auch dann, wenn der Boden dröhnt und der Staub die Leiber umwirbelt, im Herzen sich um den Frieden ängsten und sich schaudernd vor dem Bild des Todesritts von Vionville und den Tränen der Witwen und der verwaisten Bräute entsetzen? Sollen unsere jungen Offiziere nichts mehr von der Sehnsucht nach Schlacht und Sieg, nach Wunden und Tod verspüren? Selbst ein glücklicher Leichtsinn ist eine bessere Zierde des Soldaten, als bange Skepsis. „Der fröhlich heit're Sieger ist der schönste Sieger stets", singt Anastasius Grün.

Aber das Entsetzen ist noch gestiegen, als in dem kurzen Aufsatz, den er dem vornehmsten Regimente der Armee gewidmet hat, der Kronprinz vor dem Bilde, das Adalbert von Kossack von der Attacke des Regiments bei Zorndorf malte, soldatisch begeistert schrieb:

„Da stürmt das Regiment daher, eine geschlossene weiße Mauer. Die Pallasche blinken in der Sonne, die Augen der Reiter sind weit aufgerissen vor Spannung auf den nahen Moment des Zusammenpralls. Man glaubt die

Erde dröhnen zu hören unter dem Donner der Hufe. Und der Staub lagert über dem Ganzen wie eine mächtige Rauchwolke. Die russischen Grenadiere stehen wie die Felsen im brandenden Meer und verschießen ihre letzten Patronen. Es nutzt ihnen aber nichts. Mit jauchzendem Hurra brechen die Panzerreiter in ihre Reihen, schlagend, stechend und niederreitend, was sich ihnen nicht ergibt."

Preußischer Geist steht heute nicht hoch im Kurse, vor allem in Deutschland nicht, wo man zu vergessen beginnt, daß allein der preußische Geist das Reich gerettet und neu geformt hat, wo ein Sozialist im Reichstag es wagte, den Preußen mit einem degradierten Soldaten zu vergleichen, dem der Profoß die Achselklappen von der Schulter und die Kokarde von der Mütze riß. Man hat es vergessen, daß dieser Preußengeist seinen Schild blitzblank durch eine Geschichte von vielen hundert Jahren trug, daß er Düppel nahm, vor Königgrätz den letzten Anspruch Habsburgs auf das Herrentum im morsch gewordenen römischen Kaiserstaate zerschlug und in Versailles die alte Krone der Hohenstaufen aus den Feuergluten holte. Ehe es ein Preußen gab und einen preußischen Geist war das Reich wehrlos, da zogen die Fremden über die lange Pfaffengasse des Rheines, da schlugen sie auf deutschem Boden ihre Schlachten. Der Preußengeist zeugte der römischen Kirche keine Heiligen, er schuf auch keinen Minnesang, aber er weckte kriegerische Kraft und starken Ehrgeiz, und er riß durch die Macht seines Willens zur Tat empor. Und er, auf dem heute der Bayer oder Schwabe mit nachsichtigem Mitleid blickt, als habe nicht auf ihm die ganze Last der Arbeit gelegen, war doch derselbe Geist, der, mit dem Gedanken des modernen Lebens sich vermählend, über den Trümmern

der alten Kirchenherrschaft und der altständischen Rechte eine starke Staatsgewalt schuf und der dem Slaventum, weil es unfähig war, weite Gebiete entriß, um sie deutscher Kultur zu gewinnen. Nur weil der Preußengeist siegte, wurde Deutschland Großmacht. Aber die neu erstehende Legende will es anders. Sie haßt diesen Preußengeist, sie schiebt die Kleinen und Kleinsten voran, Völker und Stämme, die sich oft genug gegen die Mission der Hohenzollern mit dem Schwerte zur Wehre setzten, die einst ihre Söhne zur Reichsarmee sandten und noch im Freiheitskampfe gegen Napoleon den rechten Weg nicht fanden.

Und so flossen Ströme von Tinte und Tränen zusammen, von Tränen der Entrüstung und der Bekümmernis, Tränen der Sorge, daß man draußen im Ausland aufhorchen, Vorstellungen erheben, uns zu Friedensstörern, den Thronerben zum Chauvinisten stempeln werde, der nur nach seines Nächsten Acker giert, als man die prächtige Schilderung der kleinen Episode von Döberitz las:

„Und noch ein anderes Bild. In Döberitz beim Regimentsexerzieren auf dem Truppenübungsplatz. Das Regiment im Zugkolonnengalopp. Wie eine große, wuchtige Maschine donnern die Schwadronen, weit ausgreifend, daher, um dem Feinde die Flanke abzugewinnen. Durch welliges Gelände bewegt sich die Kolonne, vom Staub besudelt. Man hört das Schnauben der Pferde, das Klirren der Pallasche. Die Stahlhelme blitzen. Jeder einzelne Reiter bemüht sich, im Exerziergalopp Vordermann und Richtung zu halten — keine Kleinigkeit bei Staub und unebenem Boden! Manch einer stürzt, und über ihn hinweg geht die Reiterschar. Was hilft's! Wo gehobelt wird, da fallen Späne. Alle Ohren sind gespitzt

auf das nächste Signal. Alle wissen es, jetzt kann nur „Front" oder „Aufmarsch ins Regiment" kommen. Und richtig, da tönt s herüber, hell und zitternd in das Getöse der galoppierenden Masse: „Front!" Die Zügel wirbeln herum, und wie durch Zauberschlag ist die Linie hergestellt. Eine Front von fünf daherbrausenden Gardes-du-Korps-Schwadronen — und dann folgt das Signal „Marsch, marsch!" Da wird das Letzte aus den Pferden herausgeholt, und mit vorgebeugtem Körper und eingelegter Lanze die Attacke mit Hurra ausgeritten . . . Wer solche Attacke mitgeritten hat, für den gibt's nichts Schöneres auf der Welt!"

Bis hierhin — man hätte geschwiegen. Die Weichen und die Lauen von Laodicea, die Friedensapostel mit der schwieligen Faust und die Krämer. Aber der Kronprinz fügt aus freudiger Seele hinzu: „Und doch noch e i n e s erscheint dem echten Reitersmann schöner: Wenn alles dies dasselbe ist, aber am Ende des schnellen Laufes uns der Feind entgegenreitet und der Kampf, für den wir geübt und erzogen sind, einsetzt, der Kampf auf Leben und Tod. Wie oft bei solcher Attacke hat mein Ohr den sehnsüchtigen Ruf eines daherjagenden Kameraden aufgefangen: ‚Donnerwetter, wenn das doch ernst wäre!' . . . Reitergeist! Alle, die rechte Soldaten sind, müssen's fühlen und wissen: Dulce et decorum est pro patria mori!"

Reitergeist! Preußengeist! Aber ein Geist, der vielen fremd geworden ist in einer Zeit, in der die Dekadenz sich spreizt und die Männer weibisch werden. Vielleicht, ja vielleicht schrieb Kronprinz Wilhelm diese Episode am 5. Februar nieder, ein Vierteljahrhundert nach jenem Tage, an dem Fürst Bismarck das stolze Wort sprach, daß

wir Deutsche Gott, aber sonst nichts in der Welt fürchten. Vielleicht wirkte auf ihn, ganz unbewußt, die Weihe jener Stunde, da der größte Deutsche, hoch aufgerichtet, umwoben von dem Glanze heroischer Taten, in weite Fernen schauend, mit hinreißender Wahrheitskraft das deutsche Evangelium kündete und der Gefährte großer Tage, Moltke, sich schweigend aus der Menge löste und mit einem stummen Händedruck noch einmal das Bündnis der Vergangenheit verbürgte. Hier in der kurzen stolzen Erzählung des Kaisers der Zukunft liegt etwas von dem Trotz jener Stunde, etwas auch, man mag es offen gestehen, von jenem furor teutonicus, der nicht herausfordert, der keinen Angriffskrieg sucht, der aber für einen Appell an die Furcht kein Echo besitzt. Und wenn der ferne Hauch jener Tage auf den Kronprinzen wirkte, als er die Episode beschrieb, und als in seiner Seele die Sehnsucht der Jugend entbrannte, wirklich einmal vom Exerzierplatz auf die grüne Heide zu reiten und im wilden Anstürm auf den Feind zu dringen — mehr noch, als Reitergeist, mehr noch als schäumende Jugend: Das ist Preußengeist, das ist Geist von jenem 6. Februar, der die Furcht für ewig aus dem deutschen Sprachschatz streichen wollte. Und wir vernahmen? Daß der Kronprinz sich andere, klügere Gesellen aussuchen sollte, die ihn Besseres lehrten, daß er „die Schmeißfliegen entferne", die doch das Heldenlied deutscher Größe summen, die geistige Tafelrunde von ein paar Offizieren und Junkern, die es nicht ahnen, daß die Armee nur eine Dienerin für die gewaltige Schöpfertätigkeit des Handels sein darf. Der neue Geist soll auch ihm die Umgebung schaffen, diese Krämerart, die den Geist der eisernen Rede Bismarcks so wenig begreift oder doch so wenig aufnimmt, daß sie den

Reitergeist jener kleinen Episode als fremd, feindselig und verhaßt empfindet.

Und nun nimmt der Kronprinz Abschied von der Garnison, die ihm zwei Jahre lang die Heimat war, von dem Regimente, das er zwei Jahre lang führte. Und wieder spricht der Preußengeist aus seinem Abschiedswort:

„Husaren meines Regiments! Über zwei Jahre habe ich mit euch denselben Rock getragen und derselben Standarte treue Gefolgschaft gehalten wie ihr. Seine Majestät der Kaiser und König hat mir ein neues militärisches Arbeitsfeld zugewiesen, und so habe ich zu gehorchen. Es wird mir verflucht schwer, und das Herz will mir brechen, daß ich nun nicht mehr an eurer Spitze durchs Leben reiten soll; das werdet auch ihr in dieser Stunde fühlen, dessen bin ich sicher. Die beiden glücklichsten Jahre meines Lebens habe ich in euren Reihen verbracht; meine Jugend trage ich heute zu Grabe. Wohl kann man mich von euch trennen, aber mein Herz und mein Geist bleibt unter euch. Wenn einmal der König ruft und das Signal ‚Marsch, marsch!' wird geblasen, so denkt an den, dessen sehnlichster Wunsch es stets war, diesen Augenblick des höchsten soldatischen Glücks an eurer Seite miterleben zu dürfen. Das feste und innige Band aber, das euch, meine Kinder vom Regiment, mit mir unlöslich verknüpft, wird erst dann zerrissen werden, wenn auch für mich die Stunde des Abmarsches zur großen Armee dort droben geschlagen haben wird. Mein altes, heißgeliebtes Regiment hurra!"

An diese Kundgebung, seltsam genug, haben sich so scharf abweisende Artikel geknüpft, daß sogar der Strafrichter einschreiten mußte. Da wurde nicht nur höhnisch erklärt, daß „der Drang des Gefühls dem Autor sogar die

Herrschaft über die Sprache erschüttert habe und daß ihm die einfachsten Sprachregeln der Schule entglitten seien", sondern daß hier auch „ein Ausbruch von Kriegslust" sichtbar werde, da es ja als der sehnlichste Wunsch verkündet werde, „den Augenblick des höchsten soldatischen Glücks zu genießen". Und mit einem Blick auf vergangene Tage wurde hinzugefügt, daß ja der eigene Vater „aus eigener Erfahrung dem Sohne gute Lehren darüber geben könnte, wieviel Mühe es kostet, den Eindruck solcher Äußerungen in Europa zu verwischen". Ein deutscher Kaiser mit so überschwellender Kriegslust werde in ganz Europa als Gefahr eingeschätzt werden und fordere die Koalition aller Staaten gegen das Deutsche Reich heraus. Denn ein fast absoluter Herr über die formidable deutsche Heeresmacht, der so kriegslustig sei, müsse allen Staaten, auch den verbündeten, als eine persönliche Bedrohung des Friedens erscheinen, den zu hüten doch die höchste Aufgabe sei. Welch ein Unglück würde es bedeuten, wenn der Kronprinz jetzt ans Ruder käme! Wieviel Mühe würde es kosten, das Mißtrauen des Weltteils gegen den sehnlichen Wunsch nach dem Augenblick des höchsten Glücks zu beschwichtigen! Unruhe und Sorge würde sich der Welt bemächtigen. Allerdings werde der Kronprinz, da sein Vater noch ein langes Leben verspricht, wohl erst als Sechziger auf den Thron kommen, und da würden die Menschen wohl zu der Einsicht gelangt sein, daß „die Eigenschaft, der erste Sohn der Königin zu sein, zwar ein ziemlich sicheres, aber nicht das zweckmäßigste Merkmal des obersten Machthabers sei".

Es ist zuweilen, als ob ein tiefer Riß durch das Empfindungsleben des deutschen Volkes gehe, über den

eine Brücke der Verständigung niemals mehr hinüberführen wird. Als ob eine blasse Philosophie, die das gedruckte oder gesprochene Wort als Tat ansieht, die aber die wirkliche Tat verachtet, die Kraft erstickt und das Mark in den Knochen zum Verdorren bringt, als ob die deutsche Welt, die einst so kraftvoll vorwärts schritt, an Diabetes leide. Das Wort, das Faust zu Wagner spricht: „Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen, braut ein Ragout von anderer Schmaus und blast die kümmerlichen Flammen aus eurem Aschenhäufchen raus", das hallt ohne jeden Klang der Ironie den Menschen entgegen, denen das Erinnerungsjahr noch etwas anderes brachte, als die wehleidige Sehnsucht, als Mauer vor dem Weltfrieden zu stehen, auch wenn tausend Geschosse gegen diese Mauer prasseln. „Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht", sagt abermals Faust.

Es bleibt das alte Dilemma: Ein dreißigjähriger Husarenoberst, der auf dem Manöverfelde Attacke reitet, soll in Friedenssehnsucht ersterben, halb Kinderspiele, halb die Angst im Herzen, daß jemals die kriegerische Übung sich in wirklichen Krieg verwandeln könnte. Soll aber wirklich das Ideal des Kaisers der Zukunft in einem Manne verkörpert sein, der nur ängstlich im Studierzimmer sitzt oder das Gepäck seiner Leute und die Ställe revidiert, der keinen Traum von Ruhm und Schlachtenglück träumt, und der doch einst entscheidend auf die Richtung der deutschen Politik wirken soll und dem politischen Leben der Gegenwart nimmermehr gleichgültig oder gar ablehnend gegenüberstehen darf? Sonst klingt laut der Ruf, daß das deutsche Volk sich politisieren, sich schulen müsse: Jeder

schwadronierende Agitator verlangt das Recht, seine Meinung zu sagen, hält sich, wenn er die Mitte der zwanziger Jahre erreicht hat, für fähig, als Volksvertreter an der Gesetzgebung mitzuwirken, für geschickt, alle Zusammenhänge des geschichtlichen Lebens zu erkennen, wenn er kaum ein paar Jahre die sozialistische Rednerschule besucht hat. Wenn aber der künftige Kaiser in einem Alter, in dem Beethoven bereits seine Eroika schuf, ein Fürstensohn, an dessen Bildung die besten Köpfe der Zeit gearbeitet haben, im Kreise der eigensten Wirkung das Wort ergreift, dann erhebt sich lärmender Protest. Er hat kein Recht, sein persönlichstes Leben zu leben, er darf niemals seinem Temperament und den natürlichsten Bedürfnissen der Jugend gehorchen, er darf nur als müßiger Zuschauer von der Loge aus den Ereignissen folgen und auch niemals ein eigenes Urteil äußern. Tut er es dennoch, so ist, das wissen wir schon durch Bebel, völlig ohne Bedeutung, was er zu sagen hat. Denn „was hat dieser junge Mann eigentlich für Verdienste?" Bedeutung, tiefe Bedeutung hat aber dennoch jedes Wort, das er spricht, für sie alle, die, wie Bismarck es nannte, im Gefühle sorgenvoller Bedürftigkeit stets nur auf das Ausland blicken, die jubeln und den höchsten Augenblick genießen würden, wenn der junge Husarenoberst seinem Regimente beim Abschied zurufen würde: „Hoffentlich wird niemals uns ein Krieg beschieden sein; nie der König uns rufen und nie das Signal ‚Marsch! Marsch!' geblasen werden! Denn gramvoll ist mir der Gedanke, solche Stunde höchsten soldatischen Unglücks erleben zu müssen!"

Es ist in der Tat, als ob ein tiefer Riß besteht, über

den keine Brücke führen wird, ehe die gemeinsame Not sie schlägt und in den Herzen das Bewußtsein zu neuem Leben erweckt, daß das deutsche Blut doch stärker ist, als das dünne Wasser der Phrasen.

Auch die Worte des Kronprinzen sind gewiß noch keine Tat, aber sie sind wertvoll als Ausdruck nicht einer vorübergehenden Stimmung, sondern einer konstanten Gesinnung. Denn sie klingen hell mit dem zusammen, was er in seinem „Deutschland in Waffen" aussprach und was auch den Grundton in allen Kundgebungen bildet, mit denen er in das politische Leben eintrat. Auch hier wird das Leben noch feilen und meißeln, das schwere Gewicht der Verantwortung noch manche Frühlingssaaten niederdrücken. Der frohe Traum von Schlacht und Schlachtenglück bedeutet ja noch nicht die Bereitschaft zu einer leichtfertigen Entfesselung des Krieges. Wohl aber bedeutet er schon jetzt in seiner jugendlich gewissen, persönlichen Gestaltung eine Absage an die trübe Methode, politische Geltung zu fördern, indem man, wie uns einst gelehrt wurde, „den triebhaften Nationalismus durch den Geist der Menschlichkeit überwindet" oder sich müht, „den harmonischen und friedlichen Fortschritt aller Völker herbeizuführen". Es klingt hier die entschlossene Betonung eines Willens durch, der auch vor der Ultima ratio nicht erschrickt, der das Schicksal des Volkes nicht auf Toaste und Glückwunschtelegramme, auf Beileidskundgebungen und Versöhnungsfeste stellen will. Es klingt hier die Erkenntnis, daß auch das deutsche Volk noch durch schwere Zeiten des Kampfes wird wandern müssen, daß auf weithin sich dehnendem Felde die Schlange im Grase lauert, und daß es nottut, die Nation rechtzeitig für diesen Kampf zu be-

reiten. Wie ein wohlgerüstetes Heer und eine starke Flotte, so ist auch die Gewißheit der Gegner, daß ein entschlossener kaiserlicher Wille die Nation belebt, das stärkste Argument für den diplomatischen Erfolg; die stete Bekundung aber mutualistischer Neigungen erweckt den Glauben an die Furcht vor dem Kriege, an unsere sorgenvolle Bedürftigkeit, und nimmt selbst dem geschicktesten Diplomaten, wie es Friedrich Wilhelms des Vierten Zeiten so grausam lehrten, den Wind aus den Segeln. Das Elend von Olmütz brach über Preußen und Deutschland doch nur herein, weil ein friedseliger, auf die Kraft der Sterne vertrauender Königssinn die Armee unfertig ließ, und weil dieser Mangel und der allem Realen verschlossene Geist des Königs uns das politische Gewicht, das uns gebührte, nicht zu sichern verstand.

Auch damals, in den trübsten Zeiten der neuen preußischen Geschichte, als die ewig aufgeschminkte Friedensliebe uns entwaffnet und die mangelnde Rüstung uns unter das Joch von Kaudium geführt hat, saß und sann dort irgendwo am Rheine der Erbe der Krone, und es war also geschehen, daß sich, wie Bismarck rückschauend berichtet, „allmählich die gegenseitige Stellung der beiden Höfe von Sanssouci und Koblenz zu einer okkulten Gegnerschaft konsolidierte". Und diese Gegnerschaft erwuchs aus der ewigen Antagonie zwischen Zaghaftigkeit und Bereitschaft, zwischen Romantik und Nüchternheit. „Die Schuld an unserer militärischen Gebundenheit lag an der Planlosigkeit", so erklärte damals der sachkundige General von Stockhausen, „mit der unsere Politik auf militärischem Gebiete sowohl wie auf diplomatischem in und seit den Märztagen mit einer Mischung von Leichtfertigkeit und

Knauserei geleitet worden war. Auf militärischem namentlich war sie von der Art, daß man nach den getroffenen Maßregeln voraussetzen muß, daß eine kriegerische oder auch nur militärische Lösung der schwebenden Fragen in letzter Instanz in Berlin überhaupt nicht in Erwägung gezogen wurde. Man war, so fügt Bismarck hinzu, zu sehr mit öffentlicher Meinung, Reden, Zeitungen und Verfassungsmacherei präokkupiert, um auf dem Gebiete der auswärtigen, selbst nur der außerpreußischen Politik zu festen Absichten und praktischen Zielen gelangen zu können." Koblenz, nicht Sanssouci ist damals das Zentrum der künftigen Entwicklung und der Vorbereitung für die nahenden Entscheidungen geworden; während die Phantasie des Königs in Nebeln zerfloß, wurde hier hart und gerade der Grundsatz aufgestellt: „Das preußische Wesen, die preußische Macht, das preußische Heer." Nicht durch plötzliche Intuition — „Es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe," sagte Friedrich Wilhelm zu seinem Freunde Bunsen —, sondern aus einer ernsten Betrachtung und Wägung der Realitäten, der sich freilich ein begeistertes Herz gesellte. Hier erhob sich darum gegen die Politik, die das alte Preußen Friedrichs des Großen nach Olmütz führte, frühzeitig der Widerspruch, der zur Waffenentscheidung drängte. Und hier ist es geschehen, daß der Thronerbe wegen seiner Widerspenstigkeit gegen die königliche Politik von allen seinen militärischen Ämtern beurlaubt, ja sogar mit Festungshaft bedroht wurde. Schon damals hat Otto von Bismarck mit seinem ganzen Herzen auf der Seite des Prinzen Wilhelm gestanden: In ihnen beiden lebte ge-

meinsam die Überzeugung, daß nur das Schwert die Lösung aller Wirren bringen werde. Der Riß ist tief und dauernd gewesen, und es war ein aufrechter Patriot, der Freiherr von Rosenberg, der im Gegensatz zu mancher heute gültigen Meinung mahnte, welche Gefahr in solchem Gegensatz ruhe, wenn „der Thronerbe bei den wichtigsten Entscheidungen ausgeschaltet wird und bald sich ignorierend, bald protestierend verhält". Der Prinz aber, der damals in so scharfem Gegensatz zum Könige stand, hat später auf Preußens von ihm gesicherter Macht das deutsche Kaisertum erbaut. Er hat zehn lange, schmerzvolle Jahre an den Plänen für die Reform der Armee und ihre Bereitschaft gearbeitet, damit sich endlich erfülle, was in der Atmosphäre von Olmütz versagt blieb. Gewiß, er war ein völlig gereifter Mann, ein Fünfziger, aber ist es Verbrechen und Schuld, schon frühzeitig sich für das Werk der Zukunft zu rüsten?

Man soll doch endlich einmal die üble Passion aufgeben, in allem Tun des ältesten Kaisersohnes nur ein Spiel zu erblicken, nur auf Bilder vom Tennisplatz, auf die kleinen Vergnügungen eines jungen Hofhalts, auf die Verirrung des Sechstagerennens zu weisen, ohne sich doch die Mühe zu geben, etwas tiefer zu forschen und zu prüfen, ob nicht hinter dem Spiel auch der Ernst, hinter dem frischen Reiterruf an die Husaren eine ernste Erkenntnis der Lage und der Gefahren, hinter allem Sport auch der Gedanke zu suchen ist, von der höchsten Stelle her, auf der ein Repräsentant des jungen Geschlechtes steht, fördernd und anregend auf die Pflicht der Jugend zu wirken, sich aus der Blasiertheit und dem frühen Überdruß zu lösen, um der nationalen Gemeinschaft den jungen

Leib gesund und kraftvoll zu bieten! Man soll doch einmal auf die Methode verzichten, die Monarchie zu diskreditieren, indem man ihren Träger herabsetzt und in steter Nichtbeachtung seiner Motive und seines Wesens hinausgeht und verkündet, daß „der Zufall, der ihn als ältesten Sohn der Königin zum Erben der monarchischen Gewalt gemacht hat, zwar das sicherste, aber nicht das zweckmäßigste Merkmal des obersten Machthabers sei". Klang es doch damals ganz anders, als derselbe Prinz, sieben Jahre jünger noch als jetzt, seinem kaiserlichen Vater Kunde von den Angriffen gegen den Fürsten Eulenburg gab und die angeblich fremde, auf deutschem Boden nie gewachsene Giftpflanze der Kamarilla mit allen Wurzeln ausgrub! Da hat man ihn als einen gerühmt, der auch auf hoher Warte den Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben nicht verlor, der Mut besaß und ihn zu rechter Stunde zu beweisen wußte. Da war er mehr, als nur der älteste Sohn der Königin, da war er der willkommene und gerühmte Wortführer der öffentlichen Meinung, und das Horoskop war glänzend, bis er in Königsberg sich zu „völkischem" Wesen bekannte und man es spürte, daß die Musik der demokratischen Rattenfänger vergebens an sein Ohr klang.

Die Zukunft wird es zeigen, welchen Einfluß der jugendliche Oberst der Danziger Schwarzen Husaren in dem Schicksalsjahre übte, dessen Entschlüsse der deutschen Wehrmacht einen neuen undurchdringlichen Panzer schufen, wie sein junges Temperament bei den ersten Schritten auf der neuen Bahn den zögernden Willen beflügelt hat. Denn wie in dem Streite um Eulenburgs Reputation, so ist's auch in dieser Zeit heilsam für die

Nation gewesen, daß der Thronerbe unbefangen und frei sich den Verkehr erwählen, sich informieren konnte, während die Schranken, die sich um den Thron erheben, für die Contribuens plebs nur selten zu durchbrechen sind. Die harte Notwendigkeit, das Jahr der Erinnerung zu einem Opferjahr zu gestalten, hat Kronprinz Wilhelm zweifellos früh erkannt. Und um sein Wissen zu vertiefen, tüchtiger zu werden für sein künftiges Amt, deshalb nahm er, wie er packend sich ausdrückt, von der Jugend, von dem frohen Reiterleben, von den „Kindern des Regiments", von vertrauter Umgebung Abschied, um im Generalstab von den Tüchtigsten zu lernen.

Auch hier kein Spiel: Wenn des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr den Kameraden abläuft und ihr Schlag die Freiheit zu Genuß und Erholung kündet, dann lauscht der Kaisersohn noch lange ernstem Vortrag, den erlesene Vertreter der militärischen Theorie und Praxis ihm persönlich halten. Wie ja auch die frühe Jugend schon die Stunden der Erholung und des harmlosen Genießens dem Thronerben nur karg zumißt, weil dem künftigen Kaiser der Horizont sich weiter dehnen, aus gründlicher Bildung ein anderes Weltbild sich erheben muß, als dem schwadronierenden Agitator, dem die sonor hinausgeschleuderte Phrase das Anrecht auf die Gestaltung der Gesetzgebung sichert.

Wann hat denn, um den nächsten Vergleich zu ziehen, Kaiser Wilhelm der Zweite die Elemente seiner ungewöhnlichen Bildung empfangen? Wann hat er die eigentümliche Fähigkeit gewonnen, in zahllosen Fragen völlig verschiedener Art, wenn auch nicht das entscheidende, so

doch stets ein begründetes Urteil zu fällen? Auch für Fürstenkinder stellen die Götter heute wie in den Tagen des alten Hesiod vor die Leistung den Schweiß der Arbeit: Lang und steil ist der Pfad, der sie zu dem Gipfel hinaufführt. Freilich hat einst der alte Ernst Moritz Arndt, der doch wahrlich kein Fürstendiener war, gesagt: „Ein fürstliches Kind ist anderen darin ungleich, daß sein Schicksal noch ernster und gewaltiger ist, als das, was über die niedrigeren Häupter hinweg wandelt: über ihm donnert es schon, wenn es sich über diesen kaum wölkt," aber er fügte weise hinzu: „Man muß ihm also die menschliche Mitgift der Natur nicht verkümmern, wodurch es fröhlich und mutig unter Menschen leben kann." Im Hohenzollernhause aber hat wirklich alte Tradition und vor allem des ehrwürdigen ersten Kaisers ernst durchgreifende, von Sohn und Enkel treu bewahrte Auffassung von den Grundsätzen der Erziehung zur königlichen Würde Dauer gewonnen, vor allem aber die sittliche Lehre, daß die Prinzenerziehung nicht nur an diesem oder jenem Kelche naschen und so nur geistreiche Dilettanten erzeugen soll, daß vielmehr, wie abermals der Dichter des Freiheitskrieges lehrte, das Fürstenkind frühe schon lernen soll, wie heilig und würdig die Arbeit ist. Es heißt doch den sittlichen Ernst des Vaters bezweifeln, wenn man ihm, der den Söhnen in sorgsamer Auswahl die Erzieher stellt, die vornehmste Bedingung seines Amtes, die Menschenkenntnis abspricht. Väter und Söhne, das lehrt Turgenjew, das lehrt jede Seite der Geschichte, werden sich nur selten gleichen, im Temperament, in den Substanzen des Charakters nicht häufig zusammenstehen, aber die bedachte und sorgsame Erziehung ist, zumal seit des ersten Kaisers vorbildlichem

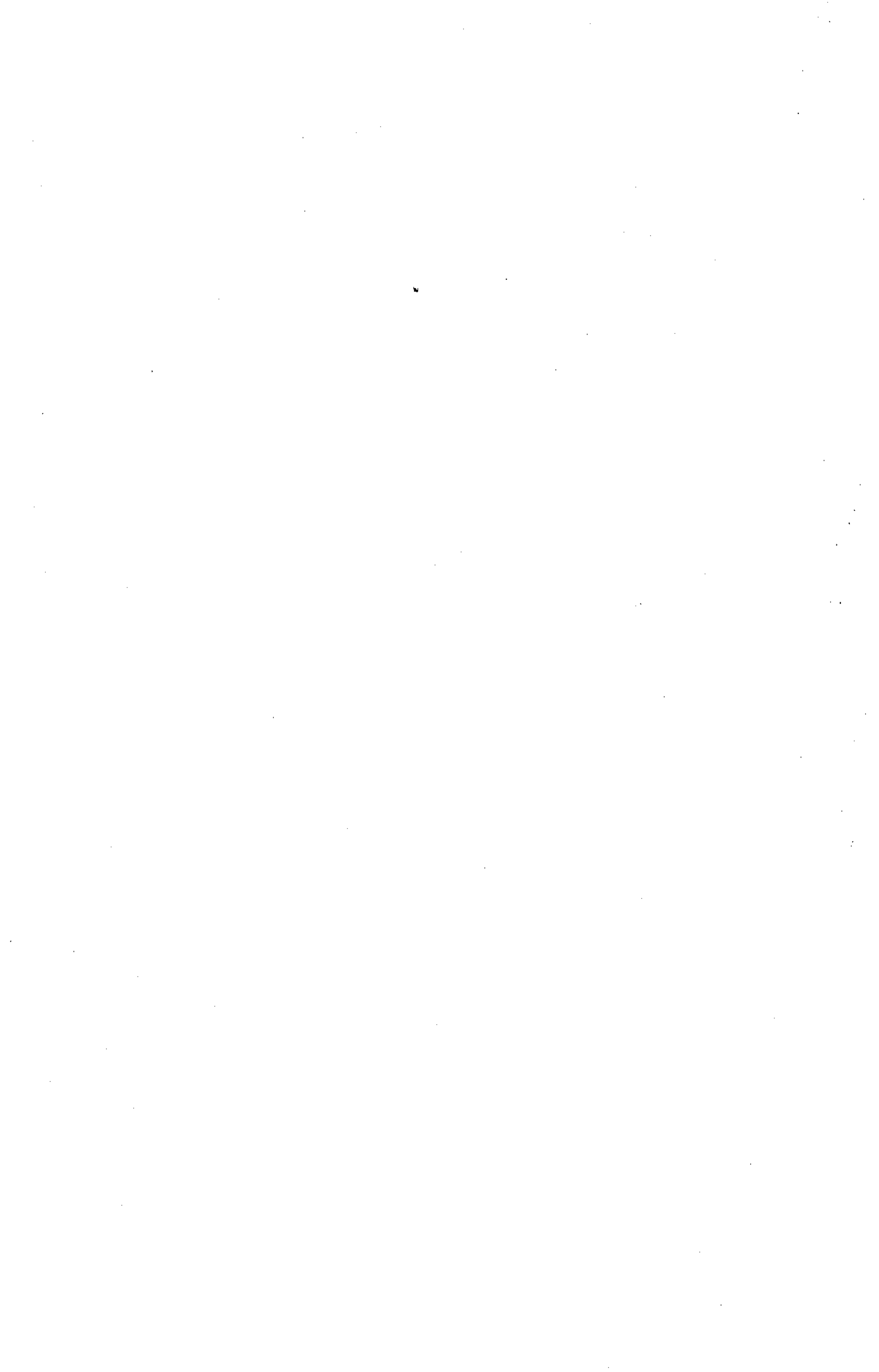
Regimente im Hause, der fundus instructus geblieben, den mit dem Fideikommiß zugleich der Gutsherr dem Erben übergibt.

Und so tritt an die Stelle der hämischen Frage Bebels: „Was hat denn dieser junge Herr eigentlich für Verdienste?“ die andere Frage: Ist die geistige Bildung, die „dieser junge Herr“ genoß, so vorbereitet und gesichert, daß er beanspruchen darf, im anderen Sinne noch oder doch in gleicher Weise, wie jugendliche Parteisekretäre, gehört und beachtet zu werden? „Dieser junge Herr“ kann doch, da jeder Tag Herr und Richter auch über Tod und Leben von Königen ist, morgen schon vom Schicksal verpflichtet werden, die Nation in die Zukunft zu führen. Unerwartet ist der Purpur auch an den Sohn Friedrichs des Dulders gelangt, und auch er hat nicht im Sinne Friedrich Wilhelms des Vierten erst als König durch eine besondere Ausgießung des heiligen Geistes plötzlich erfahren, was er als Kronprinz noch nicht wußte, sondern die Elemente seiner Bildung waren bereits in ihm gesät und gereift.

Dasselbe Urteil, das heute dem Kronprinzen gilt, trifft morgen den König. Auch Wilhelm der Zweite hatte, ehe noch das Zepter der erkaltenden Hand des Vaters entsank, als ihn plötzlich die neue, der Vergangenheit innerlich durchaus fremde Aufgabe empfing, den Staat in das neue Reich der Weltpolitik hinüberzuleiten, die wirtschaftliche Macht Deutschlands zu entwickeln und die drohende Umwälzung des sozialen Gesellschaftslebens in ruhige Bahnen zu lenken, längst mit aufmerksamen Augen und wachsendem Urteil die Dinge verfolgt, nicht aber als Zaunkönig teilnahmslos auf der Gartenmauer gesessen,

nur nach den Körnern jugendlicher Vergnügungen pickend. Wir haben kein Recht, heute schon in dem Kronprinzen einen bedeutenden Mann zu erkennen, aber wir würden ihm Unrecht erweisen, wenn wir ihm eine gründliche Bildung bestreiten.

Fronde.



Wir täten dem Kronprinzen ebenso unrecht, wollten wir ihm eine gewisse persönliche Geltung versagen. Wie billig auch hier, den Fürsten stets nur als den Schwächling hinzustellen, den Anderer Hände knebeln! Wie ungerecht, ihm das gleiche Maß zu versagen, das auch der schlichteste Mann beanspruchen darf! Und wie frivol, mit diesen einfachen, auf die gröbsten Instinkte bemessenen Mitteln schon die Stellung und die Autorität des künftigen Herrschers zu erschüttern! Führt freilich die Episode von Danzig in König Wilhelms des Alten Zeiten einen Prinzen auf die Bühne, der auf den Wogen der populären, demokratischen Stimmung einherschwimmt, so findet er Gnade auch vor den Karyatiden der Unentwegtheit; tritt er jedoch gegen diese Stimmung auch nur mit einer Miene oder Geste in Widerspruch, so schäumt sie in wilder Erregung empor, und mit donnerndem Pathos wird der Welt die Fiktion als gültige Wahrheit gemeldet, daß elende, selbstsüchtige Ratgeber seine Haltung bestimmen, sein Wesen verderben, und daß das Heil erst erstehen wird, wenn an die Stelle der Junker und anderer „Schmeißfliegen" in der Umgebung des Prinzen „Männer erscheinen, die dem Volke neue Wege erschließen, weitblickende Organisatoren, Männer aus allen Lagern und Parteien" — wenn sich Goldbergers Geist dem Geiste Ballins gesellt und der „vollkommen sterile deutsche Adel" durch jene neue Aristokratie abgelöst wird, die ihre Schlachten mit dem Kurszettel schlägt.

Denn auch dies ist ein Dogma geworden, daß der deutsche Adel, dem doch die Hohenzollern selbst, dem Stein und Bismarck, Blücher und Moltke, Seydlitz, Zieten und Alvensleben entstammen, der in Wilamowitz und

Baudissin, in Hans von Bülow, in den Grafen Harrach und Kalckreuth, in Liliencron und Lenau, Auersperg und Börries von Münchhausen und in so vielen anderen vornehmen Menschen uns Führer auf geistigem Gebiete gab, der auch im industriellen Leben, in der Technik, im Kaufmannsberuf schon in den wenigen Generationen, die seit der Neugestaltung des ständigen Lebens verflossen, Bedeutendes schuf, der in dem Grafen Zeppelin uns den Herold einer fantastischen Zukunft, den Wegführer in den Märchenhimmel gab, und dessen jugendliche Söhne sich nach den Schlachtfeldern in Südwest, wie vorher nach China und jetzt zu den Gefahren des Luftkampfes drängen — daß dieser Adel, der so mutig sich in die neue Rolle zu finden weiß, in Mark und Bein verdorben und ohne Verständnis für alles Schwingen und Klingen des modernen Lebens sei. Hat aber der Adel nicht, wenn auch seine Vorrechte sanken, doch etwas voraus vor dem neuen Geschlecht, das jetzt sich in den höfischen Dunstkreis drängt? Nicht einen Stamm überlieferter Ehrbegriffe und die Präsumption der Vererbung gefestigter Sittenbegriffe? In seinem Wesen liegt auch heute noch nicht die Neigung zu zersetzen, aufzulösen, und wenn er die Brücke zum Neuland betritt, dann stürzt er nicht hastig vorwärts, sondern er prüft erst die Haltbarkeit der Bohlen und die Festigkeit des neuen Bodens. Er ergibt sich nicht, willenlos fortgerissen, dem „Zeitgeist" — Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist.

Wichtig doch auch, und auch heute nicht ohne Bedeutung, was Otto von Bismarck in heißer Zeit, als nach den Märztagen der Revolution die demokratische Welle emporschlug, vom preußischen Adel im Parlamente gesagt hat.

Da wies er es nach, was dieser Adel auch für die Freiheit des Landes an Opfern gebracht hat: „Auch für die wahre Freiheit, für die politische Unabhängigkeit, ohne die in Preußen die Freiheit nicht bestehen kann, sind die Verdienste des preußischen Adels erheblich. Gehen Sie die Schlachtfelder durch, auf denen für den preußischen Ruhm und die Freiheit gestritten wurde! Von dem Schlachtfelde an der Brücke bei Warschau, wo der Große Kurfürst den Grund zur Unabhängigkeit Preußens legte, bis unter die Mauern von Rastatt werden Sie finden, daß überall die Wurzel preußischer Freiheit mit dem Blute seiner edlen Geschlechter getränkt ist. Die geworbene Armee, mit der Friedrich der Große Preußen vor Zerstückelung und Unterjochung schützte, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, wenn der Adel nicht die Handhabe dazu geboten hätte in Gestalt des Offizierkorps. Am Schlusse des siebenjährigen Krieges standen Kadetten als Führer vor der Armee, die einzig Überlebenden ihrer Familien. Im Anfang dieses Jahrhunderts sind die Vorrechte des Adels, die er durch langjährigen Besitz als seine Rechte zu betrachten gewohnt war, durch die Gesetzgebung aufgehoben worden. Sie haben nicht gesehen, daß durch die Forderung dieser Opfer sich der Adel hätte in eine Stellung drängen lassen, welche der ähnlich wäre, die jetzt die Demokratie gegenüber der Regierung einnimmt; nicht einmal zu einer mürrischen Fronde haben ihn diese Verluste getrieben, sondern als der König im Jahre 1813 das Volk zu den Waffen rief, da waren die Söhne des preußischen Adels in den ersten Reihen derer, die bereit waren, Gut und Blut einzusetzen für die Erhaltung des Königshauses und des Vaterlandes, deren Gesetzgebung ihnen diese großen Opfer angesonnen hatte. Auch in

der neuesten Zeit dürfen Sie die Verdienste dieses Standes, sei es innerhalb des Offizierkorps der Armee, sei es in den Stellungen, die ihm der Grundbesitz anweist, um die Unterdrückung der Anarchie und um die Rettung Preußens von der schmählichsten Tyrannei nicht zu gering anschlagen. Sie werden die Söhne dieses Standes stets unter den treuesten Dienern des Vaterlandes finden."

Aber niemand, so müssen wir immer von neuem hören, sagt dem Thronerben die Wahrheit. Eine populäre, demagogisch durchaus wirksame Phrase. Denn sie zeigt den Kaiser der Zukunft dem Volke, wie ihn eine Kette von gewissenlosen und zugleich ängstlichen Höflingen von jeder wahren Erkenntnis abschließt, wie er in Weltenferne auf umnebeltem Wege schreitet, unfähig eigener Gedanken, machtlos gegen den gewichtigen Einfluß von Leutnants und Adjutanten und ehrgeizigen Strebern. Zwar dringt heute die Zeitung bis in den letzten Kohlenmeiler und auch in die Lesezimmer der Prinzen, zwar suchen, was leicht zu erfahren ist, die kaiserlichen Söhne das Spiegelbild des Lebens, wie es die Presse bietet, in jeder Darstellung zu erschauen, wie auch gesorgt ist, daß jedes bedeutende Werk der Neuen in ihren Gesichtskreis gelangt. Aber man braucht die Fiktion von der künstlichen Verschleierung der Wahrheit, und solange wird jeder Prinz in der Rolle des künstlich Getäuschten, des reinen Toren gezeigt, bis er etwa im Sinne der demokratischen Kritik, wie es in den Tagen der Danziger Episode geschah, sich zu der alleinseligmachenden Weisheit der modernen Gironde bekennt.

Sie hören die Wahrheit nicht — schon Johann Jacoby hat, als gekränkte Königswürde von der Zudringlichkeit voll Widerwillens sich abgewandt hatte, es pathetisch gerufen,

daß es das Unglück der Könige sei, die Wahrheit nicht hören zu wollen. Spricht Pilatus zu ihm: „Was ist Wahrheit". „Die Wahrheit", sagt Lessing, „wie vielfach ist sie! Jeder glaubt sie zu haben, und jeder hat sie anders". Was wir erreichen können, das ist allein ein innerlich gefestigtes Urteil, eine starke Überzeugung und der Glaube an die Wahrhaftigkeit dessen, was unser Handeln bestimmt. Man muß nur den Mut besitzen, den Stil seiner selbst zu bewahren.

Auch ein Prinz, auch der Erbe. Friedrich von Rheinsberg, Prinz Wilhelm in Koblenz, und auch Kronprinz Friedrich in Danzig, sie hatten alle den Mut zum eigenen Stile. Und blieb keiner, der ihnen fluchte.

Aber Kronprinz Wilhelm? Er kennt die Welt nicht, er sieht sie schief und verzerrt, in dem Spiegel, den Schmeichler und Streber ihm halten; ob er nun in Berlin oder in Danzig weilt, ob er in seinem Jagdschloß der Erholung lebt, stets wird uns nur ein spielerischer, gedankenloser, das Volk und die eigene Zukunft bedrohender Jüngling gezeigt, der vor den Catonen und den gewichtigen Tribunen der Presse in seiner Bedeutung wie der Schnee im Sonnenstrahl dahinschmilzt. Kaum einer dieser Catonen ist unterrichtet, wer wirklich den Prinzen umgibt, wer ihn beeinflußt; sie üben das richterliche Amt, unangekränkelt von des Gedankens Blässe, sie verhandeln auch nicht kontradiktorisch, wie der moderne Prozeß es verlangt, sondern nur nach den Akten, die sie selbst sich liefern. Da wird jeder Prinz nach dem gleichen Schema umrissen, da wird er unbekümmert zum Typus des Komödien-Prinzen gemacht, der ein wenig töricht, ein wenig vorlaut ist, und völlig unter dem Einfluß des Hofmarschalls von Kalb verschrumpft. Und der wilde

Strom der Entrüstung wird zum Meere, wenn neben Adjutanten und Hofmarschällen gar der Kopf des Herrn von Oldenburg auftaucht, der bei Kaffee und Zigarren so starken Einfluß auf den Prinzen gewinnt, daß er alsbald sich nach seinem Gleichnis modelt. Welch ein Mann muß dieser Junker, der doch der Sohn einer angeblich so tief degenerierten, den Demokraten verächtlichen, zum Tode verdammten Klasse ist, nach dem eigenen Urteil seiner Gegner sein, wenn er so starke Wirkung ausüben kann, daß das Prinzlein in seinen Händen wie ein Hase in den Fängen eines Adlers zappelt!

Nach der demokratischen Doktrin ist jeder, den sein Geschick in die Nähe des Kronprinzen führt, ein Schmeichler, selbst wenn er die robuste Selbständigkeit des Schloßherrn von Januschau und seine kraftvolle Ursprünglichkeit besitzt, wenn er, wie dieser Mann, auf den Schlüssel des Kammerherrn und jeden höfischen Rang verzichtet, sobald er sich zur Opposition gegen den Kaiser oder seine Kommissare gezwungen fühlt. Zwar sagt Friedrich der Große in seinem Antimacchiavell, daß ein Mann von Geist sich durch eine grobe Schmeichelei beleidigt fühlt, daß er den ungeschickten Schmeichler zurückweist, zwar ist dieser große Lehrmeister der Könige der Meinung, daß nur unbedeutende Menschen, Prinzen von dürftigem Geist dem Schmeichler erliegen, aber wo in einer politischen Frage der Kronprinz verwegen für „völkische" Interessen eintritt und die demokratische Warnung verlacht, da ist er das Opfer von Schranzen und Schmeichlern geworden, und das Messer der Unentwegtheit fährt auf ihn nieder. Schweigt dieser Mann von dreiunddreißig Jahren, der in der Fülle und Blüte der Manneskraft, in dem wirklich schöpferischen Alter steht, so ist er

eben nur „der älteste Sohn der Königin", unpersönlich, Durchschnitt, „Dreier-Assessor". Besteht er, dem es versagt ist, die fröhliche Glückszeit des Studententums ungebunden zu genießen, den eine streng geregelte Tageseinteilung frühzeitig bändigt, sein Examen, so lächelt man überlegen: Prinzen fallen ja nicht durch. Führt er die Kompagnie, das Regiment, arbeitet er im Generalstab — es bleibt doch nur das lose Spiel eines Schmetterlings. Spricht er seine Meinung aus, lebt er sein eigenes Leben, so wird er zum Freiwild, nach dem jeder Flurschütze zielt. Und dann ist man erstaunt, wenn zuletzt schon in einem jungen Herzen die Menschenverachtung aufkeimt, wenn auch die reichen Zieraten der Stellung nicht mehr genügen, ihn vor einer allzu pessimistischen Auffassung des Lebens zu schützen.

Wie mußten redliche Menschen es froh begrüßen, daß der künftige Herrscher im neuen Deutschland, in diesem Volke, das doch längst über die engen Schranken einer kontinentalen Politik hinauswuchs, die Entschlußkraft fand, hinauszugehen in die Ferne, um dort zu lernen, um zu vergleichen, zu prüfen und den Blick in die weiten Zusammenhänge des geschichtlichen Werdens zu senken! Und doch griff auch hier alsbald verbitterte Kritik ein, raubte der Fahrt jeden Schein einer Studienreise und wußte nur von Spiel und Jagden und fröhlicher Lust zu berichten. Aber selbst wenn Spiel und Jagd und frohe Lust nicht fehlten, so muß so weite Weltfahrt doch auch dem Beschränkten den Blick erweitern, neue Eindrücke werden auf ihn stürmen, Fremdes ihm vertraut werden. Daß aber der Kronprinz einen offenen Blick besitzt, daß er, wenn er gleich dem Helden von Ithaka vieler Menschen Städte gesehen,

sich auch bemüht, in ihren Sinn und ihre Sitten einzudringen, hat das Jagdbuch erwiesen. Auch dann, wenn dem Fürsten in gewissem Sinne die Erkenntnis viel schwerer gemacht wird, als einem schlichten Sohne des Bürgertums: Denn Herr Potemkin hat ewiges Leben, seine Kulissen werden aufgerichtet, wo immer ein Fürst mit klaren Augen Umschau halten will.

Aber ist es nicht schon ein Gewinn für das Land, daß der Kaiser der Zukunft überhaupt das Bedürfnis empfindet, von den Büchern und Pergamenten den Blick in das Leben zu richten, in die Weite zu wandern? Zeugt es nicht von der Erkenntnis der Aufgaben, die seiner und des deutschen Volkes warten? Daß der Kronprinz den Weg nach Ostasien antrat, war eben zugleich ein Symbol für die Entwickelung, die das Leben der Welt in diesen letzten Jahrzehnten zurückgelegt hat, seitdem es die Enge des europäischen Kontinents verließ, um einen universalen Charakter zu gewinnen. Auch die deutschen Kaiser finden die Grenze ihrer Macht nicht mehr zwischen Konstanz und Memel, zwischen den deutschen Meeren und den Alpen, sondern sie senden ihre Vertreter auch nach dem dunklen Erdteil und dem fernen Osten, wenn auch der bescheidene Besitz, den wir bisher dort erwarben, nur winzig erscheinen mag neben den Ansprüchen auf eine Weltmonarchie, die einst die Sachsenkaiser und die Hohenstaufen erhoben. Mit solcher Fahrt, mit solchem Drängen in die Ferne beweist der Prinz, daß er die Zeit begreift, daß er die Aufgaben, die dem Ahnherrn gestellt waren, nicht an dem Tage erfüllt sieht, da der goldene Reif der Kaiserkrone sich auf sein Haupt senkte, daß er über die Pflicht hinaus, das Errungene zu schützen und zu erhalten, den Zwang zum

Vorwärtsgehen als das Grundelement der Entwickelung erkennt. Gleich seinem kaiserlichen Vater umfaßt der Kronprinz das neue Bild mit sicherem Instinkt, und während es dem Kaiser versagt blieb, jene Länder zu schauen, in denen Germanen eng mit der gelben Rasse zusammenstoßen, durch die Einsamkeiten Ozeaniens und die Wildnisse von Afrika zu dringen, darf der Sohn Bücher und Folianden zur Seite schleudern und hinausziehen, um selbst zu schauen, wie die Welt dort in der Ferne aussieht.

Hier ist ein ganz neuer Einschlag in das Leben eines modernen Prinzen geschaffen. Denn solche Reisen in endlose Fernen sind früher von den Thronfolgern im Hause Hohenzollern nicht unternommen worden, während noch jeder englische Prinz das Land der grauen Theorien verließ, um die goldenen Früchte vom grünen Baume der Praxis zu pflücken. Wie staunte man damals, als Kaiser Friedrich als Kronprinz zu der Eröffnungsfeier am Suez-kanal, als er später zum Escurial, dem Königsschlosse der Spanier, zog! Erst Kaiser Wilhelm der Zweite hat die Grenzen Europas verlassen, um im Heiligen Lande, den Spuren des Erlösers folgend, die Seele religiös zu er-heben. Er hat auch flüchtig den Boden der Hauptstadt Marokkos betreten. Wird der Kronprinz einst der oberste Schutzherr der deutschen Zukunft, dann wird sein Pflichten-kreis sich auch auf die Ferne dehnen, und was er selbst sah und erlebte, das wird sein Urteil schärfen und be-gründen. „Tieferen Zeitproblemen und großen geistigen Bewegungen fern und fremd zu bleiben, wäre doch gerade für einen Thronfolger sehr übel,“ so heißt es in Wilhelm Münchs „Gedanken über Fürstenerziehung“, deren Wid-

mung der Kronprinz annahm. „Nicht in dem Sinne thront ja das Königtum in freier Höhe über dem Leben der Völker, daß dessen innerer Wandel unterhalb seiner Sphäre sich vollzöge und abliefe" — soll aber der Fürst für das Veränderliche wie für das tatsächlich Veränderte, einen offenen Sinn gewinnen, so mag er auch aus der Enge der Loge, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetschender Enge in Licht und Sonne wandern, um sich schauen und zugleich den mystischen Banden entrinnen, die nach demokratischem Dogma Schmeichler und Streber geheimnisvoll um ihn spinnen. Denn dort draußen lernt er neue Menschen und neue Verhältnisse kennen, Söhne fremder Nationen, kluge Kaufleute, kühne Forscher, kecke Konquistadoren, dort sprengt auch die Ungezwungenheit der Reise die Fesseln drückender Etikette, und dort fühlt und erlebt es die Seele, wie endlos das Leben ist. Und es fallen Pracht und Prunk fürstlicher Lebensgestaltung, auch wenn die Schiffskabine bequem möbliert ist und wenn ein paar braune Diener auf die Tigerjagd in den Dschungeln folgen.

Man sollte der Tatsache froh werden, daß der Kaiser der Zukunft aus eigenem Verlangen in die Welt hinausziehen will, daß in ihm neben der alten deutschen Sehnsucht nach der blauen Ferne auch das Bedürfnis lebt, sich ein eigenes Urteil darüber zu schaffen, ob der deutschen Volkskraft, wenn sie über die Grenzen treibt, lohnende Ziele winken, ob noch der Platz an der Sonne für uns bereit ist. Daß die Jugend auch nach anderem greift, daß sie an den Freuden der Jagd sich ergötzt, daß sie auch wohl einsam wandern und nicht Gelehrsamkeit häufen, sondern Eindrücke sammeln will, wird doch außer dem

parteipolitischen Haß nur verdammen, wer die Welt und das Leben nur durch die Brille des Oberlehrers erschaut. Auch der Prinz of Wales wählte sich, wenn er in die Welt zog, zu den Höhen der indischen Lüfte und zu den Tiefen ägyptischer Grüfte, nicht Folianten und Quadranten zur einzigen Reisebegleitung. Und wurde König Eduard der Siebente und seit vielen hundert Jahren Englands bedeutendster Herrscher.

Ist doch der Erbe der Kaiserkrone auch dann nicht sein freier Herr, wenn er auf schnellem Kiel das Meer durchfurcht oder sich an den Farbengluten des fernen Südens erfreut. Festmähler, Paraden und Staatsbesuche warten seiner auch im fremden Lande, und tausenderlei Vorschriften und Rücksichten erinnern ihn stets daran, daß das Auge des Hofmarschalls wacht. Berichte über sein Erleben trägt jede Post in die Heimat, sorgsam zusammengestellt von den amtlichen Begleitern, und wenn das Herz jubeln und jauchzen möchte: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!", dann sagt die graue Wirklichkeit: „Auch hier bist du nur Prinz, und darfst nichts anderes sein." Und gleich den Schulmeistern der Etikette wacht auch das Auswärtige Amt ängstlich und argwöhnisch über jedem Schritt dort draußen und in der Heimat. Es ist in der Tat kaum einer so gebunden, und es wird niemand, der längst mündig wurde, so oft und so pedantisch an die Obrigkeit erinnert, die Gewalt über ihn hat, und in dem frohen Wunsche, sich auszuleben, beschränkt, wie ein preußischer Prinz. Zumal dort, wo väterliche Eifersucht sich mit der sicheren Empfindung vereint, daß die gesamte Welt- und Lebensauffassung schon der einander folgenden Generationen durch einen scharfen Schnitt getrennt ist.

Daß aber heute solcher Gegensatz besteht, hat mehr als eine vereinzelte Episode bewiesen. Gleichen Wesens scheinen Vater und Sohn nur in wenigen Punkten, vielleicht am stärksten in einer gewissen Sorglosigkeit und Unbekümmertheit des Temperamentes, wie sie bei Kaiser Wilhelm dem Zweiten besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung hervortrat. Denn wenn auch dem Jüngeren die helle Freude am gesprochenen Worte und das Bedürfnis fehlt, seine Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen zu lassen, sich in dem Wohllaut der Muttersprache zu spiegeln, ohne daß immer die letzte politische Wirkung nüchtern berechnet wird, so ist doch nicht nur in den Tagen von Zabern auch ein allzu rascher Ausdruck der Stimmung des Jüngeren auf dem Wege des Drahtes oder in rasch entworfenem Briefe in die Ferne geflogen. Aber wenn in allen Kundgebungen des Kaisers ein starkes Selbstbewußtsein und die Überzeugung den Text diktiert, in jeder Situation ein entscheidendes Wort sprechen, ein abschließendes Urteil fällen zu müssen, und wenn hier immer wieder der Glaube an die Weihe des Gottesgnadentums den leichtvernehmbaren Unterton schafft, so fehlt in den Kundgebungen des Sohnes nicht nur alle Mystik und jeder betonte Stolz auf Rang und Würde, sondern sie sind auch auf einen so einfachen und bescheidenen Ton gestimmt, daß sie auch den einnehmen müssen, der ihrem sachlichen Inhalt widerstrebt. Bescheidenheit aber, lehrt Friedrich Rückert, steht wohl jedem frei, doch doppelt dem, der Grund hat, stolz zu sein. Sie wird hier nicht zur Kuttentugend Demut, sie wird auch nicht durch Übertreibung zu verhüllter Eitelkeit, und sie ist ebensowenig ein Zeichen mangelnden Vertrauens in die eigene Kraft —

wer sich nicht für etwas hält, kann nicht bescheiden sein, wohl aber jeder, der die Grenzen der eigenen Kraft erkennt.

Kronprinz Wilhelm dekretiert nicht seine Meinung, er hat gelernt, dem anderen zuzuhören und fügt sich gern dem besseren Grunde. „Sie werden wenig Wert auf meine Zustimmung oder Kritik legen, und dies auch mit Recht; doch wenn mir etwas so recht gefallen hat, muß ich stets dem Schöpfer der Sache sagen, welche große Freude er mir gemacht hat", so schreibt er an einen Schriftsteller, dessen Arbeiten sein Wohlgefallen erweckten. Und ist doch der Kaiser von morgen.

Ob er ein Redner ist? Sicher ist das eine, daß er gleich seinem Ahnherrn Friedrich, der immer zum Zwecke sprach, jeden Satz auf den Willen der Hörer berechnend, die Überzeugung teilt, daß Königsworte nur, wenn sie Taten sind, in der Nachwelt fortleben. Und sicher ist es auch, daß er die Pose haßt, daß ihm alles Repräsentative als Last erscheint, die zu tragen ihm nicht als die freundlichste Aufgabe seiner Stellung gilt. Es liegt ja für jeden, der in das letzte Geheimnis der höfischen Zeremonien nicht eindringen will, etwas ungemein Theatralisches in diesen Resten aus einer Zeit, in der noch Streitigkeiten um Rang und Vortritt der Lebensinhalt der Höfe war. Man darf sie akzeptieren, aber nicht überschätzen. Auch das nüchterne England hält an solchen uralten Bräuchen fest und gibt dem Sprecher des Parlamentes und dem Richter auch heute noch die Allonge-Perücke, wie es auch sonst das seltsame Fluidum der feierlichen Tradition, so unwägbar es ist, doch niemals ausschalten wird. Auch das Freimaurertum übt seinen Zauber mit den gleichen

Mitteln. Zwar hat Immanuel Kant das harte Wort gesprochen: „Das Zeremoniell an Höfen, im Umgang, was ist es anderes, als Formalienjagd und Klauberei?" Aber wer zornig oder mit lächelnder Nachsicht darüber hinweggehen will, der negiert das Recht der Phantasie, die doch das Schoßkind des Jupiter war, und ihre Götterkraft. Auch der härteste Realist seiner Zeit, der erste Napoleon, erkannte die Wahrheit: „L' imagination gouverne le monde". Selbst die barokke Wunderlichkeit des Fackeltanzes, den man schon vor anderthalb Jahrtausenden am Griechenhofe Konstantins tanzte, dieses seltsame Pas de deux der Minister und Geheimen Räte, dem die „Austeilung des Strumpfbandes" an die männlichen Gäste folgt, übt durch die Patina ehrwürdigen Alters auch heute noch ihren Zauber. Die Zeichen aber deuten dahin, daß Kronprinz Wilhelm in diesem Beiwerk des höfischen Lebens eben nur ein Beiwerk, anmutige Ranken an steifem Spalier erkennt, aber nichts, was den Geist ernsthaft in Anspruch nehmen darf. Das alles ist ihm, um das bekannte Wort Bismarcks über Radowitz zu variieren, nur eine Garderobe der Phantasie, nicht aber das nützliche Ziel für Gedanken und Arbeit.

Hier aber scheint der Kronprinz eher dem zweiten, als dem ältesten Sohne der Königin Louise zu folgen, hier scheint die so gar nicht phantasievolle, solide und ernsthafte Art des ersten Kaisers wieder lebendig zu werden.

Quillt nicht aus dem gleichen Winkel der Seele auch die Abneigung des Prinzen gegen klingendes Pathos, gegen hallende Worte, wie sie in allen Kundgebungen sichtbar wird, die an die Öffentlichkeit gelangten? In schlichter Form spricht schlichte Meinung zum Hörer oder Leser,

keine stilistischen Künsteleien, keine unnützen Phrasen schleichen sich in den einfachen Gang der Gedanken, die nie überraschen, sondern nur eine ehrliche Stimmung ausdrücken sollen.

Und er fühlt sich weder als den infalliblen Beherrscher des künstlerischen Geschmacks, noch als Richter in Fragen der Wissenschaft und Technik, weder als den Wegweiser in alle Wonnen der Zukunft, noch als den selbstsicheren Führer, dem die Vasallen blindlings Gefolgschaft zu leisten haben.

Und nur dann verläßt er die Reserve, die seine Stellung gebietet, wenn sich seine Seele bedrängt fühlt, wenn sein hochgespanntes nationales Empfinden einen Schlag zu spüren vermeint, der Deutschlands Recht und Ehre trifft. So wird die Rede, die er vor vier Jahren bei der Investitur als Rektor Magnifizentissimus in Königsberg hielt, zum persönlichen Bekenntnis. Sie ist nicht, wie man hämisch erläutern wollte, das Produkt des Verkehrs mit „alldeutschen Phrasenmachern" und der Lektüre chauvinistischer Lärmartikel, sondern der eigentliche Kern und Inhalt der ganzen Persönlichkeit.

Die Königsberger Rede ist kurz — hier konnte ein anderer sich breit ergehen, mit zierlichen Wendungen kokettieren und wie in der Zeit der Empfindsamkeit „seine Seele entschleiern", hier konnte er ein reiches Programm entfalten oder die Welt durch Tiefsinn erstaunen — nichts von allem: Er will nur ein Dolmetsch der Gedanken sein, die mit ihm, der sich bescheiden als Schüler fühlt, die deutsche Jugend „aus gelehrtem Munde vor allem hören möchte", und er will mit dieser schlichten Wendung die

deutschen Hochschulen an ihre Pflicht erinnern: Der Jugend nicht nur totes Wissen, sondern auch lebendiges Nationalgefühl zu geben.

Braucht unsere Zeit solcher Mahnung nicht? Ist nicht wieder eine Zeit gekommen, in der man jede Kulturphrase als der Weisheit letzten Schluß bewundert? In der mit dem Weltfriedensgedanken an den Hochschulen auch ein Weltbürgertum sich spreizt, eine wurzellose durch den leeren Raum verirrte Auffassung des Lebens? Und überwuchern nicht Kritik und Nörgelsucht die Gegenwart? Sind sie alle, die heute vom akademischen Lehrstuhl aus zur Jugend sprechen, Jugendbildner im Sinne Schleiermachers, Fichtes und Treitschkes? Haben wir nicht von einem akademischen Lehrer die Weisheit vernommen, daß wir Deutschen uns mühen sollen, „wieder gut zu werden" und den Aufruf: „Weniger Bismarck und mehr Schiller"? Nicht den müden Satz, daß in solchem Sinne sich der Geist unseres Volkes erneuern, der triebhafte Nationalismus durch die Menschlichkeit überwunden werden muß?

Da hat denn der Kronprinz nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zur Mahnung:

„Weisen Sie uns Wege, auf denen unser deutsches Volk wandeln soll, um eine Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm, seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend, zu Recht zukommt. Dabei ist uns nicht damit allein gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu kennen, denn diese Erkenntnis führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik, vielmehr sehnen wir uns nach der Betonung unseres deutschnationalen Volkstums im Gegensatz zu inter-

nationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen."

Was hier der Kronprinz ersehnt, das hat auch Fürst Bismarck gefordert, immer dringlicher, immer ernster. Das hat er in dem Worte: „Lassen Sie den nationalen Gedanken leuchten vor Europa!" dem Parlamente als Stern seines Daseins gewiesen, daran hat er die Jugend gemahnt, wenn das heiße Empfinden der großen Zeit sich mehr und mehr zu erkälten begann, wenn sie sich gewöhnte, geringschätzig auf die Alten zu sehen, die dem Fluge der neuen Gedanken zur Menschheitskultur und zur Menschheitsbeglückung nicht mehr zu folgen vermochten. Auch Bismarck suchte gerade bei der Jugend, deren Sinn noch offen ist für die Poesie seines eigenen gewaltigen Lebens, der das Wägen und Messen der späteren Jahre und der reine Nützlichkeitstrieb noch fremd sind, Verständnis für die Notwendigkeiten der Zukunft zu schaffen. Ihr ruft er zu, daß man für das Erreichte Gott danken und nicht herumnörgeln soll an Kleinigkeiten, die hier und dort haften, weil der Mensch den Strom der Zeit nicht fassen und nicht lenken, weil er nur darauf hinfahren und steuern kann: „Geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht allzu sehr hin, akzeptieren Sie, was uns Gott gegeben hat! Alle Angriffe von außen werden wie Hammerschläge auf uns wirken, unsere Einigkeit nur noch inniger und stärker machen! Bekämpfen Sie nur diese unglückliche Neigung zur itio in partes! Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen!"

Was der Kronprinz in Königsberg sagte, sind also Sätze aus Bismarcks Testament. Und sie mußten, so sollte man glauben, als ein starkes Bekenntnis zum nationalen

Gedanken, als eine Mahnung zur Erhaltung der deutschen Volkspersönlichkeit, zur Sicherung der deutschen Eigenart lauten Beifall im ganzen Volke finden. Aber in Königsberg fielen zwei Worte, die das demokratische Selbstgefühl auf das tiefste verletzten: Von ‚völkischer Eigenart' wurde gesprochen und von ‚internationalisierenden Bestrebungen', und so war ein Kreuzfeuer höhnischer Geschosse die Antwort.

„Völkisch" — man kannte das Wort nur aus dem Sprachschatz der Alldeutschen, und weil der Kronprinz es anzuwenden wagte, deshalb wurde er hurtig in die Reihen dieser Verhaßten gewiesen. Hatte er doch dem Argwohn schon vorher Nahrung gegeben, als er, ein paar Jahre zuvor, in dem Festsaal erschien, in dem der Verein Deutscher Studenten die Erinnerung an den Geburtstag des deutschen Reiches, an die Verdienste der Ahnen dankbar pflegte. Hatte man sonst bekümmert geklagt, daß Prinzen stets nur aus der Enge des Corpsstudententums das studentische Leben betrachten, daß ihr Blick zu selten durch die dichte Wand von Weihrauch und Höflingsphrasen hindurchdringt, daß sie vom hellen Leben dort draußen nichts ahnen, so war man doppelt entsetzt, daß der jugendliche Prinz einen Kreis aufsuchte, der sich als leidenschaftlichen Gegner des Kosmopolitismus bekennt. Ohne Zweifel hat bei diesem Besuch der Kronprinz manches gelernt: Er sah vor allem, wie die Herzen der Jugend sich mit hellem Jubel erfüllten, wenn der Name des eisernen Kanzlers an ihr Ohr drang, er konnte es spüren, was die Seele dieser Jugend erfüllt und ergreift, in Leid oder Freude versetzt. Er ging zu denen, die damals, als Fürst Bismarck in Ungnade war, in Treue zu ihm standen, nicht aus dem Bedürfnis

des Strebertums, sondern aus reiner Begeisterung, nicht aus Kritizismus, sondern in enthusiastischer Verehrung des schöpferischen Genies.

Aber diese Jugend, so schilt man, ist chauvinistisch, sie verbirgt nicht ihre ruchlos vorwärtsdrängende Art hinter der steifen Grandezza einer staatlich approbierten, wohlgedrechselten Gesinnung, und sie steht sogar im Geruche antisemitischer Neigung — da brauchte der Kronprinz nur in Königsberg von „völkischer Eigenart“ und gar von „internationalisierenden Bestrebungen“ zu sprechen, um eine Mauer des Mißtrauens um sich und alles künftige Tun zu schaffen. Und um in den unbezwinglichen Verdacht frondierender Tendenzen zu kommen. Und um in die Welt geheimnisvoll zu raunen, daß der Kronprinz dem verschleierten Propheten von Chorassan gleicht, der sein Gesicht versteckt hält, damit man nicht sehe, daß hinter dem Schleier sich das Antlitz eines wilden Chauvinisten verbirgt, eines Idiosynkraten des Nationalismus. Und weil zugleich der Gegensatz des Prinzen zu manchen Akten der amtlichen Politik sich weithin zeigte, deshalb wurde er von den lärmenden Chorführern der öffentlichen Meinung in einen tiefen und allseitigen Konflikt mit dem kaiserlichen Vater verstrickt.

Und am empfindlichsten sind die alle in solcher phantastischen Vorstellung gekränkt, die Kaiser Friedrich um seines offenen und rücksichtslosen Auftretens in Danzig willen am lautesten priesen, die auch heute das Recht des freien Bürgers zu schänden glauben, wenn sie auch einen Augenblick nur nicht das Banner der Opposition in den schwieligen Fäusten schwingen.

Hier aber dient das prächtige Wort „die Fronde“ als

nützlichstes Werkzeug. Jeder Brutus wendet es an, im Innersten gewiß, daß die hochtrabende Sprache des demokratischen Jargons den gesunden Menschenverstand völlig ersetzt. „Die Deklamation", sagt einmal Taine von den Jakobinern, „vollendet das Werk der Utopie und entledigt das arme Gehirn des letzten Ballastes." Wie es schon in Robespierres Zeiten gewisse Grundbegriffe gab, die gerade durch ihre Nebelhaftigkeit — Menschenrechte, Gesellschaftsvertrag, Freiheit, Gleichheit, Vernunft, Natur, das Volk, die Tyrannen — den ungeschulten Geist bestachen, ohne wirklich etwas zu sagen, wie hier jede Tatsache unter die Herrschaft der Formel sank, und die hochtrabende Hyperbel in ihrer Eintönigkeit und ihrem Schwulst jede Wahrheit entthronte, so ist auch heute das, was in Wirklichkeit Pedantenscholastik bedeutet, noch von ungeheurer Wirkung, ob es den Feldzug gegen Schlotbarone und Rüstungsfanatiker, gegen die Junker oder die Fronde gilt. Die Junker bleiben eine Klasse, in der die Selbstsucht alles bestimmt, Menschen, deren Ansprüche im umgekehrten Verhältnis zu ihren Verdiensten wachsen — noch steiler aber sträuben sich die Haare, noch glasiger blicken die Augen, wenn das Wort „Fronde" geheimnisvoll geraunt wird.

Die geschichtliche Bedeutung der „Fronde"? Wer kümmert sich darum! Und doch waren die „Frondeure", als man den Kämpfen der Pariser Gassenjungen den Ausdruck entnahm, die Vorkämpfer der Parlamentsherrschaft! Die Parlamente verlangten gegen die Königsgewalt, auf die Not des jungen Herrschers rechnend, nach neuen Rechten, nach einem Einfluß, den ihnen das Staatsrecht versagte. Sie bekämpften die Höhe der Steuern, wie weiland die Eng-

länder Pym und Hampton, sie verweigerten die Soldaten. Das Parlament war die Fronde. In Preußen frondierte also im Sinne der Geschichte in der Konfliktszeit der fortschrittliche Landtag, frondierten die Götter und Götzen des Liberalismus, die Waldeck und Virchow, die Beckerath und Hoverbeck, die Twesten, Bockum-Dolffs und Schulze-Delitzsch. Und heute? So oft auch das nationale Empfinden gegen die Gefahr einer neuen Wanderung nach Olmütz Protest erhebt, wenn es die Preisgabe des Vertrages mit Rußland beklagt oder sich gegen die Exzesse der Versöhnungspolitik mißbilligend wendet, wenn es rechtzeitig die Verstärkung der Armee empfiehlt oder vor der Verleihung einer Verfassung an die Reichslande warnt, dann tut man unbekümmert der Geschichte schnöde Gewalt an, und es wächst plötzlich, drohend wie Banquo's Geist, das fahle Gespenst der Fronde empor. Und das Grauen erhebt sich. Und es löst sich von den bleichen Lippen jedes Philisters zitternd das Gebet: „Herr, Herr, bewahre uns vor Flurschäden und Feuersgefahr, vor Pestilenz, Viehsterben, Junkern und der bösen Fronde!“

Längst aber hat man dem ursprünglichen Begriff noch ein neues Merkmal gegeben, in den schäumenden Becher noch einen Tropfen Gift geschüttet. Das war damals, in den Jahren der großen deutschen Tragödie, als Fürst Bismarck im Sachsenwalde um sein Werk und die deutsche Zukunft bangte, wie auch jetzt nur persönliche Verstimmungen, enttäuschter Ehrgeiz, bitterer Groll die alten Generale, die neue Geschütze verlangen, die alten Admirale, die für die Vermehrung der Flotte plädieren, die Träger der kolonialen Initiative bewegen, wenn sie den Verlust von Zanzibar, den Rückzug aus Marokko beklagen. Wenn aber Sr.

Majestät allergetreueste Opposition im Wasserstiefel aufstampft, um ein Steuergesetz, eine Heeresvorlage zu Falle zu bringen, wenn sie die koloniale Bewegung schon in den Anfängen zu ersticken sucht, oder dem eisernen Kanzler kindisch den verlangten Bureaugehilfen versagt, wenn sie nach dem Vorbild der Zeiten Mazarins drohend neue parlamentarische Rechte verlangt, dann macht eine für die Interessen des Volkes erglühende Opposition blutenden Herzens nur von dem vornehmsten Menschenrechte nützlichen Gebrauch.

Selbst die Kraft des Fürsten Bismarck erlahmte in dem Kampfe mit dem Drachen der Phrase. Schon wenige Wochen nach seiner Entlassung hatte er sich mit derben Worten gegen die Insinuation gewandt, daß er „frondiere", hatte er jene Presse gegeißelt, die „wenig anständig ihm anzudichten suche, er wolle Verstimmung über persönliche Zurücksetzung zur Triebfeder seines Handelns machen", die aber „auf den anderen, mit Händen zu greifenden Gedanken nicht komme, daß ein Mann, der an seinem Werke vierzig Jahre lang gearbeitet hat, es für unehrenhaft ansehen muß, sich von ihm abzuwenden, so lange er noch atmet." Diese Insinuation blieb unsterblich: So lange Bismarck gelebt und geatmet hat, war er „Frondeur". Und nicht lange, ehe er schied, konnte man in wahrhaft klassischer Form die Definition der „Fronde" genießen, wie sie in demokratischen Köpfen sich malt: „Wer ist es, der es wagt, so mit dem Feuer zu spielen? Die Fronde ist's, die nun schon seit Jahren — es handelte sich um ein Flottengesetz, das die Linke bekämpfte — das öffentliche Leben unterwühlt. Die Bismärckisch-agrarische Opposition ist's, die sich zu solchen Verwegenheiten ver-

steigt. Ihre Fäden reichen bis in die Nähe des Kabinetts und einiger Minister, und gehen von Händen aus, die sich geschickt im Dunkel zu halten wissen. Was man sieht, sind nur einige Redakteure mit ihren Zeitungen; was man nicht sieht, sind diejenigen, von welchen die Redakteure ihre Gedanken empfangen." Man sieht die Fäden nicht, man sieht sie nicht, die diese Fäden geheimnisvoll spinnen, man kennt sie nicht, weiß nichts von ihnen, aber sie sind da, und man glaubt an sie, fest und treu, wie der alte Steuermann an die Seeschlange glaubt.

Sie, die damals den Fürsten Bismarck schalten, die nicht genug Worte der Zunge fanden, um ihn zu schmälen, stehen heute unter dem Aufruf für sein Denkmal am Rhein. Sie wissen es, wie grausam, schonungslos, zermalmend die Geschichte seinen Warnungen Recht gab. Aber geblieben ist die schlechte Sitte, jede nationale Opposition als „Fronde" zu kompromittieren, ihre Motive zu entstellen, in persönlichen Empfindlichkeiten die Wurzel ihres Handelns zu suchen. Der opponierende Demokrat zeigt edlen Mannesstolz vor Königsthronen, er blickt von der Höhe unsäglichen Mutes herab auf die wimmelnde Schar der Kriecher und Schmeichler; der Opponent im nationalen Lager, Bismarck voran, ist stets nur ein Nörgler oder „eine verdammte Unke" gewesen.

Ist Bismarck auch tot, so blieb doch die Fronde; ist seine Stelle verwaist, so braucht man nach dem Interregnum doch einen Führer, einen Mittelpunkt, von dem aus die Fäden sich ziehen. Im Kronprinzen hat man den Ersatz gefunden. Dort traf man mit dem Pfeil das Verdienst der großen Vergangenheit, hier schleppt man, wie das Mütterlein von Kostnitz, Holz heran für den Scheiterhaufen der

Zukunft. Hat sich das Auge erst an den Anblick des Frondeurs gewöhnt, dann klagt man, daß es jetzt „um Szepter und Krone geht", daß man künstlich „Republikaner züchtet", daß hier „Fürsten ohne Volk" agieren, daß das Ende der Dynastie schon kommen wird, ehe noch „der junge Aar von Langfuhr" flügge geworden.

Die Beweise der Schuld? Hat nicht der Kronprinz seinen Husaren kriegerisch gestimmte Worte zugerufen? Hat er nicht das Schwert als den letzten entscheidenden Faktor im Völkerleben gerühmt? Hat er nicht beim Kommers des Vereins Deutscher Studenten einige Stunden geweilt und in Königsberg von „völkischen Interessen" und sogar von „internationalisierenden Bestrebungen" gesprochen und die Kapitalisten gemeint, die heute mehr und mehr in die Umgebung des Vaters gelangen? O, die Liste ist noch reicher: Kronprinz Wilhelm ist während des Kampfes um Marokko im Reichstag erschienen und hat durch Gebärden verraten, daß er gleich dem ganzen deutschen Volke Englands Haltung, wie der Führer der Konservativen es nannte, als „eine grandiose Unverschämtheit" empfand, er gab in Blick und Mienen seine Zustimmung kund, als im Reichstag das Wort erklang: „Wir wissen jetzt, wo der Feind steht. Wie der Blitz in der Nacht haben diese Vorgänge es dem deutschen Volke gezeigt. Das deutsche Volk weiß jetzt, wenn es den Platz an der Sonne sucht, den ihm die Vorsehung wies, wo der Staat ist, der darüber zu entscheiden glaubt." Der Kronprinz wurde Frondeur, weil seine Augen bei dem Gelöbnis des Redners blitzten, daß die Nation bereit sei, jedes Opfer an Gut und Blut für ihre Ehre zu bringen. Und er hat sich noch tiefer verstrickt, als er in einem an den Kanzler gerich-

teten Schriftstück, wie einst Friedrich in Danzig, „um sein Erbe bangend“, sich gegen den Einzug des Welfensohnes in Braunschweig wandte, der doch sein Schwager ist, und als er bewies, daß er im Streite um Zabern gegen die Suggestion sich wehrte, der selbst ein Teil der nationalen Parteien erlagen, bis sie freilich das in der „Zabernkommission“ errichtete Denkmal menschlicher Torheit mit eigenen Händen stürzten.

Der Kronprinz im Reichstag! Herbeigeilt von Danzig, um in dieser schicksalsschweren Stunde Zeuge der Ereignisse zu sein. Von dem Bedürfnis gedrängt, nicht fern, in müder Abgeschlossenheit auf grauem Papier die trockenen Berichte zu lesen, aus Höflingsmund Nachrichten zu empfangen, sondern von dem Verlangen getrieben, lebendige Stimmen zu hören, lebendige Menschen zu sehen, ein starkes Bild der Wirklichkeit mit hinüberzunehmen in das künftige Amt, das ihm den Besuch des Parlamentes versagt. Eine Anerkennung zugleich der Bedeutung des Reichstags und der Bedeutung seines Urteils in wichtiger Stunde.

Sonst fordert man wohl, daß auch Prinzen sich als Menschen von Fleisch und Blut erweisen, von der steilen Höhe ihrer Stellung herabsteigen, den Pulsschlag des Volkes fühlen und verstehen — jetzt war solches Wünschen erloschen, jetzt wurde das Urteil ohne Prüfung gefällt und die in der Presse wirkende heilige Feme wandte von dem Schuldigen das Haupt. „Die aufmerksamen Beobachter“, so schrieb ein noch maßvoll wägendes Blatt, „mußten feststellen, daß die ganz unzweifelhaft zur Schau getragenen Sympathien des Kronprinzen nicht nur den Stellen galt, in denen Freiherr von Hertling — der Minister von heute

— und Herr von Heydebrandt stark patriotische Redewendungen gebrauchten, die gleichzeitig aber ihre Spitze gegen die angeblich zu schwächliche Politik der Regierung kehrten, sondern daß er auch die diese Politik der Regierung direkt kritisierenden Stellen mit pantomimischer Zustimmung begleitete. Das kann Impulsität eines jüngeren Mannes sein, der noch nie solchen großen Debatten beigewohnt hat. Aber der Vorgang gewinnt dadurch bedeutend, daß es verbreitet worden ist, der Kronprinz habe sich mit seinen Brüdern besprochen, um bei ihrem Vater, dem Kaiser, irgendetwas gegen die von ihm als kläglich angesehene Politik des Reichskanzlers in der Marokkosache zu tun . . . Auch die erhitztesten Parteileiter sehnen sich nicht nach der Etablierung eines persönlichen Regiments in der zweiten Generation."

Wenn der Kronprinz, wie hier erzählt wird, in der Tat sich an seine Brüder gewandt hat, um mit ihnen gemeinsam sich bittend zum Kaiser zu begeben, so ist dies weder die Etablierung eines persönlichen Regimentes, noch die Handlungsweise eines Frondeurs. So ist es nur ein Beweis, wie tief in so trüber Stunde auch das Herz des Thronerben mit der Nation empfand, wie er ihre Sorgen und Trübsale teilte und wie er selbst zu einem Mittel zu greifen gedachte, das zu wählen die ganze Persönlichkeit des Kaisers ihm gewiß nicht erleichtert. Zu einem ähnlichen Mittel allerdings, das man nicht laut genug pries, als es den Kampf gegen Moltke und Eulenburg galt. Der Rekurs der Prinzen an den Kaiser, das darf als geschichtlich gelten, war wirklich geplant — war der mögliche Gewinn nicht des Einsatzes wert?

Und klang nicht das Sehnen des Kronprinzen voll mit

der Sehnsucht des ganzen Volkes zusammen? Selbst Männer des Friedens, die politisch nie hervorgetreten waren, stiegen jetzt auf die Rostra: Bei der Feier zum Gedächtnis des Stifters der Universität Berlin sprach der Festredner, ein Mediziner, über das Thema „Vom Tod und vom Sterben", und am Schlusse seiner wissenschaftlichen Erörterung stieg er aus dem Gebiet der Materie in das weite Reich des Idealismus und rief der akademischen Jugend in einer Stunde, in der von England wie von Frankreich her die Geschosse gegen den Schild Deutschlands prallten, mit Fichteschem Pathos zu: „Sorgen Sie dafür, daß alle organische Entwickelung im Geiste festgeprägter Individualität sich vollziehe, die ebensowohl zu isolieren, wie über sich hinauszuwirken versteht. Machen Sie also im vollen Bewußtsein den Mut zum Lebensprinzip, den Mut, der auch durch Todesleid hindurchgeht und nicht zögert, im Interesse des Aufstieges der Nation, wie einst in den Freiheitskriegen, das Leid aller zu tragen, und das Leid zum Stimulus, zum Schöpferwillen zu erheben." Seit Fichtes und Treitschkes Tagen ist niemals so ernst und so tiefsinnig der große Gedanke formuliert worden, daß die Persönlichkeit alles bedeutet, und daß sie ihre volle Entwickelung nur dann findet, wenn sie über sich selbst hinauszuwachsen versteht, wenn sie sich in den Dienst der Gesamtheit stellt und den Mut für das Ganze zu sterben zum Prinzip des Lebens erwählt. In Breslau wies der Rektor die Jugend auf das Bild dort draußen: „Vor den Toren unserer Universität steht, von Meisterhand gefertigt, ein Jüngling, ruhig und sicher, mit seiner Rechten prüft er die Klinge zu späterem Kampfe, ein wundervolles Sinnbild der Vorbereitung zum Streit des Lebens." Auch hier eine Mahnung,

geboren aus der ernsten Stimmung des Tages, an dem um Ehre und Zukunft der Nation gestritten wurde. Und ein dritter akademischer Lehrer, der greise Heidelberger Ernst Immanuel Bekker, der sechzig Jahre zuvor Leutnant im Regiment Colberg war, schrieb sorgend, als die Nacht über Agadir zu sinken drohte: „Gesprochen haben wir nicht viel darüber — über Olmütz — das wäre auch überflüssig gewesen, denn jeder wußte, wie alle dachten: Nur Blut kann diesen Flecken auf unserer Ehre tilgen, und kommen wird der Tag der Reinigung." Aber trübe fügte der vierundachtzigjährige Rechtsgelehrte hinzu: „Da wir zurzeit keinen Bismarck mehr besitzen, so erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß England einen Abschluß erzwingt, der dem von Olmütz ähnlich sähe."

Als aber im Reichstag von dem neuen Olmütz verhandelt wurde, erschien der Kronprinz auf der Tribüne. Selbst Anton von Werner hatte grollend davon gesprochen, warum denn das deutsche Reich stets durch die Gestalt der Germania, „durch ein Frauenzimmer", repräsentiert werden müsse, ihm würde es richtiger scheinen, wenn dort am Rhein mit dem Gesicht gegen Westen einer der wilden Männer vom preußischen Wappen mit hoch erhobener Keule hingestellt würde. Der Kronprinz, die Rektoren unserer Universitäten, der alte Immanuel Bekker und Anton von Werner, sie alle Frondeure!

Und mit ihnen, außer den Sozialisten, das ganze deutsche Volk, bis der Kronprinz im Reichstag erschien und die Glut des Zornes nach anderer Richtung, und die Pfeile, wie Arnold von Winckelried die Lanzenspitzen der Ritter, auf die eigene Brust lenkte. Marokko und die Schuld von Agadir, Lindequists dramatischer Abgang, die

herausfordernden Reden der Asquith, Churchill, Cartwright und Lloyd George, und das freche „Hands off!“ der englischen Presse versanken, und in gährend Drachengift verwandelte sich die Milch der frömmsten Denkart. Hier galt es für die modernen Tells nicht mehr, „ein armselig Grattier zu erjagen, hier galt es einen köstlicheren Preis . . .“

Sie waren alle einig gewesen in der Beurteilung der Politik von Agadir. Als aber durch Mienen und Gesten auch der deutsche Kronprinz sich diesem Urteil gesellte, da sprang der Reifen, der alle umschloß, in dem heißen Feuer der Überzeugung, daß ein Kaisersohn gleich dem toten Stammherrn der Karolinger nur stumm auf seinem Sessel weilen, nie aber der Nation verraten darf, wie ihm bei ihrem Leiden oder ihrer Freude ums Herze ist. Der Thronfolger darf auch da nicht sich als fühlenden Menschen zeigen, als selbst dem kühlsten Skeptiker das Blut heiß durch die Adern raste, weil ebenso wie bei der Lohengrinfahrt nach Tanger ein großer Aufwand unnütz wieder vertan war, wie ungestraft das Organ der französischen Offiziere uns die freche Beleidigung in das Antlitz schleudern konnte: „Deutschland hat sich schwer getäuscht, und wir sehen jetzt das erbärmliche Schauspiel des Maulhelden, dem die Illusionen entfliegen, wie die Blätter dem Baume im Herbstwind. Seine brutale Kraft macht keinen Eindruck mehr; man hat ihren Wert gewogen und sie in Wirklichkeit als jämmerliche Schwäche erkannt. Man fürchtet sie nicht mehr, man fängt an, sich über sie lustig zu machen. Es ist notwendig, daß Deutschland zurückweicht, und wenn es dazu der Gewalt bedarf, warum sie nicht anwenden?“ Eine Flutwelle des Zornes hatte das deutsche Volk empor-

getrieben, aber dieselbe Politik, die den Panthersprung nach Agadir wagte und den hellen Beifall des ganzen Volkes fand, nahm getrost, wie der Botschafter Millet es nannte, den Knochen auf, den man irgendwo, ganz hinten in Kamerun, ihm zuwarf. Und ein konservatives Blatt schrieb empört: „Man hat keine Worte für dieses Jena deutscher Staatskunst! Verhülle dein Antlitz, Germania, vor diesem Blatt deiner Geschichte!"

Und man dachte daran, wie wenige Monate zuvor Deutschlands blaue Jungen hinausgezogen waren, um der deutschen Kraft ein neues Feld zu gewinnen! Wie uns einst vom Kaiser verheißen war, daß dort, wo er seine Fänge einschlägt, der deutsche Adler nicht mehr weicht! Und man blickte auf den Kontrast, sah, wie die Unabhängigkeit des Sultans von Marokko, die in Tanger feierlich proklamiert war, unter dem französischen Schwerte elend zusammenbrach, wie unsere blauen Jungen demütig den Weg in die Heimat suchten, und wie nun im Reichstag in einer feierlichen Stunde ein blutloser Mann im Kanzlerrock unter eisigem Schweigen der Volksvertretung sich auf Bismarck berief. Und wieder klang in das Ohr das amtliche Echo, das die tapfere Tat des Herrn von Lindequist wachrief, der sein Amt und seine Zukunft preisgab, weil er als treuer deutscher Diener der Nation nicht teilhaben wollte an der Verantwortung für so schmählichen Ausgang: Der ganze Vorfall zeuge „von einer unglaublichen Verkennung nachgeordneter Beamten gegen den Reichskanzler", es sei das unbestrittene Recht solcher Beamten, aus dem Amte zu scheiden, aber es sei unzulässig, daß sie „unter Vernachlässigung jeder pflichtmäßigen Diskretion der Reichspolitik in den Rücken fallen".

Dort sprach unter dem stürmischen Beifall aller bürgerlichen Parteien ein konservativer Vertreter, und der leitende Staatsmann, der sich auf den eisernen Kanzler beruft, fand nur den Beifall der Sozialisten und das Behagen der Friedensschwärmer, als er, der doch die Verantwortung trug für die kriegerische Geste von Agadir wie für den Rückzug, den seltsamen Satz aussprach: „Der Starke braucht sein Schwert nicht immer im Munde zu führen." Und als er dem Redner der Rechten zurief, daß er aus wahltaktischen Gründen den Patriotismus zu kompromittieren, wertvolle nationale Güter zu vergeuden bereit sei. Tausendfach von der französischen Presse beschimpft, von englischen Ministern geschändet, von der Welt verspottet — Civis Germanus sum. Es war einmal . . .

Die blauen Jungen, die so fröhlich hinauszogen, stiegen heimlich bei Nacht ans Land, als sie zur Heimat zurückgekehrt waren, und schlichen nach Hause. Und der als Narr erschien, als er drei Monate vorher weissagte, daß wir auch jetzt nach lauten Worten uns zurückziehen würden, war zum Propheten geworden. Was aber besonders ergrimmte, das war der ungeheure Gegensatz zwischen dem Gewinn und dem Einsatz, zwischen dem Mittel und dem erreichten Ziel, und auch der Gegensatz zwischen den noch nicht vergessenen Zeiten Bismarcks und dieser neuen Welt der Verzagtheit. Auch damals, als wir den Kampf um Schleswig-Holstein begannen, war die drohende Faust Europas gegen uns erhoben, und auch damals war England in wildem Zorne gegen Deutschland entbrannt, als wir die ersten tastenden Schritte in das Kolonialland versuchten. Dort stand die Stimmung des durch die Konfliktszeit erbitterten Volkes gegen die Politik des großen Mi-

nisters, und auch hier folgte man ihm nur widerwillig und zögernd. Und Bismarck blieb Sieger. Der fünfte Kanzler aber konnte, wenn er tatkräftig vorging, auf den Beifall der ganzen Nation seine Politik stützen, über alle Parteischranken hinweg reichte man sich in gleichem Sinne die Hand, eine Erhebung ging durch die Nation, so kraftvoll wie nicht seit langen Jahren. Aber das Gold blieb ungemünzt, und wer vorher gejubelt hatte und jetzt in Zorn und Trauer stand, der wurde als „völkischer Säbelrasseler", als „chauvinistischer Lärmmacher" schnöde gescholten. Unser Gewinn? „Wissen Sie, was Gabun ist? Fieberland, Galeriewald mit steilem Hintergrund, die Flußufer verwüstet durch die Schlafkrankheit. Im Lande hausen die berüchtigten französischen Konzessionsgesellschaften, die schon jetzt die Kautschukvorräte des Urwaldes vernichtet haben. Das Land ist verarmt und hat die geringste Handelsbilanz von allen französischen Kolonien," so schreibt ein Kenner. Niemals wird dort ein deutscher Bauer Siedelungsland finden, nur ein Händler wird hier und da in Sümpfen nach Gewinn suchen.

Stimmung, Horatio! In amtlichen Blättern aber war es just damals zu lesen, daß es „eines der vornehmsten politischen Ziele des Kaisers sei, durch ein ernstes und dauerndes Einvernehmen zwischen Deutschland und Frankreich den Frieden in ersprießlicher Weise zu sichern". Und es war weiter zu lesen, Frankreich werde nun wohl nach unserem Verzicht auf jeden Einfluß in Marokko „sich zu dem nicht minder schweren Opfer der formellen Anerkennung des bestehenden Zustandes in Elsaß-Lothringen bereit erklären". Die Ereignisse, die gefolgt sind, gaben uns andere Lehre. Das Fazit aber zog nachdenklich einer

der feinsten Historiker der Gegenwart, Dietrich Schäfer, an das Wort Balfours erinnernd, daß von Korea bis Marokko sich über drei Weltteile hin politische Depressionsgebiete dehnen, die unvermeidlich ein Einströmen von außen her veranlassen: „Ein solches Einströmen ist seitdem in reichem Maße erfolgt, nirgends aber zugunsten Deutschlands. Deutschland muß für absehbare Zeit zufrieden sein mit dem, was es von besseren Tagen erwartet und was ihm andere gönnen wollen." Stimmung, Horatio!

In einem Briefe hatte, wenige Jahre zuvor, der Kronprinz geschrieben, wie dankbar er sei, wenn sein kaiserlicher Vater mit ihm einmal auch über politische Fragen spreche. Es gehe ihm wie einem Seemann, der niemals das Schiff führen darf und doch plötzlich an die Stelle des Steuermanns gerufen werden könne. Geflissentlich der politischen Werkstatt ferngehalten, glaubt er dennoch das Recht zu haben, der deutschen Welt einen Einblick in seine Anschauungswelt, in die Seele des Kaisers der Zukunft zu geben, und heute, wo er weder Amt noch Verantwortung trägt, wo ja die Gegner selbst achselzuckend seine Äußerungen als belanglos zurückweisen, auf die einfachsten bürgerlichen Rechte Anspruch zu besitzen, wenn auch seine Stellung zum Vater es ihm verbiete, gleich dem ältesten Sohne König Wilhelms des Ersten öffentlich sich an die Spitze einer rücksichtslosen Opposition zu stellen. Wie gewaltig aber erhob sich der Lärm! Wie vergaß man über Nacht die Schmach von Agadir! „Kasinofronde", „Nebenregierung kaiserlicher Prinzen" — auch das war vergessen, daß nur die Entschlossenheit des Kronprinzen die Nebenregierung der Liebenberger Tafelrunde gestürzt, die fremde Giftpflanze der Kammarilla aus dem Boden ge-

reutet hatte. Es war vergessen, wie die ewige Klage, daß die Königssöhne dem Leben der Nation fremd bleiben, daß sie ihren Herzschlag nicht fühlen, und es war zu derselben Stunde vergessen, als der Königssohn mitten unter den Erwählten des Volkes saß und lauschte, wie aus ihren Reden der Herzschlag des Volkes klang. Und das Gespenst der Nebenregierung tauchte empor, als er sich mitten in den Gesichtskreis der Öffentlichkeit stellte und frei vor aller Welt zu erkennen gab, daß er ebenso fühle, wie die Nation.

Die Mahnung eines aufrecht nationalen Blattes ist damals verhallt: „Warum soll der Kronprinz, der ja nicht verantwortlich für unsere äußere Politik zeichnet, nicht auch ein lebendiger Zuschauer bei einem Schauspiel sein dürfen, das uns allen Herz und Sinn aufs höchste bewegt? Man nehme diese Dinge doch als das, was sie sind, mache aber nicht daraus eine Krisis im Monarchenhause und einen Fraß für die Wölfe des Auslandes!" Die Demokratie jauchzte auf: Hier war wieder die Möglichkeit zu einem Sturmlauf gegen den Kaiser der Zukunft gegeben, hier konnten die alten rostigen Waffen aus der Rüstkammer der demagogischen Phrase wieder hervorgeholt werden, und froh stimmte man mit den Impertinenzen der Auslandspresse zusammen, die in den Worten des „Daily Graphic" sich nackt und deutlich spiegeln: „Der Prinz hat ein Alter erreicht, bei dem man einige Besonnenheit von ihm erwarten darf. Er darf die Politik Bethmanns mißbilligen, aber nicht seine Meinung durch Gesten und Lachen bekunden. Es hat jedenfalls in Frankreich und England mißfallen (!), daß das einfache Gefühl der Verantwortlichkeit ihn nicht abhielt, bei den Brandreden

des Jingo-Abgeordneten von Heydebrandt offen zu applaudieren."

Die Jugend stürmt über die Formel hinweg der lebendigen Gottheit entgegen. Darum, wenn die Trübsal der Gegenwart drückt, bleibt das Vertrauen auf die Zukunft wach.

Am Abend des Tages, an dem der Kronprinz im Reichstag erschien, hat der Draht die Nachricht in alle Welt verbreitet: „Der Reichskanzler und Frau von Bethmann Hollweg folgten soeben einer Einladung des Kaisers und der Kaiserin zur Tafel," und es wurde bekannt, daß auch der Kronprinz in das Schloß befohlen sei. Der Simplicissimus aber brachte ein Bild, das den Kaiser, die Kaiserin und den Kronprinzen auf der einen, und den Reichskanzler und seine Gemahlin auf der anderen Seite zeigt. Es trug die Überschrift „Die Versöhnung", und die Unterschrift: „So, jetzt gib mal dem Onkel Reichskanzler schön die Hand!" So hatte nach einem großen Akte der Zyniker das letzte Wort.

Aber seltsam, all die Lehren, die in jenen Tagen der Kronprinz empfing, alle die schäumenden Wellen der Entrüstung, die sich über ihm türmten, alle die Anklagen, die gegen die Fronde und die Nebenregierung gellten, haben ihn nicht zu Boden geschmettert, ihm nicht den frohen Schwung der Seele geraubt und auch nicht zum Kompromiß mit jenen Herbstzeitlosen bestimmt, die so gern auf sumpfigen Boden gedeihen und deren Samen so giftig wirkt. Der Welfenkampf hat es bewiesen.

Wieder gab es eine gewaltige nationale Erregung, wieder war alles aufgewühlt im deutschen Volke, als man vernahm, daß allen Lehren zum Trotz der Kronprinz das

Recht der freien Meinung von neuem in Anspruch nahm. Er eilte nicht auf die Tribüne des Reichstags, kein Lächeln, kein Beifall zeigte öffentlich seine Stimmung, sachlich und korrekt erhob er nur in einer an den Kanzler gerichteten Denkschrift Protest gegen die Umkehr von den Grundsätzen, die Kaiser Wilhelm der Erste und sein Kanzler, und auch durch lange Jahre noch Kaiser Wilhelm der Zweite und Fürst Bülow festgehalten und öffentlich betont hatten. Er erhob Protest gegen die Auslieferung deutschen Landes an einen Sproß aus dem Hause der Welfen, solange nicht der klare und zweifelsfreie Verzicht auf Hannover ausgesprochen sei.

Noch klang den Teilnehmern des Schauspiels die Mahnung in das Ohr, die nach der Episode im Reichstag der Kaiser väterlich zürnend dem Sohne ausgesprochen haben mag: Dort, wo er Einwendungen gegen die Politik der Regierung habe, sie wohlbegründet in schriftlicher Form an den Kanzler zu leiten. Da ist es schwer, die Feder zu hemmen, daß sie nicht mit ausgelassener Satire die Walpurgisnacht zeichne, die jetzt entfesselt wurde, als in der bitteren Stunde, da der Thronfolger um sein Erbteil bangte, in einem völkischen Blatt eine kurze Notiz erschien mit folgendem Wortlaut:

„Wie wir von gut unterrichteter Seite erfahren, hat der Kronprinz ein Schreiben an den Reichskanzler gerichtet, in welchem er seine Auffassung von der braunschweigischen Thronfolge niederlegt. Es wird darin betont, daß der Prinz Ernst August erst dann in Braunschweig einziehen dürfe, wenn er vorher klipp und klar für sich und seine Nachfolger verzichtet habe. Der Fahneneid sei kein staatsrechtlicher Akt."

So war es zu lesen, nicht anders und nicht mehr. Und wieder war es gesagt in einer Zeit, in der die nationalen Kreise in Deutschland, so weit sie nicht gleich dem Zentrum den Welfen parteipolitisch affiliiert waren, geschlossen zusammenstanden, weil wieder in einer für die Sicherheit unserer Zukunft bestimmenden Frage der neue Kurs unbekümmert einen wohlbewährten Grundsatz des großen Kanzlers preisgab.

Mit ernsten Worten hatten die Konservativen von Hannover, Söhne des Landes, in dem einst der blinde König herrschte, öffentlich ihre Meinung geäußert, daß es ein Unglück wäre für die Provinz, für den preußischen Gesamtstaat, für Deutschland, wenn die Braunschweiger Frage erledigt würde, ohne daß zuvor der welfischen Agitation durch eine offizielle Einwirkung von seiten des welfischen Hauses ein Ende gesetzt wäre. Und diese Überzeugung war Gemeingut der deutschen Gesamtheit. Denn wenn auch der Welfenerbe die Kaisertochter heimführen durfte, so war hier doch kein staatsrechtlicher Akt geschaffen, und die Bedingungen blieben unerfüllt, die in feierlichster Form als Voraussetzung für den Einzug eines Welfen in die Stadt Heinrichs des Löwen gestellt worden waren. Des Kronprinzen Meinung war die Meinung der Lebenden, wie sie die Meinung der Toten war, die den ersten Kaiser in Walhalla umgeben.

Sieben Jahre vorher hatte der Herzog von Cumberland geschrieben, er sei bereit, dem Thron von Braunschweig zugunsten des Prinzen Ernst August zu entsagen, und dieser sei entschlossen, für sich und seine Nachkommen auf Hannover zu verzichten. Der Bundesrat hielt das Gebot nicht für genügend. Jetzt ist der gleiche Verzicht

vom Sohne nicht ausgesprochen worden, nur der Fahneneid, den er als preußischer Offizier geleistet, sollte als Unterpfand für die Zukunft gelten. Warum ein rechtlicher Verzicht nicht erfordert und nicht geleistet wurde — diese Frage hat niemals eine Antwort erhalten. Und auch die andere Frage nicht, warum denn der Hof von Gmunden den neu aufschäumenden Übermut der Welfenpartei niemals gedämpft hat. Nicht nur Konservative protestierten, sondern auch Demokraten. Denn auch in ihnen erwachte ein Gefühl des bitteren Grolles, wenn sie hier sahen, wie eine Lebensfrage der Nation doch schließlich unter rein dynastische Gesichtspunkte gerückt und feierliche Beteuerungen ausgelöscht wurden. Nur die Welfenpartei jubelte, als der erste Schritt in das Land ihrer Hoffnung getan war.

Froh mußte das deutsche Volk es begrüßen, daß hier der Kaiser der Zukunft jede dynastische Rücksicht verwarf, daß er gegen die Romantik des Familiensinnes das Notrecht des Volkes gewahrt wissen wollte, daß er dann, als ein Konflikt zwischen dynastischen Wünschen und Notwendigkeiten des nationalen Lebens entbrannte, sich auf die Seite des Volkes gestellt hat, daß er dem brüderlichen Gefühl Schweigen gebot, weil er sagte, es könne dem Deutschen Reiche ein neuer heimlicher Gegner erstehen, der auch durch passive Haltung dem am preußischen Marke zehrenden Wurme des Welfentums noch Nahrung bot. Ihn hat die Geschichte gelehrt, daß man im Hause des Besiegten niemals bereit ist, sich der Entscheidung durch Eisen und Blut dauernd zu fügen, daß auch das Recht der Eroberung legitim ist, daß auch hier, wie in der Natur, das Schwache dem Starken, das Krankhafte dem Gesunden

weichen muß. Er kehrt sich ab von den feierlichen Grundgesetzen der Legitimität, des Dynastienrechtes, für das die letzten Schwertmagen bis zum Tode kämpfen müssen. Er kennt nur die Pflicht gegen die Nation.

Der Kronprinz liest gern, und er liest mit Auswahl. Er widmet wohl eine Stunde der Zerstreuung den gespenstererfüllten Phantasien eines modernen Dichters, oder den liebenswürdigen Idyllen von Leuten, die er gleich ihrem Schöpfer liebgewann. Aber er liest auch Treitschkes Bücher, und er liest seine vom heiligen Zorne glühenden Artikel über die letzte Scholle welfischer Erde, über die Torheit des fürstlichen Erbrechts und die Nachtgespenster, die im hellen Mittagslichte unserer Zeit sich tummeln. Und er kennt das zornige Urteil, das Deutschlands größter Geschichtsdarsteller, auf Hannover und Braunschweig weisend, schon vor vierzig Jahren fällte: Fort mit dem schwerfälligen Urväterhausrat! Fort mit den sonderbaren Kleinodien aus des Reiches Rumpelkammer! Und er kennt den Satz aus der Feder des großen Patrioten: „Der ungeheuerliche Wirrwarr würde um nichts gebessert, wenn etwa die Krone Preußens in einem Anfall törichter Schwäche sich herbeiließe, Frieden zu schließen mit den Welfen und ihnen für die Anerkennung der Eroberungen von 1866 den braunschweigischen Thron einzuräumen. Gäbe aber der Welfensproß seinen Segen zu der neuen Ordnung der deutschen Dinge und zöge er fröhlich ein in das Land seiner Väter, und schaute der alte Löwe noch immer hernieder auf ein letztes Stück jenes Welfenreiches, in dem einst die Sonne nicht unterging — was wäre erreicht? Die Krone Preußen gewänne eine rechtlich und politisch wertlose Anerkennung ihres

hannoverschen Besitzstandes. Hannover ist im ehrlichen Kriege erobert. Warum für diese unbestreitbare, rechtsgültige Erwerbung erst eine Zustimmung einholen, von der jedermann weiß, daß sie nicht ehrlich gemeint sein kann. Hochbedenklich wäre die Demütigung der jungen kaiserlichen Krone — auch dies hat der Kronprinz gelesen —, die Beleidigung des nationalen Stolzes durch die Rückkehr der Welfen." Im Kriege gegen Frankreich erstand gegen Deutschland eine welfische Legion.

Wie aber stand es mit dem Rechte des Thronfolgers, seine Meinung zu sagen? Mit unwiderleglicher Klarheit hat hier der Greifswalder Professor des Rechtes Eduard Hubrich die Linien gezeichnet: Nach preußischem Staatsrecht ist der Kronprinz nicht „Anteilhaber an der Trägerschaft der preußischen Staatsgewalt, nicht Mitsouverän". Er ist grundsätzlich „Untertan" des Königs. Aber er ist durch einen Thronfolgeanspruch ausgezeichnet, der sich als ein selbständiges, öffentlich-rechtliches Individualrecht charakterisiert. Dieses Individualrecht gelangt zwar erst im Falle der Thronerledigung zur vollen Wirksamkeit, entbehrt jedoch auch vorher nicht gewisser rechtlicher Wirkung. Und es betrifft wie die Sicherung der eigenen Thronfolge, so auch die spätere Herrscherstellung in dem gesamten Bestande der Monarchie. Es sei völlig klar, daß auch jede Gefährdung des Besitzstandes des preußischen Staates noch vor dem Fall der Erledigung des Thrones zugleich das eventuelle Thronrecht eines Kronprinzen beeinflussen kann. Es wird daher, so führt Eduard Hubrich weiter aus, staatsrechtlich nicht zu beanstanden sein, daß in solchem Fall der Thronerbe mit den gesetzlich gegebenen Mitteln gegenüber einer vermuteten Gefährdung seines

selbständigen Individualanspruchs auf die spätere Herrscherstellung in der gesamten preußischen Monarchie seine Stimme erhebt. In allen Fällen, in denen also ein preußischer Kronprinz eine Gefährdung seines Erbes erblickt, wird man ihm staatsrechtlich jedenfalls nicht das gesetzliche Mittel verschließen können, das die Verfassung jedem preußischen Bürger zur Wahrung seiner Rechte gewährt: „Das Petitionsrecht steht allen Preußen zu." Der Kronprinz sei also durchaus berechtigt, seine persönliche Ansicht über die Sachlage dem preußischen Staatsministerium zum Ausdruck zu bringen.

Die Tatsache aber, daß er sich an den Kanzler wandte, wurde bekannt, dieser Akt, für den es nur zwei Zeugen gab. Und so erhob sich von neuem der Lärm der Blechdeckel und es bliesen die Zinkeniere, und die üble Musik wurde verstärkt und verdoppelt, weil das Erscheinen der Notiz in einem „völkischen" Blatt den furchtbaren Argwohn von neuem erweckte, daß der Thronfolger rettungslos dem alldeutschen Teufel verfallen sei. Kronprinzenpolitik, Kronprinzenfronde, Kamarilla, Nebenregierung, dazu ein scheeler Blick auf „das Milieu des Kronprinzen", die „Extremsten der Hochtories", die Agrarier, Antisemiten, Chauvinisten — die oft gehörte Kakophonie, und immer noch wirksam. Denn die Masse horcht gern auf den finsteren Verrina — „Schwer, ernst und düster, tiefe Züge", so beschreibt ihn Schiller: „Das Schwert in der Hand deutet den Helden! Meine Meinung ist, wir geben laut das Signal des Aufruhrs, rufen Genuas Patrioten stürmend zur Rache auf!" Der Streit um das Welfenrecht verblaßte, wie einst der Streit um Marokko; das hundertäugige Ungeheuer, das man Publikum nennt, bedarf der

Sensationen, es war von Braunschweig wie vorher von Marokko gesättigt. Aber Streit im Hohenzollernhause, ein rebellierender Prinz, eine königlich preußische Fronde — da geht es noch anders durch Mark und Bein, als des Abends im „Kientopp", wo der Böse den Guten meuchelt, oder im Wohnzimmer des Küsters Beerbohm, wenn Herr Nemlich von den Geheimnissen von Paris und den schrecklichen Taten des „Schulmeisters" und der „Eule" berichtet.

Der Lohn aber jener Politik, gegen die sich gleich dem Kaiser der Zukunft der Geist Bismarcks erhob, ist gezahlt worden in dem „offenen Brief", den die Führer der Welfen dem fünften Kanzler sandten. Dieser Brief bedarf keines Kommentars, und gegen die Pfeile des Spottes, die hier ungezählt fliegen, gibt es keinen Panzer.

„Unser Fürstenhaus in allen seinen Gliedern," so heißt es dort, „hat seine Rechte auf Hannover nicht aufgegeben, Herr Kanzler! Und wenn der Herzog von Braunschweig Sie zu der Erklärung ermächtigt hat, daß die Berufung der deutsch-hannoverschen Partei für ihre politische Tätigkeit auf ihn seinem Willen widerspräche, so stellen Sie mit dieser Erklärung wirklich nur Selbstverständliches fest. . . . . Ins Gedächtnis möchten wir Ihnen zurückrufen, daß der Herzog Ernst August vor seiner Thronbesteigung jeden Verzicht auf die Krone Hannover bestimmt abgelehnt und seine Ansprüche auf die Krone Hannover ausdrücklich aufrecht erhalten hat. Damit teilt der Herzog den grundsätzlichen Standpunkt seines königlichen Vaters und der deutsch-hannoverschen Partei, denn die Aufrechterhaltung dieser Ansprüche bedingt doch selbstverständlich die Überzeugung, daß die Annexion Hannovers zu Unrecht erfolgt und deren Rückgängigmachung eine Notwendigkeit ist.

. . . Wenn Sie, Herr v. Bethmann, in bezug auf die überzeugungstreuen Hannoveraner von ‚Elementen' sprechen, die ‚unbelehrbar' sind oder ‚unbelehrbar' sein wollen, so stimmen wir Ihren Worten in dem Sinne zu, daß es auch Ihnen nie gelingen wird, uns die Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache zu rauben und die Gewißheit, daß, wie Sie noch am 21. Juni v. J. an den Leipziger Historiker Lamprecht schrieben, ‚was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann'."

Alles, was der Kanzler getan, sei nur ein Schlag ins Wasser gewesen: weder habe der Herzog von Braunschweig auf Hannover verzichtet, noch habe sich die Rechtslage irgend geändert.

„Wenn der Kanzler meint, ‚die Welfen können in Zukunft schreiben und reden, was sie wollen', und die Nationalliberalen und Kreisblattpresse ihm dies aus Mangel an eigenen Gedanken nachschwätzen, so sagen wir in diesem Falle auch mal dasselbe wie der Herr Reichskanzler, nur mit dem Unterschied, daß wir es anders meinen. Wir meinen, daß der Herr Reichskanzler und die ihm ergebene, nicht gerade überkluge Presse in Zukunft reden und schreiben können, was sie wollen, sie kommen über die Tatsachen nicht hinweg,

1. daß der Reichskanzler sich alle Mühe gegeben hat, von dem Prinzen einen Verzicht zu erlangen; daß ihm dies aber mißlungen ist;

2. daß der Prinz seine Rechtsansprüche auf Hannover ausdrücklich aufrecht erhalten hat;

3. daß, solange der alte Herzog noch lebt, er der Träger der hannoverschen Thronansprüche ist und nicht der junge Herzog von Braunschweig;

4. die Gewißheit, daß auch nach dem Tode des alten Herzogs der junge Herzog seine Ansprüche auf Hannover aufrecht erhalten wird;

5. daß also das angestammte Fürstenhaus voll und ganz zu uns hält;

6. daß sich die Ansicht aller Mitglieder des angestammten hannoverschen Königshauses nicht geändert hat, wohl aber die der preußischen Regierung, an der Spitze der Herr Reichskanzler.

Alles andere ist Larifari! Mag man noch so viel drehen und deuteln, mag man schwatzen und schimpfen, schreien und toben, das eine läßt uns so kalt wie das andere, wir lachen darüber.

Der Herr Reichskanzler sagt: ‚Niemals wird Hannover von Preußen getrennt.‘ Nun, auch das Niemals des Kanzlers ruft bei uns ein vergnügtes Lächeln hervor. Herr v. Bethmann Hollweg sollte etwas sparsamer mit seinem ‚niemals‘ sein, denn wenn ihn vor zwei Jahren jemand gefragt hätte:

Halten Sie eine Vermählung der Kaisertochter mit einem Welfensproß für möglich, ohne einen Verzicht auf Hannover?

Herr v. Bethmann Hollweg würde geantwortet haben: Niemals! — Und er ist umgefallen.

Wenn Herr v. Bethmann vor wenigen Monaten gefragt wäre:

Halten Sie die Thronbesteigung eines Welfenprinzen in Braunschweig ohne Verzicht auf Hannover für möglich?

Mit Entrüstung würde er geantwortet haben: Niemals! — Und er ist umgefallen.

„Niemals wird Hannover von Preußen getrennt,‘ sagte heute Herr v. Bethmann Hollweg.

Wie lange?

Hoffen wir, daß er zum dritten Male umfällt — aller guten Dinge sind drei!“

Auch vom Gegner sollte ein Staatsmann lernen, und auch im bitteren Spott die Wahrheit erkennen.

Und wieder ging nur kurze Zeit ins Land, und wieder vernahm man, als in ganz Deutschland alle Leidenschaften aufgestürmt waren, die Stimme des künftigen Kaisers. Undeutlich nur, die Worte kaum zu verstehen. Aber der Argwohn fühlte es dennoch, daß auch hier wiederum der älteste Sohn Kaiser Wilhelms des Zweiten sich dorthin gestellt hat, wo das nationale Empfinden auch unter der ungeheuren Suggestion von Zabern sich aufrecht hielt. Einmal, zweimal, dreimal sogar soll er telegraphiert haben, an den Leutnant v. Forstner, an den Obersten v. Reuter, an unbekannte Dritte. Kronprinzenpolitik! Kronprinzenfronde! Zwar stand er, wenn man sein Vorgehen politisch bewerten wollte, durchaus nicht im Gegensatz zu den amtlichen Auffassungen, und selbst der Blinde mußte es mit dem Stabe ertasten, daß hier das Gespenst der Fronde, wenn anders es zitiert werden mußte, von anderer Seite her über die Bühne schritt. Allerdings, im letzten und tiefsten Grunde war auch jetzt ein Widerspruch gegen die Politik des fünften Kanzlers vernehmbar. Ganz aus der Ferne her, aus der dauernden Stimmung, die seit dem Abschied des Fürsten Bülow über den nationalen Kreisen in Deutschland und auch über dem Thronfolger lag. Aus derselben Stimmung her, in der Kaiser Wilhelm, der doch in der Verleihung einer Verfassung an das störrische

Reichsland den Weg zur letzten Versöhnung suchte, später in Straßburg die Drohung aussprach, er werde diese Verfassung in Scherben schlagen. Es ist doch kaum ein Geheimnis, daß Kronprinz Wilhelm in dem fünften Kanzler weder den gottgewollten Führer des deutschen Panzerschiffes, noch in seiner Methode der ewigen Widersprüche den sicheren Anker für unsere Zukunft erblickt. Er kann weder in der Behandlung der preußischen Wahlrechtsfrage, noch in den Konzessionen an den Reichstag, weder in dem Entgegenkommen gegen die Versuche, die Armee zu demokratisieren, weder in jener Politik, die nach dem Panthersprung von Agadir betrüblich heimzog, noch in der Behandlung der Ostmarkenfrage jenen Geist erkennen, den Fürst Bismarck einmal mit den Worten umfaßte: „Eine Regierung darf nicht schwanken; hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie, ohne nach rechts oder nach links zu blicken, vorwärts gehen." Der Mann, dessen drittes Wort eine philosophische Sentenz, dessen fünftes Wort die Kultur ist, der aber noch niemals verstand, der Stimmung des Volkes zu lauschen und seine Seele in Schwingung zu bringen, der die bewegliche Konsequenz, die bei der Auswahl der Mittel, nicht aber bei der Auswahl der Ziele erlaubt ist, stets nur in der konsequenten Beweglichkeit gerade der Ziele sucht, der klug sein mag, aber sich niemals begeistern kann, der es nie versucht, Verständnis für die großen Bewegungen der öffentlichen Meinung zu zeigen, der stets nur die kleinen Sperrforts der Gegenwart berennt, niemals aber an die Pflichten denkt, die der Lebende auch gegen den Enkel zu erfüllen hat, solcher Mann wird niemals der bewunderte Held der tatenfreudigen, zukunftsfrohen Jugend. Mag es Zeiten geben, in denen das

Kompromiß notwendig ist, so kommen doch auch Zeiten, in denen es zur Schuld wird.

Dem fünften Kanzler fehlt, das fühlt nicht der Kronprinz allein, die innere Wärme. Nicht jeder Staatsmann wird Bismarck erreichen, und nicht jedem dereinst am Hamburger Hafen als Denkmal seines Wesens der Roland ragen. Aber niemals wird auch ein deutscher Kanzler seinen Namen in das Buch bedeutender Taten zeichnen, der wohl erregt, aber nie leidenschaftlich, wohl pathetisch werden, aber nie hinreißen kann. Auch in der heißesten Zeit des preußischen Konfliktes hatte Otto von Bismarck begeisterte Freunde — vergebens wird nach ihnen der fünfte Kanzler spähen. Und auch in den Zeiten der glänzendsten Erfolge hatte Bismarck Feinde, weckte er grimmigen Haß — auch solcher Haß, der nur dem Starken gilt, fehlt unserer Zeit.

Und es fehlt ihr die Farbe der Entschließung, das sichere Ziel. Denn das Evangelium, das wir täglich vernehmen, die Erhaltung des Weltfriedens, ist keine Aufgabe wirkender Kraft, kein positives, sondern ein negatives Ziel, es schläfert den Willen zum Leben ein und führt zum feigen Verzicht auf wohlbegründete Rechte. Und es weckt auch im Gegner gar leicht den Glauben an unsere Schwäche und wird eben dadurch, daß es sich als Aktion, als letzten Zweck unseres Lebens darstellt, zur Gefahr. Niemals gab es eine Epoche, die so reich war an Reizungen, an Störungen, an Gehässigkeit und Kriegsgerüchten, wie diese Epoche der deutschen Friedensfanfaren. „Ein Friede aber“, so sagte Bismarck in dem Jahre vor der großen Abrechnung mit Frankreich, „der der Befürchtung ausgesetzt ist, jeden Tag, jede Woche gestört zu werden, hat nicht den Wert eines

Friedens; ein Krieg ist oft weniger schädlich für den allgemeinen Wohlstand, als ein solch unsicherer Frieden."

Ein Vergleich, beinahe eine Parabel: Das Gespräch, das der eben zum Minister ernannte Herr von Bismarck im Jahre 1862 mit dem Grafen Karolyi hatte, dieser klare, sehr bald mit reichem Inhalt erfüllte Umriß der Zukunft, diese rücksichtslose Bekundung des Willens zur Tat, gewachsen auf der klaren Erkenntnis der Notwendigkeiten. Da packt eine eiserne Faust entschlossen den ganzen Jammer der deutschen Dinge, den unseligen Dualismus, die Notwendigkeit, Hannover und Kurhessen für Preußen zu gewinnen, die Entschlossenheit, beim ersten Kanonenschuß in Deutschland das Welfenland und Hessen sofort zu besetzen. Auch den Krieg mit Frankreich sieht Bismarck voraus, und in Tagen, in denen ganz Deutschland gegen ihn, der das ungewohnte Wort vom Blute und vom Eisen sprach, sich zornig erhebt, spricht er es getrost und überzeugt aus, daß man in einem solchen Kriege auf die gesamten nationaldeutschen Kräfte wird rechnen können. „Wir müssen die für unsere politische Existenz notwendige Lebenskraft erhalten", dieser einfache Satz bildet Bismarcks Programm. Und dem Staatsmann Österreichs erklärt er offen, daß dann, wenn sein Land Preußens Aktions- und Lebensluft einengt, Katastrophen heraufziehen werden, eben weil für beide Völker nicht Platz bleibt.

Hier konnten wir lernen, was seit den Tagen des Grafen Caprivi vergessen ist, daß die Politik nicht von der Hand in den Mund leben, nicht die Aufgaben nur lösen soll, die der werdende Tag dem Staatsmann stellt, und daß sie auch nicht eingezwängt werden darf in den Schnürleib einer philosophischen Methode, sondern daß ihr Meister

nur werden kann, wer sich weite und große Ziele stellt und ihnen mit leidenschaftlicher Seele nachstrebt. Es gibt kein „Symbolum von Prinzipien", nach dem die Politik zu leiten ist; sie ist keine Mathematik, auch wenn sie zugleich mit gegebenen und unbekannten Größen zu rechnen hat, Wohl aber bedarf der Staatsmann eindringlicher Kenntnis seiner Nation und ihrer Geschichte, und nur dann, wenn seine Politik sich auf die unwägbaren Empfindungen der Volksseele stützt, wenn sie ihre Ziele gemeinsam mit der Sehnsucht der Nation sucht und findet, wird sie erfolgreich und auch segensvoll sein. Wo ist heute die Klarheit jener Erkenntnis, jene Sicherheit des Handelns, die aus dem Gespräche Bismarcks mit Karolyi, aus der frappierenden Offenheit herausklingt, mit der schon hier die Entscheidung der großen, zwischen Preußen und Österreich schwebenden Frage auf das Schlachtfeld verwiesen, die Annexion Hannovers und Hessens als Bedingung künftigen Gedeihens aufgestellt wird? Hier gibt es auch nichts von jenen diplomatischen Kleinmitteln, nach denen man heute ängstlich greift, nichts von dem armseligen Werkzeug der Verlegenheit. Die wirklichen Erfordernisse und Lebensbedingungen der Nation sind allein entscheidend; sich in sie dauernd zu vertiefen, sie mit tastendem Nerv herauszufühlen und die Sehnsucht der Nation als stärkstes politisches Instrument zu gebrauchen, das war die Methode der großen Zeit, das war Realpolitik, errichtet auf dem leuchtenden, fruchtschaffenden Boden des Idealismus.

Politik ist Kunst. Das hat Fürst Bismarck mehr als einmal erklärt. Das Wesen der Kunst aber bleibt es, über den Tag und sein Bedürfnis hinwegzublicken und für den Segen der Zukunft zu schaffen. Ihr unversöhn-

lichster Feind aber wird stets der Bureaukratismus sein. Und wie jede Kunst auf nationalem Boden erwächst, wie Goethes oder Albrecht Dürers Kunst in deutschem, Dantes Dichtung nur in Italiens Boden ihre Wurzeln gründen kann, so wird auch jene Politik ihren besten und innersten Wert verlieren, die nicht ausschließlich das eigene Bedürfnis als Ziel aufstellt und mit Palmenwedeln das internationale Friedensglück begrüßt. Politik muß egoistisch, nicht altruistisch sein, sie muß sich freimachen von den Phrasen der allgemeinen Menschenliebe und derb und klar die Lebensbedingungen des eigenen Landes als Wegweiser aufstellen. Es war der Segen des deutschen Volkes nach allen Qualen der Vergangenheit, daß damals, als die Zeit erfüllt war, an seiner Spitze weder „ein schlichter Offizier" wie Graf Caprivi, noch ein ängstlicher Diplomat von der matten Prägung Hohenlohes, weder ein lächelnder Optimist wie Fürst Bülow, noch ein Bureaukrat wie Bethmann Hollweg stand, sondern einer, der den hallenden Schritt Gottes in den Ereignissen mit feinem Ohr vernahm und den Zipfel seines Mantels entschlossen zu fassen verstand. Einer, der in sich selbst den unerschütterlichen Glauben an seine Sache und zugleich den eisernen Willen besaß, ihr den Sieg zu verschaffen, selbst auf Wegen, auf denen vorher noch niemand gewandelt war, selbst durch Mittel, die Eisen und Blut verlangten. Er hat nicht Glück gehabt, nicht der Zufall half ihm: Der Starke meistert den Zufall und das Glück erwächst aus dem Wesen des Mannes. Es gibt im geschichtlichen Leben weder Zufall noch Glück, und nur Narren klügeln über die Frage, was geschehen wäre, wenn Friedrich Wilhelm nicht zur rechten Stunde nach Königgrätz gelangte. Es lebt in der Geschichte

eine immanente Vernunft, ein unbeugsamer logischer Zwang. Und diese unbeugsame Logik tritt uns sichtbar aus dem Lebenswerke der wahrhaft großen Männer entgegen, die uns später kaum aus dem Schoße sterblicher Mütter, sondern aus dem tiefsten, mysterienreichen Urgrund aller Dinge emporgestiegen scheinen, einen ewigen Ratschluß zu erfüllen.

Vergleiche und Gedanken, die auch dem Kaiser der Zukunft nicht fremd sind. Und aus ihnen mag jene tiefe Abneigung quellen, die er gegen den fünften Kanzler hegt. Wo kann es stärkere Kontraste geben, als in diesen beiden Männern! Dort nur die Maschine im ewigen Gange, die den Häcksel ungezählter Gesetze schneidet, Klagelieder über die Reichsverdrossenheit, die Simplizissimusstimmung: „Wir leben," so hieß es im Februar 1914, „in einer Zeit der Unlust an dem Gang der innerpolitischen Geschäfte, wir vertiefen uns in unsere eigenen Schwächen, wir zerren an vernarbten Wunden und lassen selbst die alte Nationalsünde des Partikularismus erwachen." Niemals das Bedürfnis, in der eigenen Brust die Schuld zu suchen, in dem Mangel erhebender Ziele, in dem Schwinden männlichen Wesens. Immer nur die melancholische Geste, die Resignation. Hier aber das frohe Selbstvertrauen der Jugend. Auch der Kronprinz träumt nicht davon, Deutschland in eine Kette von wilden Abenteuern zu stürzen, ein Würfelspiel um das zu beginnen, was die Väter in Kampf und Sterben schufen, er fühlt sich nicht als miles gloriosus, den der Reitergeist über jedes Hindernis, über jede Mauer, jeden Graben hinwegtreibt. Aber er weiß gleich uns allen, daß es zwischen der Tollkühnheit und der Zaghaftigkeit eine Mitte gibt. Wilhelm der Erste, den er bewundert,

ist nicht tollkühn gewesen, und hat doch, als es um die Machtgeltung Preußens und Deutschlands ging, drei Kriege geführt. Auch er kein miles gloriosus.

Man darf gewiß nicht pedantisch die Männer der Gegenwart stets nur an den Großen und Größten, die Nachfolger im Kanzleramte an Bismarck messen, aber man darf fordern, daß sie nicht seinen Namen nur unnütz im Munde führen, sondern auch versuchen mögen, in die Werkstatt seiner Erfolge zu dringen. Hier aber fehlt die Brücke, fehlt selbst das heiße Bemühen des Wallensteinschen Wachtmeisters, dem Meister äußerlich zu gleichen. „Aber sein Genie, ich meine sein Geist, sich nicht auf der Wachtparade weist.“ Der Geist gesunder Männlichkeit wächst auf anderem Felde.

Und hat denn wirklich dieser Geist sich in dem Streite um Zabern lebendig erwiesen? Hier stand nicht, wie die Engsinnigkeit annahm, als letzter Einsatz die kümmerliche Frage auf dem Spiele, ob amtliche Kompetenzen irgendwo gekränkt worden sind, ob die „Militärdiktatur“ den Kreisdirektor und den Bürgermeister in ihrem Behagen störten, sondern es ging um die Ehre der Armee, und nicht sie, sondern jenes System saß vor der Geschichte auf der Anklagebank, das durch jahrelangen Irrtum die Möglichkeit so grober Exzesse und so harter Gegensätze erst schuf. Der Kreisdirektor, der getrost, als die Sturmglocke „Aufruhr in Zabern“ dröhnte, in Straßburg beim Festmahl blieb, ist nur der Typus jenes ruheseligen Opportunismus, der stets überrascht wird und stets sich schuldlos fühlt, auch wenn der Wagen tief im Sumpfe steckt. Was wäre diesem Kreisdirektor in Bismarcks Tagen geschehen? Hätte auch der eiserne Kanzler gleich seinem Erben im Reichstag

sich dem Sturme gebeugt? Oder hätte er mit einem donnernden Quos ego! die Atmosphäre gereinigt? Unnütz, zu fragen!

Aber was bedeuten Schuld und Fehle des einzelnen, das Ungemach des Pandurenkellers, das Zögern der Zivilbehörden, der Fehlgriff eines Leutnants und das Schicksal eines lahmen Schusters in dem ganzen Bilde des Unheils, das hier vor Augen trat! In diesem Bilde des Ackers, den das Unkraut gierig verwüstet, des Hasses, der wütender noch als in den Tagen der Konfliktszeit an der stärksten Stütze des monarchischen Gedankens und der deutschen Sicherheit, an der Armee zu rütteln suchte!

Da mag der Oberst von Zabern eine Order falsch ausgelegt, vielleicht allzu hitzig Papier und Federfuchser verflucht und an sein gutes Schwert geschlagen haben: Kassation, Gefängnis, Schmach vor Augen stellte er sich vor seine Soldaten — man sah doch wieder frohen Herzens einen ganzen Kerl, einen Mann von alter Art und soldatischem Schneid, einen, der unbekümmert sogar auf die drohenden Feuerschlünde der öffentlichen Meinung losging. Auch er kein miles gloriosus, sondern aus dem Holze der Offiziere geschnitzt, die in den heiligen Kriegen für Deutschlands Einheit in den Tod gingen.

Welche Schmach hatte man auf ihn gehäuft! Nun aber spritzte der Schlamm auch auf den Prinzen hinüber, von dem die Legende erzählte, daß er persönlich und durchaus privatim dem angegriffenen Manne, den der Haß gegen die Armee durch alle Gossen zog, ein Zeichen kameradschaftlicher Sympathien gab. Man prüfte nicht den Boden, auf dem die Legende aufschoß, man fragte nicht, wie jene Kundgebung, wenn sie wirklich erfolgte, in die Öffentlichkeit ge-

langte — es klang nur die alte Melodie zum alten Text: Nebenregierung, Kronprinzenfronde, Wilhelm der Letzte. Vorher, als ein „völkisches" Blatt feststellen konnte, daß in der Welfenfrage Wunsch und Hoffen des Thronfolgers zusammenklangen mit der Meinung der nationalen Gesamtheit, mit dem ersten Kaiser, mit Bismarck und Bülow, und daß der junge Fürst über alle dynastischen Velleitäten hinweg sich für das Volksrecht eingesetzt habe, da pfiffen von allen Seiten die Kugeln wie gegen den Prinzen, so auch gegen das Blatt, das durch jene Feststellung das Vertrauen zu dem Kaiser der Zukunft in den Herzen noch stärker zu verankern gesucht hat. Als aber ein demokratisches Blatt den angeblichen Wortlaut einer privaten Kundgebung des Prinzen an einen Kameraden brachte, da prüfte man nicht erst die Frage der Herkunft der Dokumente, da sorgte man sich nicht um die Möglichkeit eines Amtsverbrechens — hier war ja ein Weg gegeben, jenen Anker des Vertrauens zu lockern, den Prinzen in der öffentlichen Meinung bloßzustellen, und alle Skrupel versanken, weil so deutender Zweck auch das übelste Mittel heiligt.

Und so las man denn von „einem schroffen und demonstrativen Eingreifen des Kronprinzen in einen politischen Konflikt" — durch eine private, durch das Amtsgeheimnis geschützte Depesche, und man las das Sündenregister von Königsberg bis zum Welfenkampfe und vernahm die Anklage: „Nun tritt der Kronprinz abermals hervor, und wieder stellt er sich in bewußten Gegensatz zur Politik der Regierung, um nicht zu sagen, zur Politik des Kaisers." Die Politik der Regierung und die Politik des Kaisers, das hat Donaueschingen bewiesen, lehnten es ab, die ange-

griffenen Offiziere der Wut des politischen Pöbels preiszugeben: Wollte der Kronprinz es anders?

Es war ein seltsames Treiben. Über Frankreich her erhielt man die Kunde, welches der Wortlaut der Depeschen des Kronprinzen war. Nur schwankte dieser Wortlaut, jeder Tag brachte eine andere Variante. Auch über den Namen des Adressaten. War es General von Deimling? War es Oberst von Reuter? Waren es beide? War es keiner? „Immer feste drauf! Friedrich Wilhelm Kronprinz," so schwor man, hieß die eine Depesche. Und man schwor es, obwohl es einen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nicht gibt. „Bravo! Friedrich Wilhelm Kronprinz," so stellte man die andere Depesche fest. Abermals unbekümmert darum, daß der Kronprinz sich stets nur „Wilhelm" unterschrieb. Das Blatt, das die Früchte eines groben Vertrauensbruchs dem deutschen Volke darbot, damit die Welt erkenne, wie „der Kronprinz schroff und demonstrativ in einen politischen Konflikt eingreift und die Politik des Kaisers durchkreuzt, hat später selbst den Text und auch die Adressaten preisgeben müssen, und es mußte sogar in einem freisinnigen Blatte die Feststellung lesen, es sei „absolut sicher, daß diese angeblichen Telegramme in keiner Weise dem wahren Wortlaut entsprechen". Der Kronprinz selbst habe geäußert, sein Standpunkt sei allerdings, daß die Offiziere vor Insulten geschützt werden müßten, aber seine Auffassung sei nicht die, daß dies mit ungesetzlichen Mitteln geschehen dürfe. Er sei geradezu entrüstet darüber, daß man mit der Fälschung rein privater Äußerungen ihm ein Eingreifen in ein schwebendes Verfahren andichte und ihm unterstelle, er sei für eine Willkürherrschaft. Und weiter konnte man aus des Kronprinzen eigenem Munde erfah-

ren: „Wer ihn kenne, der müsse es wissen, daß ihm nichts so fern liegt, wie die Anschauung, daß irgend jemand im Reiche wider das Gesetz handeln dürfe. Aber das Ehrenkleid, das der Offizier trägt, müsse unbedingt vor Beschimpfung geschützt werden, und daß ein Oberst alles daransetzt, was ihm an gesetzlichen Mitteln zusteht, um dieses Ziel zu erreichen, sei eine Pflicht, die er nicht nur seinem Regimente und der Armee gegenüber, sondern auch gegenüber der Nation zu erfüllen hat. Das gelte für alle Teile des Reiches, auch für die Westmark. Ob Fehler und Verletzungen des Gesetzes vorgekommen seien, könne nur das Gericht entscheiden. Ganz unverständlich aber erscheine es ihm, daß man ihm durch Entstellung rein privater Äußerungen ein Eingreifen in ein schwebendes Verfahren andichten wolle.

Was bleibt also übrig? Daß der Kronprinz deutsches Soldatenblut besitzt, das sich empören mußte bei den dauernden Beschimpfungen der Offiziere, daß er das Ehrenkleid des Soldaten geschützt wissen wollte. Wenn aber eine offiziöse Stimme mahnte, der Thronerbe „möge sich nicht einer Kritik aussetzen, die dann möglicherweise durch ein Gerichtsurteil bestätigt und gerechtfertigt wird“, so haben die Urteile der Gerichte die Auffassung des Kronprinzen von Grund aus bestätigt und die Kritik, die man an ihm und seinem Verhalten übte, ad absurdum geführt. Hier hat die Justiz prompt gearbeitet.

Aber die Legende schlief nicht ein, sie setzte nur neue Ringe an. War der Kronprinz, als er aus dem fernen Osten kam, einer zürnenden Order des kaiserlichen Vaters gefolgt und nach Danzig zur Strafe gesandt worden, so wurde er jetzt abermals durch kaiserlichen Groll, erweckt

durch die Depeschen von Zabern, aus Danzig in die Reichshauptstadt zurückgeführt. Dort war die große westpreußische Stadt die Strafgarnison, hier die Hauptstadt des Deutschen Reiches; dort sollte der freieren Betätigung ein Feld erschlossen werden, hier wollte man ihn unter Aufsicht und Obhut nehmen. Und hier wie immer hallte es wieder von schlimmer Klage, daß der Kronprinz ein Alldeutscher sei, daß er das Kriegsgericht beeinflussen, die kriegerischen Leidenschaften erhitzen wolle. Und sie haben doch selbst, die Ankläger, die angeblichen Telegramme veröffentlicht und geschäftig kolportiert. Die Order aber, die den Thronfolger aus Danzig abberief, dieses Dokument strafenden Zornes, hatte folgenden Wortlaut: „Es ist mir ein Bedürfnis und eine Genugtuung, Dir am heutigen Tage, an dem Du schwersten Herzens vom geliebten Ersten Leibhusarenregiment Abschied nimmst, meine Anerkennung und meinen Dank auszusprechen für das, was Du an der Spitze dieses schönen Regimentes geleistet hast. Das Regiment wird allezeit stolz darauf sein, daß es in Dir seinen Kommandeur verehren durfte. Möge der Reitergeist, den Du gepflegt hast, in dem Regiment weiterleben und Dein Beispiel stets Nachahmung finden. Wilhelm I. R."

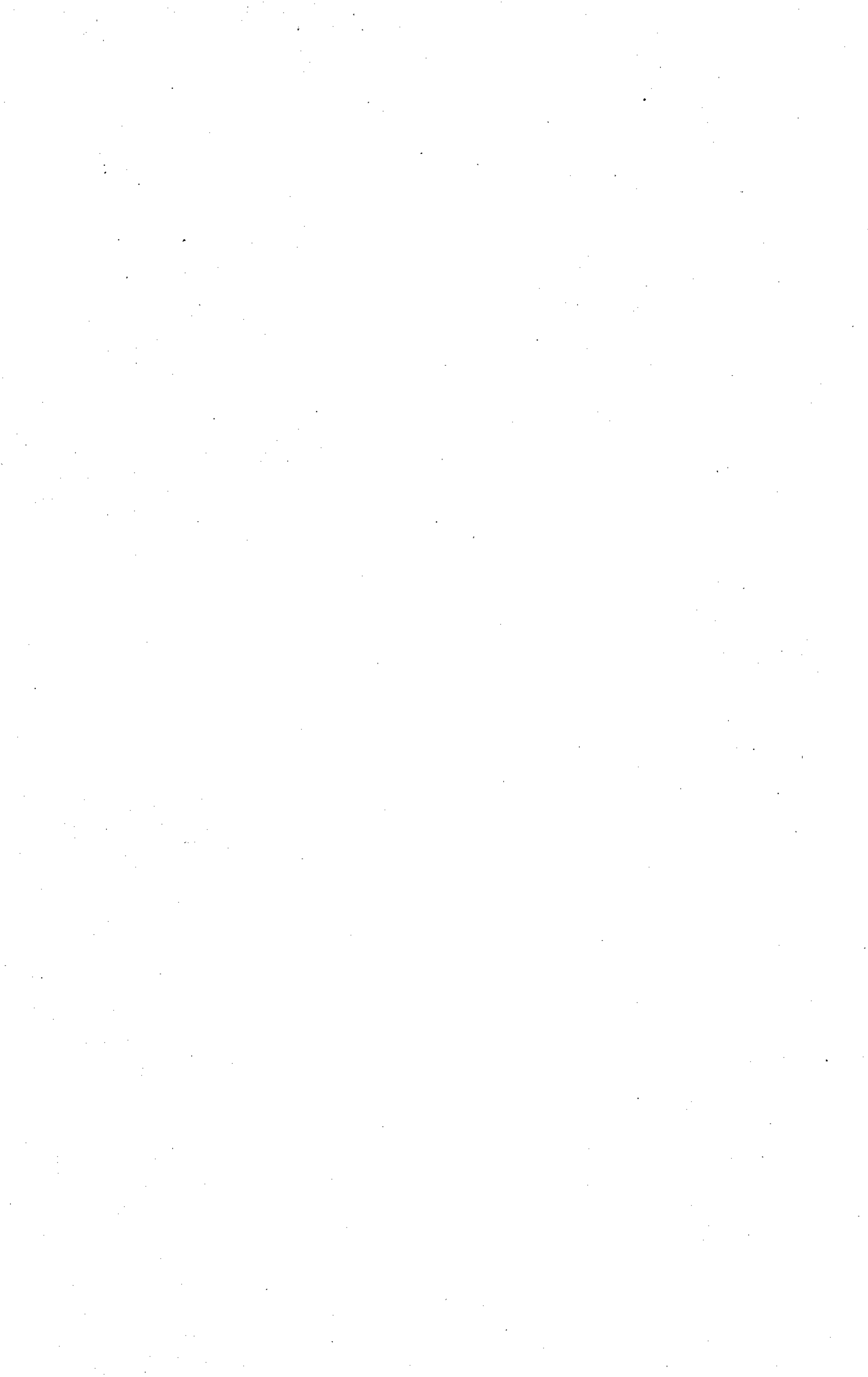
Persönliches Erscheinen im Reichstag, ein sachlich begründeter Einspruch in der Welfenfrage, an den Kanzler gerichtet, ein Privattelegramm an einen bedrängten Kameraden — welche Steigerung! Aber noch nicht genug. Der Kronprinz hat auch g e n i c k t ! Es war im Deutschen Landwirtschaftsrat, er war als Vertreter des Kaisers erschienen. Und er legte das Gewand feierlicher Würde ab und nickte zustimmend, als ein Redner von der Hyper-

trophie des Versicherungswesens sprach und in der Debatte über die Ausdehnung der Krankenkassengesetze auf das flache Land die Bemerkung machte, daß man hier in der Verpflichtung, zwei Drittel der Beiträge zu zahlen, nicht eine Wohltat, sondern eine Belastung erblicke. Und als derselbe Redner die Klage über die Landflucht mit der spielenden Arabeske verzierte, man müsse von jedem, der in der Stadt Arbeit sucht, den Nachweis einer gesicherten Wohnung verlangen, man müsse, wie ein anderer Redner es wünschte, im Gegensatz zu der Politik des sozialpolitischen Überschwanges für Arbeit, nicht für eine Staatspension der Arbeitslosen sorgen, man müsse endlich die Angst vor der Demokratie und den Reichstagswahlen verlieren und zugleich eine neue Reservearmee der Arbeit schaffen, da hat bei scherzenden Wendungen der Kronprinz gelächelt, und er hat zum zweiten Male mit dem Kopfe genickt. Sorgsam verzeichneten es die Chronisten, und die modernen Auguren verfolgten begierig jede Bewegung des jungen Aars. Und die Gebärdenspäher und die Geschichtenträger erhielten Arbeit. Denn die Redner, denen der Kronprinz zugenickt und zugelächelt hatte, waren agrarische Führer, die Herren von Wangenheim und von Oldenburg-Januschau, Männer der „finstersten reaktionären Richtung", beschränkte Köpfe, denen niemals in der Seele das Licht manchesterlicher Weisheit, sozialistischen Tiefsinns, aufging. Leute, die man den Höfen fernhalten sollte, weil sie die Köpfe verwirren und in der Herrschaft des mobilen Kapitals nicht das höchste Glück für Deutschland erkennen. Aber Herr von Oldenburg sei ja, so sagt man, ein Liebling des Thronfolgers, einer von denen, die eine Nebenregierung organisieren, ein Führer der Fronde, ein „Todfeind

des deutschen Volkes". „Sage mir," so heißt das Sprichwort, „mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist!" Und: „Wer durchs Zwiebelfeld geht, riecht danach," so sagt der Araber. Darum ist der Kronprinz schon heute säuberlich katalogisiert, und er, der völlig frei und unbefangen den politischen Problemen gegenübersteht, der täglich zu lernen sucht und empfänglich ist für jedes Urteil, wird peinlich klassifiziert und mit der gleichen Etikette versehen, die einst Otto von Bismarck trug: „Roter Reaktionär, riecht nach Blut."

Und so wird es bleiben. Die geistige Bequemlichkeit der Menschen, die sich Schablonen schafft und nach der Schablone denkt, gibt niemals ein Vorurteil auf. Sie schuf sich das Bild des mißvergnügten Frondeurs, der mit geballten Fäusten die Politik der Regierung verfolgt und mit heißem Auge der Stunde harrt, da er das Zepter ergreifen und sie alle, die er für Zöllner und Wechsler hält, aus dem Tempel hinausjagen wird. Ein antisemitischer, alldeutscher, reaktionärer Frondeur, der zum Kriege hetzt und nur vom dampfenden Schlachtfeld träumt, ein mittlerer Geist, der jedem Einfluß arglistiger Umgebung, jeder Prätension der Junker sich willig beugt, der von der Geschichte nichts lernte, weil er die Geschichte nicht kennt, der seine Mußestunden mit flacher Zerstreuung ausfüllt — das ist die Schablone, wie die Demokratie sie liebevoll festgelegt hat. Und das ist eine große Lüge in jedem einzelnen Strich!

Miszellen.



Es ist nicht zu bestreiten: Trotz der wilden Angriffe, die gegen den Kronprinzen seit Jahren gerichtet werden, ist er durchaus populär. Ja, es hat sogar Zeiten gegeben, in denen Gebärdenspäher, wenn der Jubel des Volkes den Thronerben gar so laut begrüßte, einen Schatten des Unmuts und der Eifersucht auf dem Antlitz des Vaters wahrnehmen wollten. In dem Jubel, der ihn so oft begrüßt, klingt doch die feine und tiefe Stimme der Echtheit. Wo der Grund für diese Volkstümlichkeit liegt? Nicht nur in dem typischen Glauben, daß dann, wenn ein neuer Mann am Throne sichtbar wird, jede Enttäuschung sich in Erfüllung, jede Bitternis in eitel Freude auflösen wird —

„Ein *alter* König drängt die Hoffnungen
der Menschen
In ihre Herzen tief zurück,
Und fesselt dort sie ein.
Der Anblick aber eines *neuen* Fürsten
Befreit die lang' gebund'nen Wünsche.
Im Taumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, töricht oder klug,
Des schwerentbehrten Atems" —

sondern vor allem in dem klaren Instinkte des Volkes, das hier einen gesunden Menschen, eine einfache, keineswegs komplizierte Natur und einen Fürsten spürt, der sich wohl der Würde seiner Stellung bewußt bleibt, dem aber jeder Hochmut fern ist.

Das Volk vergleicht auch. Es erfährt von den wilden Abenteuern russischer Großfürsten, von den Gelagen in Paris und den wüsten Orgien in Petersburg. Es sieht dort brutale Kraft mit fürchterlicher Selbstsucht gepaart: Asiaten. Und es erinnert sich auch der Geschichte des

Prinzen von Wales, seiner Rolle im Prozeß gegen den Obersten Cumming, und all der zahllosen Abenteuer dieses Königs der Mode, die ihn bis in den Vorhof von Zolas „Nana" führten. Es erschauert noch heute vor dem Mysterium, das über dem Tode des Kronprinzen Rudolf liegt. Urdeutsch ist der Haushalt, das Familienleben des ältesten Kaisersohnes, das Verhältnis, das einst die beiden jungen Menschen zusammengeführt hat, nicht aus politischem Zweck, sondern so, wie Jugend sich zur Jugend findet. Und es ist vielleicht eine besonders freundliche Fügung des Schicksals, daß hier an die Seite eines Mannes, dessen Erziehung doch stets von dem höfischen Zwanggesetz eingeengt wurde, eine Frau treten durfte, die frühzeitig einen freien Blick für das Leben dort draußen jenseits der Mauern gewann, und die es erkannte, daß auch in den Adern des schlichten Bürgers das Blut nicht anders rollt, als in den Adern der Fürsten. Sie hat Geist und Leben und die Grazie des Rokoko. Ihre Züge sind lebendig, ihr Auge lebhaft, und wenn ihr auch die Regelmäßigkeit der Schönheit fehlt, so liegt doch über ihrer ganzen Gestalt ein Charme, dem auch die Eifersucht der anderen Damen des kaiserlichen Hauses sich nicht zu entziehen vermag.

Der gesunde Instinkt des Volkes darf auch nicht irre werden, wenn ihm täglich zugeraunt wird, daß der Kronprinz den Hauptinhalt seines Lebens in Nichtigkeiten, in gedankenlosem Spiel und Sport, in nichtssagenden Zerstreuungen suche. Es hat ja erfahren, daß er auch in den Freuden der Jagd, die trotz Friedrichs des Großen Abneigung doch immer das vornehmste ritterliche Vergnügen bleibt, nicht gedankenlos versinkt, daß er Sinn für die Poesie der Berge und des Waldes, ein Ohr für die Stim-

men und das Klingen der Steppe, für das Atmen der Natur besitzt. Und wenn der sehnige schlanke Reiter hoch zu Roß sichtbar wird, dann erwachen doch auch „archaistische" Reste uralten germanischen Reitergeistes, uralten Stolzes auf den Herzog, der in ritterlichen Künsten den Mannen ein Muster bleibt.

Den alten Grundsatz des preußischen Soldaten, daß der Führer von seinen Leuten nur fordern darf, was er selbst leistet, hat Kronprinz Wilhelm in treuem Herzen bewahrt. Er fordert vom Reiter nicht, daß er ein Hindernis nimmt, wenn er es nicht selbst vorher genommen, vom Turner nicht eine Übung, die er ihm nicht selbst gezeigt hat. Hier liegt ein Kriterium für die Zuneigung, die er in Potsdam wie in Danzig bei seinen Soldaten gewann. Das Spiel gilt ihm als Ernst, der Sport als körperliche Übung, die ihn geschmeidig und wetterhart macht. Wenn er an der Spitze seines Regimentes in voller Karriere dahinsaust, dann spürt man es, daß hier nicht ein Salonprinz tändelt, sondern daß ein rechter, echter Reiter seine Truppen mitreißt, wie jetzt im Frieden, so dereinst vielleicht im Regen der feindlichen Kugeln.

Und hier berührt sich des Kronprinzen Geist eng mit der wachsenden Erkenntnis des Volkes, daß wir gegen die erschlaffende Wirkung des Friedens eine Gegenwirkung suchen und für künftige Möglichkeiten uns stählen müssen. Auch im Spiel und Sport liegt ein sittlicher Wert. Allerdings wird man ihn vergebens in jenen Übertreibungen suchen, wie man sie in den schwitzenden, dünstenden Gestalten der Sechstagerennen verkörpert sieht, in diesem Triumph der Narrheit, dem in einer unbewachten Stunde auch der Kronprinz als Zuschauer folgte. Gerade diese Episode, die

zu bedauern ist, wird aber vielleicht für den Kronprinzen lehrreich sein. Denn sie wird ihm den tiefen Gegensatz zwischen Vernunft und Unsinn, zwischen Wohltat und Plage erweisen. Und das Urteil, das hier dem Besuche gefolgt ist, wird seine Wirkung kaum verfehlen. Schrieb doch sogar ein Blatt, das stets das gegen den Prinzen gerichtete Treiben zurückwies, die bitteren Worte: „Von den Festen des Pöbels sollte sich der Erbe der Krone fernhalten. Er hat es jedoch auch diesmal nicht verschmäht, dem Beispiel zweier sehr junger Potsdamer Prinzen zu folgen, die hier in elegantem Abenddreß paradierten. Der Kronprinz kam sogar in Uniform. Der Kronprinz verteilte sogar goldene Zigarettenetuis und Manschettenknöpfe. Der Kronprinz klatschte sogar lebhaft interessiert Beifall. Der Kronprinz kann gewiß tun und lassen, was er will. Aber dann sei die Frage erlaubt: Hat nicht auch ihn der penetrante Geruch der Verworfenheit belästigt, wie er andere belästigt hat? Hat nicht auch ihn das Gejohle und Gekreische angewidert, wie es andere angewidert hat? Hat nicht auch ihn die Sinnlosigkeit dieses ewigen Tretens, Tretens, Tretens auf der häßlichen Plankenbahn angeekelt, das mit Sport auch nicht das geringste mehr zu tun hat, wie es andere angeekelt hat? Und trotzdem besucht er Jahr für Jahr wie tausend Habitués die „six days“! Ich lasse die Frage offen ....“

In der Tat fügt sich dieser Zug nur schlecht in das Bild des Prinzen, in den Ernst, mit dem er den sittlichen Zweck von Sport und Spiel auffaßt, in den ästhetischen Sinn, den man ihm zutraut. Was hat der Jäger, der schneidige Reiter, der furchtlose Schwimmer, der Turner und Fechter und selbst der behende Tennisspieler mit diesen Gladiatoren der Stabholzbahn zu schaffen? Wie fügt sich das

Bild des Kaisers der Zukunft zu den zweifelhaften Gestalten, die nächtlich die Tribünen bei diesen Festen füllen? Zu diesem Bilde, das mit drastischem Realismus ein anderes Blatt festhielt, als es von Zuhältern, Schiebern und Spielern, von der ganzen Unterschicht dieser schrecklichen, menschenfressenden Stadt sprach, von dieser Atmosphäre der fieberischen Unsittlichkeit, wo zwanzig Menschen, vor Übermüdung benebelt, vom Volksirrsinn gejagt, mit blauen Lappen aufgestachelt, von ihren Managern wie Sklaven vorwärtsgehetzt, mit dumpfen Schädeln und zerschundenen Gliedern in die Pedale treten, um einer tobenden Menge die rieselnde Sensation der Grausamkeit zu verschaffen?

Es mag nicht leicht sein, die psychologische Begründung solchen Irrtums in der besonderen Art und Entwickelung der ganzen Persönlichkeit zu suchen. Aber vielleicht wird man entdecken, daß hier doch nur der Fehler einer Tugend, der Schatten eines hellen Gedankens gegeben ist, der dem Bewußtsein entströmt, daß unser Volk durch die ganze Entwicklung dieser letzten Jahrzehnte, durch den langdauernden Frieden wie durch das Wachstum der Industrie, durch den riesigen Abfluß der Bevölkerung vom flachen Lande und die Einkerkerung in den Dienst der Fabriken und Kontors, durch die Hast des Erwerbens und die gesteigerte Nervosität zur eigenen Rettung gezwungen ist, zu Gegenmitteln zu greifen, ähnlich wie einst, als Deutschland daniederlag, Turnvater Jahn in der Kräftigung der Sehnen, Muskeln und Nerven einen Hebel für das Werk der Zukunft erkannte. Da mag der Kronprinz den Blick für die Schädlichkeit der Übertreibung verloren haben, vielleicht verführt durch die Sitten Eng-

lands und die Extravaganzen eines Volkes, das im Boxen oder im Fußballspiel wahrlich nicht immer nur Bilder der Kraft und Grazie liefert. Auch in der häßlichen Übertreibung mochte er noch die verständige Absicht entdecken. Und auch dann noch, als sechs Tage hindurch armselige Burschen schweißtriefend dem Ziele entgegenkeuchten. Wie man zuweilen auch in dem tiefgesunkenen Menschen die letzten Spuren ursprünglichen Adels erkennt, so vielleicht auch hier, vielleicht auch in dem typischen Ringkampf des Zirkus, der gleichfalls längst zum öden, gedankenlosen Schaustück des rohen Geschmacks geworden ist.

Hat aber der Kronprinz die verständliche Neigung, jetzt, wo noch nicht die Würde seines künftigen Amtes ihm die Seele umschnürt und den Atem einengt, die Distanz zum Volke und zum freien, frischen Leben zu verringern, so ist wahrlich nicht hier der Schauplatz gegeben. Noch gilt ja nicht für ihn das harte Wort Mittelstädts, daß die Mittel selbst der bedenkenlosesten Staatskunst angewandt werden müßten, um die Entfernung zwischen Volk und Monarchen in jeder Weise zu vergrößern, daß die sinnlich wahrnehmbare Gestalt des Alleinherrschers in unnahbarer Form, über dem gemeinen Erdboden erhaben, von aller schlechten, irdischen Bedürftigkeit scheinbar losgelöst, den Blicken des großen Haufens weit entrückt bleiben müßten, daß er unmittelbar und persönlich nur selten, nur bei außerordentlichem Anlaß hervortreten dürfe, um in der volkstümlichen Vorstellung etwas von dem Nimbus besonderer Macht und Weisheit zu bewahren. Aber auch frühe Jugend muß sich vor der Berührung mit dem Gemeinen scheuen, sei es auch nur, weil doch einmal ein schmutziger Tropfen aus dem Morast sein Staatskleid beflecken könnte.

Sechstagerennen — Stadion. Dort das Getriebe eines ungezügelten Nachtlebens, geschminkte Phrynen, Zuhälter, Ehrgeiz, der durch Hundertmarkscheine gestachelt wird, roheste Sensationen; hier der in Kraft und Schönheit neuerstandene Gedanke der Olympischen Kämpfe, des Gymnasions der Hellenen, hier auch die Sehnsucht, das, was das Schwert einer alle Nerven zerrüttenden Entwickelung uns raubt, in froher und freier Übung neu zu gewinnen. Dort die Brutalität ohne Sinn, ohne Ziel, hier der hohe Gedanke als Leitstern, sich in den Dienst vaterländischer Verpflichtung zu stellen, mitzuschaffen an der Heilung der kranken Zeit, an der Kräftigung des Einzelnen für den Dienst der Gesamtheit. Hier ein Kranz der Lohn des Siegers und jenes stolze Glücksgefühl, das einst wohl die Jugend von Hellas erfüllte, wenn Pindars Oden den Telesikrates und Hieron in hallenden Versen der Nachwelt priesen. Hier endlich der Adel des Empfindens und ein reiner Wille, dort die zitternde Gier der Fahrer und der Wettenden, ein Nachtfest der Verwahrlosung und der Narrheit.

Da mußte der Kronprinz gewarnt werden, da mußte seine Umgebung weltklug genug sein, um ihn an die Schranken zu mahnen, die das Korrelat der fürstlichen Stellung ebenso bilden, wie jedes gesteigerte Recht auch gesteigerte Pflichten bedingt. Volkstümlich wird ein Fürst wohl sein, der die Sprache seiner Nation versteht und ihr willig lauscht; aber dort, in jenem wüsten Schauspiel auf der Radrennbahn, spricht nur die Stimme des Pöbels.

In seinen Moralischen Abhandlungen sagt der alte Plutarch: „Ich brauche keinen Freund, der sich jedesmal mit mir verändert und mein Kopfnicken erwidert, denn das

tut mein Schatten viel besser.“ Und Machiavelli lehrt, daß „jene sehr irren, die da glauben, ein Fürst, der einen Rat annimmt, sei nicht selbständig, sondern sein Verstand beruhe nur auf diesem Rat“.

Und heute vor allem sollten die, die das Geschick der Nation zu Führern gesetzt hat, den Umkreis ihrer Pflichten in bestimmter Richtung noch erweitern. Ein Fürst soll nicht, wie weiland der alte Petronius, als arbiter elegantiarum zu glänzen suchen, aber er soll sich stets bewußt sein, daß auf dem Boden der Sitte und des guten Geschmacks sein Vorbild stets bedeutende Wirkung ausüben wird, daß selbst in unseren Tagen trotz ihrer demokratischen Färbung die sittlichen Auffassungen der Gesellschaft ein Spiegelbild der Sitten und des Geschmacks der höfischen Kreise bilden. Wenn jetzt fast ebenso stark wie in den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten Fremdtümelei bei uns heimisch wurde, so ist es im Sinne der nationalen Entwicklung von Wert, wenn die vornehmsten Kreise sich gegen sie wenden. Es ist gut und richtig, wenn die Kronprinzessin die Bedürfnisse ihres Hofhalts nur aus Deutschland bezieht, aber ebenso ist es richtig und gut, wenn auch die gesellschaftlichen Sitten des Hofes nur auf deutschem Boden erwachsen, wenn sie sich gegen jenen unerfreulichen Einfluß von draußen verschließen, der selbst auf dem sumpfigen Wege der Bars und der Nachtlokale bis zu den Höhen des Gesellschaftslebens emporsteigt. Hier darf man das Verbot, das der Kaiser an seine Offiziere gegen den Tango erließ, als vorbildlich rühmen. Erzieht der Kaiser seine Offiziere, warnt er sie vor dem Besuch von Häusern, in denen man nach der Weise verkommener Nigger die Glieder verrenkt, so wird er auch all die Türen jener Häuser der Unsitte ver-

schließen, in denen man Wert auf den Besuch der Offiziere legt. Hier aber lenkt den Willen des Kaisers zweifellos auch die Erkenntnis, daß in diesen Tänzen und Gebräuchen, die wir von Niggern, Mestizen und Quadronen empfangen, eine verderbliche Lüsternheit liegt, deren üppigste Zweige auch die Tanzschule nicht zu kappen vermag. Was lockt denn dazu, daß man sich mit einer Art von wildem Fanatismus in die Flut dieser neuen Tänze stürzt? Doch nur der heimliche Kitzel, nur jenes Empfinden, das Mephisto beim Nahen der Engel „so heimlich kätzchenhaft-begierlich" nennt, das Bedürfnis und die Lust, mit dem Feuer zu spielen.

Das Gerücht, daß auch am kronprinzlichen Hofe die fremden lüsternen Tänze eingeführt seien, konnte dementiert werden. Wäre es anders, so würde abermals ein Schatten auf die geistige Kultur der Umgebung fallen. Denn wenn hier auch ganz gewiß Takt und Geschmack jede Verirrung gehemmt hätten, so würde doch das Beispiel schädigend bleiben, und wie bei einem Steinwurf würden im Wasser die Ringe sich immer erweitern. Heute aber sollte jeder, der berufen ist, einen Pfahl in den Weg einrammen, den das Gesellschaftsleben einschlägt. Nicht aus Prüderie, sondern aus dem einfachsten natürlichen Instinkte heraus, der hinter den neuen Sitten eine Wandlung erkennt, wie sie nach Friedrichs des Großen Tode, gefördert durch den frivolen Hof Friedrich Wilhelms des Zweiten, das öffentliche Leben annahm. Auch damals hatte die lange Friedenszeit entnervend gewirkt, der wachsende Wohlstand hatte die Freude am Wohlleben gesteigert, und was vom ernsten Preußengeiste noch lebte, das begann das Vorbild des Hofes zu töten. „In seiner eigenen Hauptstadt," so schreibt

Haym in der Biographie Friedrichs von Gentz, „hatte Preußen sein Capua. Berlin war das Sanssouci, wo man von den Anstrengungen und dem Heldentum des Siebenjährigen Krieges ausruhte. Kaum, daß in einem arbeitsamen Mittelstande sich Mäßigkeit und Ehrbarkeit erhielten. Die tonangebenden Klassen waren das Militär und die Beamten. Eben sie waren die Sittenlosesten und die Verderbtesten. Seit vollends der frivole Hof Friedrich Wilhelms des Zweiten und ein schwacher, mißleiteter König das übelste Beispiel gaben, kannte der Übermut der Offiziere, die Leichtfertigkeit des hauptstädtischen Lebens keine Grenzen. Eine zügellose Jugend, stets vermehrt durch den wechselnden Zufluß aus den Provinzen, schlürfte in vollen Zügen die Genüsse aller Art. Der Müßiggang und die Unsittlichkeit wurden zum Studium. Von den Freuden der Tafel und des Bechers stürzte man sich in die Aufregungen des Spiels und in die Orgien sinnlicher Liebe. Die Korruption der Weiber kam der Sittenlosigkeit der Männer entgegen. Die Sittenlosigkeit war zur Sitte geworden, die Begehrlichkeit dispensierte von der Scham und zerstörte die Heiligkeit der ehelichen und der Familienbande." Gewiß wird niemals Bigotterie und Prüderie das Gegenmittel bilden. Das zeigt ja eben jene Zeit, in der sie sich so minniglich mit der Frivolität und der Unmäßigkeit vereinten. Auch malt die Geschichte nicht immer nur nach gleichen Motiven die gleichen Bilder: Es ist der Wert und das Glück unserer Zeit, daß ebenso wenig wie ein anderer deutscher Fürstenhof auch das Haus der Hohenzollern ein Gleichnis jener Zeiten bildet, in denen ein Kammerdiener und seine entlaufene Frau gemeinsam mit den Wöllner und Bischoffswerder das Schicksal Preußens bestimmten.

Aber weil manche Erscheinung der Gegenwart an jene vergangenen Zeiten erinnert, so daß schon die ängstliche Frage „Jena oder Sedan?“ gestellt werden konnte, deshalb ist es doppelt erwünscht, wenn von den obersten Stellen her, wenn von dort aus, wo auf weithin sichtbaren Pfaden Menschen wandeln, Mahnung und Beispiel auf Wandel drängen. Oder sind die Bilder, die nicht nur der Prozeß des Grafen Metternich entrollte, diese Bilder von Offizieren, die sich in hellen Haufen nach den Salons drängen, in denen sie wirklich nicht eine Schule der vornehmen Gesinnung und der guten Lebensart finden, — ist dieses Bedürfnis der „guten Gesellschaft“, sich für Kleidung und Parfüm das Beispiel der Demimonde zu wählen, ist diese Welt der Leichtfertigkeit und des Lasters, die sich vor allem in der Reichshauptstadt immer frecher spreizt, nicht in mancher Hinsicht ein betrübendes Abbild der Zeiten Friedrich Wilhelms des Zweiten? Allerdings ist dieser Zug zur Entartung durch die dünne Schicht an der Oberfläche des Gesellschaftskörpers noch nicht hindurchgedrungen: Vor allem lebt im Gegensatz zu einst in der militärischen Jugend ein starkes Sehnen nach kraftvollen Taten, das sich ebenso wie im Kriege um Süd-West, so in dem opferreichen Kampfe um die Luft täglich erweist. Und dennoch darf man es nicht verkennen, daß eine lange Friedensperiode auch hier ihre Spuren aufweist: Je spärlicher die Möglichkeit zum Heldentum gesät ist, desto leichter erwacht der Hang nach materiellen Genüssen, das Bedürfnis, die Sehnsucht nach der Tat in Üppigkeit zu ersticken. Da nimmt denn auch die Überschätzung jener Gesellschaftskreise zu, in denen man nicht gezwungen ist, auf den Pfennig zu sehen, in denen dann, wie nach dem Prozeß

gegen den Grafen Metternich Professor Eulenburg es nannte, „die von schwülem Parfüm und dem heißen Atem einer modernen Salome, der würdigen Tochter einer modernen Herodias, durchzogene Dunstschicht den Atem beklemmt". Und da wächst dann, immer gefährlicher werdend, für den deutschen Geist und die deutsche Seele, die Kunst all dieser Modernen heran, die uns die Sittenlosigkeit, just wie vor Jena, als Sitte aufdrängen, die Bedürfnisse des Raffinements als normal einreden wollen. Und da tanzt man Maxixe und Tango und ist stolz auf den Firnis, den man sich von Niggerboys und aus den Kaschemmen von Ecuador oder Montevideo entlieh. Und es ist darum gut, wenn man am kronprinzlichen Hofe nicht Tango tanzt und wenn der Kaiser selbst einen Wink gibt, wenigstens die Uniform der Offiziere nicht mehr zu jenen Gliedertänzen zu führen, deren Rhythmus wohl kaum einst die Kämpfer von Leipzig und Waterloo und die Helden von Düppel, Königgrätz und Sedan durch ihr ernsthaftes und arbeitsvolles, tapferes Dasein geleitet hat.

Der kerngesunden frischen Natur des Kronprinzen liegt es fern, sich der neuen Gestaltung des deutschen Sittenlebens innerlich zu freuen. Er mag wohl nur mit Lessing überzeugt sein, daß man wohl zuweilen auf kurze Zeit seine Würde ablegen kann, wenn man gewiß ist, sie stets wieder aufnehmen zu können. Aber unsere Zeit der ausgedehntesten Öffentlichkeit fordert einmal eine größere Rücksicht eben auf die öffentliche Meinung, eine aufmerksamere Beobachtung des Pulsschlags der Allgemeinheit, als vergangene Zeiten. Und wenn auch der Thronfolger noch nicht auf der Bühne des Handelns steht, so bleibt er doch eine öffentliche Persönlichkeit, und tausend

Gläser richten sich vom Parkett her auf ihn. Sie sehen aber nichts oder doch zu wenig von der Arbeit, die geleistet wird, sie sehen nur die hervorstehenden Ecken und Kanten, sie sehen Jagdreisen, Tennisspiel, Hoffeste, Theater und Bälle. Wer ist denn so ernsthaft und so gerecht, zu prüfen, in welchem Verhältnis in Wahrheit Arbeit und Erholung stehen? Wer denkt auch nur billig genug, auch der gekrönten Jugend das Recht an der Freude zu gestatten?

Weil dieser Wille zur Gerechtigkeit fehlt, weil man immer nur an den Fingern addiert, wie oft der Kronprinz außerhalb der Werkstatt Erholung sucht, weil überdies die zudringliche Kunst der Photographen ihn nicht in seinem Arbeitszimmer aufsuchen kann, sondern nur dort, wo er sich öffentlich zeigt, deshalb kann selbst der Patriot, der das Buch schrieb „Wenn ich der Kaiser wär'" zu einem völlig schiefen Bilde des ältesten Sohnes Kaiser Wilhelms gelangen. „Ein jeder gönnt," so schreibt er, „dem Kaisersohne den Genuß der Jugend. Aber er wird dabei sagen: der Erbe des Thrones ist so wenig Privatperson, wie es der Herrscher selbst in einer Stunde seines Lebens ist. Herrschen heißt Entsagen und Dienen." Und er fährt fort: „Nun steigt gerade in den Kaisertreuen der Zweifel auf, ob das, was durch die Zeitungen über die Beschäftigung des Kronprinzen bekannt wird, entfernt geeignet sei, ihn für seinen künftigen Beruf vorzubereiten, der Schwerstes von ihm verlangen wird. Sport ist gut und gesund als Erholung und um den Körper frisch zu erhalten, damit der Geist arbeiten kann; aber gleichsam als Haupttätigkeit wird er einem Thronerben selbst dann nicht zugestanden werden können, wenn dieser durch die Ausübung des Sportes die Gelegenheit sucht, sich gewissen

Reibungen zu entziehen, die in der Übernahme des Thrones nicht zu vermeiden sein sollen. So lieb und wert die Persönlichkeit des Kronprinzen ist, so haben wir doch das Recht, darauf aufmerksam zu machen, daß eine Rede mit dem Bekenntnis völkischer Gesinnung und eine kecke politische Demonstration noch nicht genügen, um die Zweifel in bezug auf seine Neigung zu ernster Arbeit zu zerstreuen. Was über die Nichtausübung seiner derzeitigen militärischen Stellung durch die Presse geht und was offenbar unbestreitbar ist, muß im Gegenteil diesen Sorgen neue Nahrung geben, und man möchte wünschen, daß beizeiten dem Kaisersohne ein Berater sich beigesellt, der ihn das Gebot der Pflicht kennen lehrt."

Wie deutlich zeigt sich hier die suggestive Kraft der Presse! Ihre Berichte ersetzen jede Pflicht zur eigenen ernsthaften Prüfung. „Was durch die Zeitungen über die Beschäftigung des Kronprinzen bekannt wird . . ." „Was über die Nichtausübung seiner militärischen Stellung durch die Presse geht und offenbar unbestreitbar ist" — liegt in diesen Worten, die doch ein Mann ausspricht, der von dem Thronerben so gerne Großes hoffen möchte, nicht zugleich eine herbe Verurteilung der öffentlichen Leichtfertigkeit? Es kommt noch eine üble Gewohnheit der Deutschen hinzu: Sie lieben es, allgemeine Grundsätze aufzustellen und etwa von dem Gedanken aus: „Herrschen heißt Entsagen, Arbeiten und Dienen" zu deduzieren, statt die lebendige Persönlichkeit zu betrachten und zu erforschen. Ihnen ist der philosophische Grundsatz und die Moralthese wichtiger, als die Individualität. Vom Sammetpolster wohlgeeichter Bierehrlichkeit aus entrüsten sie sich über alles Leben, das sich der Formel nicht fügt. Der

Patriot, der jenes vielgelesene Buch geschrieben hat, meinte sicherlich, der Nation einen Dienst mit seinem Urteil zu erweisen, mit diesem Versuch, der im geschichtlichen Leben stets so unheilvoll wirkt, den einzelnen zu zwingen, daß er den Stempel eines originellen Geistes verberge, aber er vergißt, die Prämissen zu prüfen, achtsam zu sondieren, ob es nötig ist, den ältesten Sohn des Kaisers erst pedantisch zu mahnen, daß er „das Detail kennen, lieben, beherrschen lernen, daß er aus freiem Entschluß das tun müsse, wozu der junge Fritz von seinem Vater erst gezwungen wurde". Ehe man, wie es hier gleichfalls geschieht, mit der Würde des Pädagogen dem Thronfolger zuruft, daß er bei solchem Handeln „erst den Segen der Arbeit kennen lernen und erfahren werde, daß sie allein die Sicherheit gibt, deren die Hochgeborenen mehr bedürfen als jeder sonst", sollte ein billiges Urteil erst dann gefällt werden, wenn achtsame Prüfung erweist, daß dem Getadelten die Erkenntnis vom Werte der Arbeit fremd blieb.

Schon die leicht bemerkbare und völlig sichere Tatsache, daß der Kronprinz jedes Übermaß des Repräsentativen haßt, daß er im Gegensatz zu seinem kaiserlichen Vater sich möglichst wenig vor die Rampe begibt, sollte die psychologische Forschung auf die Frage lenken, ob hier nicht wirklich der Wert der positiven Arbeit höher geschätzt wird, als die äußerliche Wirkung. Auch als Kaiser wird dieser durchaus einfach empfindende Mann niemals den Glauben vertreten, daß die Größe und der Glanz einer Nation nach der Fülle und der Pracht der Festlichkeiten, nach der Mannigfaltigkeit rhetorischer Kundgebungen, nach der Buntheit der Dekorationen zu bewerten sei; auch als

Kaiser wird dieser Mann in seiner nüchtern verständigen Art den Schein niemals als Wirklichkeit nehmen und in unruhiger Reiselust ein sachliches Verdienst erkennen. Und er wird sich nicht zersplittern, um überall als der Meister, als der höchste Richter zu erscheinen. Dieser junge Fürst hat Augenmaß und Wirklichkeitsinn, stark genug, um alle Fahrten in das Land politischer Phantastik zu vermeiden. Er treibt keinen Kultus mit sich selbst, und gerade deshalb erträgt er auch Kritik, erträgt er den Rat verständiger Menschen, fügt er sich dort, wo er sich selbst nur als Laie fühlt, bescheiden ihrem Urteil. Er hat gelernt zuzuhören, eine Kunst, die vielen als die schwerste dünkt.

Und er erhebt auch keineswegs den Anspruch, seinen Hof nach Art des Hofes von Rheinsberg zu gestalten, auf den Spuren des Größten seines Geschlechtes in öder Nachahmung einherzuschreiten. Er lebt sein eignes Leben und geht seine eignen Wege. Er schreibt keinen Antimacchiavell über die Pflichten der Fürsten, aber er schreibt sein prächtiges, frisches Jagdbuch und sein Jubellied vom preußischen Reitergeist. Er philosophiert nicht mit Voltaire und musiziert auch nicht mit Quantz, er läßt sich von Richard Alexander eine fröhliche Komödie vorführen und plaudert mit Rudolf Presber über die neuesten Bücher.

Und wenn ihm sonst Stunden der Erholung bleiben, dann widmet er sich körperlicher Übung. Nicht im abgezirkelten Raume spielt er seine Tennispartie, sondern unbefangen mischt er sich in fröhliche Gesellschaft, und nicht hohe Geburt und Reichtum bestimmen ihm die Partner, sondern Eifer, Grazie und Tüchtigkeit.

Jene Abneigung gegen alle äußere Repräsentation, die

ja auch in diesen Stunden der Erholung zur Geltung kommt, tritt mit aller Schärfe dort hervor, wo er dienstlich und durch die Pflichten seiner Stellung genötigt ist, seinen kaiserlichen Vater, das Herrscherhaus, das Reich zu vertreten. Auch hier erfüllt er nur eine Pflicht, ohne sonderliche Freude, ohne jemals sich selbst und seine Art in den Vordergrund zu rücken. Auftrag und Pflicht führten ihn bereits weit herum, nach Wien und Bukarest, nach Petersburg und London, er war vielfach berufen, Ausstellungen zu eröffnen, in Versammlungen großen Stiles zu erscheinen, aber er erkannte hier stets nur die Erfüllung einer Pflicht, und während sein Name im Vordergrunde stand, hielt er die Persönlichkeit im Schatten.

Das deutet nicht auf ein starkes Bedürfnis, sich in Nichtigkeiten zu ergehen, das deutet vielmehr auch auf die vernünftige Erkenntnis, daß bei aller Bedeutung der dynastischen Repräsentation doch die entscheidenden Faktoren ebenso für die Bildung der öffentlichen Stimmung wie für die gesamte Entfaltung des nationalen Lebens anderswo liegen.

Aber „was durch die Zeitungen bekannt wird, scheint nicht geeignet, ihn für seinen künftigen Beruf vorzubereiten". Nur wird es nicht bekannt, wie schon die Jugend dieses Mannes unter dem Zwange tätiger Arbeit stand, ganz anders noch, als es im bürgerlichen Leben der Fall ist. Wenn andere Knaben — es wurde schon einmal berührt — in ihren Freistunden fröhlich hinausstürmen durften, werden hier Sprachen getrieben, die gemeistert werden müssen, werden Lektionen empfangen, die den anderen erspart bleiben, wird die Jugendluft in den Schraubstock peinlichster Beobachtung gezwängt. Auch die

Freiheit des Studentenlebens bleibt nur Schimäre. Hier gibt es kein Schwänzen der Kollegien, keine verbummelten Semester, hier spannen die Einzelvorträge die Aufmerksamkeit rücksichtslos an, und das achselzuckende Lächeln, das jeder Philister sich leistet, wenn ein Prinz zum Examen geht, ist nur ein Zeichen dafür, daß die Banalität die Selbstüberhebung als ihr wichtigstes Recht in Anspruch nimmt.

Der Kronprinz in Danzig, Führer der Totenkopfhusaren! Er ist vorher Abteilungskommandeur in einem Artillerieregiment gewesen, und so schnell hat er den Dienst begriffen und sich in den neuen Zweig der militärischen Arbeit gefügt, daß die Vorgesetzten nur mit höchstem Lobe seiner Leistungen gedachten. Und diese Vorgesetzten sind wirklich nicht durchweg Byzantiner, Streber, die nach dem künftigen Kaiser äugen, so wenig, wie es die Mackensen und Graf Schmettow sind, die später als Vorgesetzte des Husarenobersten seine Entwicklung zu überwachen, sein Leisten zu kritisieren haben. Es ist ja üblich, wenn es auch kein Zeichen innerer Vornehmheit bildet, jedes Lob, jede Anerkennung, die ein Prinz erfährt, als den Ausfluß der Liebedienerei zu betrachten, vom Höflingsgeschmeiß zu reden und zu jammern, daß die wirklich aufrechten und unabhängigen Charaktere, die scharfsichtigen Beobachter und ehrlichen Kritiker niemals in den Kreis der Fürstensöhne treten, daß nur „zukunftshungrige Schmeichler" sich an sie drängen und daß auch der Kronprinz, „dessen ganzes Wesen offenbar nach Aufrichtigkeit und herzhafter Klarheit drängt, nicht den Abstand ermessen könne, der zwischen solchen Gesindehuldigungen und den wahren Tatsachen besteht". Es ist üblich, in

der Presse so zu schreiben, weil es dem großen Haufen stets gefällt, ein wenig auf das Postament des Sittenrichters zu treten und von solcher Höhe herab nun gar einem Prinzen, nun gar einem künftigen Kaiser das wahre und unverfälschte Evangelium der Tugend zu verkünden. Oh, sie würden alle als Drakonen oder Catonen, gehüllt in das Gewand der Unentwegtheit, in diesem Kreise der Fürsten wandeln, wenn sich die Pforten ihnen öffnen würden! Sie würden sogar ein wenig von der grausamen Strenge des Schusters Simon zeigen, der im Temple den armen kleinen Sohn Marie Antoinettes lehrte, wie man A bas le roi! und Vive la république! zu schreien habe. Sie würden sämtlich mit dem Pathos Johann Jacobys Wahrheitskünder werden und die goldenen Fliegen vertreiben, die sich heute allein im Sonnenschein des Hofes wärmen und von seiner Fäulnis sich nähren, diese Drohnen der Gesellschaft, in denen Ehrgeiz beim Müßiggang, Niederträchtigkeit beim Hochmut, Abscheu vor der Wahrheit, Schmeichelei, Verachtung aller staatsbürgerlichen Pflichten eng beieinander wohnen. Sie würden mit Abraham a Santa Clara der Welt beweisen, daß zu Hofe nur „Fischer gehen, die mit faulen Fischen handeln, Schneider, die anderen die Ehre abschneiden, Maler, die den Fürsten etwas Blaues vormachen, Musikanten, die nur das Placebo singen", und sie würden diese Atmosphäre reinigen, in der heute nur Höflinge mit „alldeutschen Helden leben, deren Mut und Maulwerk ganz shakespearehaft im Sinne der Genossen Falstaffs sind".

Die Männer, die über die militärischen Leistungen des Kronprinzen zu urteilen haben, sind die Führer der deutschen Armee in künftigen Kriegen, an ihrer Spitze der

Kaiser. Sie fechten freilich nicht mit dem Federkiel, und sie baden auch nicht in Tinte. Und niemand hat sie bestellt, in einem Obersten, nur weil er Prinz ist, den Genius Alexanders des Großen oder Friedrichs zu wittern. Ihre eigene Kritik unterliegt ja zugleich der Kritik des gesamten Offizierkorps; Rosenkranz und Güldenstern sind Bühnenfiguren, aber sie werden weder auf dem Exerzierplatz, noch im Manöverfelde sichtbar. Und wenn Kaiser Wilhelm in außergewöhnlich warmen Worten die Leistungen rühmt, die sein ältester Sohn als Kommandeur der Leibhusaren vollbrachte, so müßte auch ihn das landläufige Urteil in die Reihen der Höflinge und Schmeichler versetzen.

Von sachkundigen Männern wird versichert, daß Kronprinz Wilhelm sein Regiment in Danzig in ausgezeichnetem Stande hielt, daß er jeden Mann und jedes Pferd genau kannte, sich um jede Einzelheit des Dienstes kümmerte, die Verpflegung genau kontrollierte, und daß nicht etwa die Verdienste eines Platzhalters auf seine Rechnung gestellt worden sind. Die Forderung Daniel Frymanns, daß ein tüchtiger Soldat auch das Detail kennen, lieben und beherrschen muß, ist hier durchaus erfüllt. Das Urteil der militärischen Fachmänner ist doch zuletzt vielleicht von größerer Bedeutung, als das, was „durch die Zeitungen über die Beschäftigung des Kronprinzen und über die Ausübung seiner derzeitigen militärischen Stellung bekannt wird“. Wissen doch auch die Zeitungen nichts davon zu berichten, daß der Kronprinz in besonderem Maße die Fähigkeit besitzt, Aufgaben, die ihm bei Übungen gestellt werden, rasch und klar zu erfassen und ohne Zögern Befehle zu erteilen, die regel-

mäßig in der Willensrichtung des Auftrags liegen. Auch hier tritt eben seine klare, phrasenlose, auf den Kern der Sache gehende Art hervor, etwas von der Weise des ersten Kaisers, von dieser Schlichtheit eines auf das Praktische gerichteten, niemals genial irrlichterierenden Verstandes.

In einem sachkundigen Berichte aus Danzig war im „Tag" zum ersten Male eine ehrliche Darstellung der Danziger Jahre zu lesen. Es hieß dort: „In ganz kurzer Zeit erfreute sich die kronprinzliche Familie und in erster Linie der Kronprinz in Danzig und bald auch in anderen Städten und Orten der Provinz einer außerordentlichen Beliebtheit, was sich bei jeder Gelegenheit zeigte. In der Armee ist der älteste Hohenzollernsproß als bewährter Kamerad ebenso beliebt, wie er als Mensch überall dort geschätzt wird, wo man sein ungezwungenes Wesen, das sich gern von der strengen Hofetikette freimacht, kennen zu lernen Gelegenheit hat. Daß der Kronprinz auch ein ebenso eifriger wie tüchtiger Sportsmann ist, hat man besonders auf den Tennisplätzen in Zoppot gesehen. Er huldigte dem Segel- und dem Schwimmsport in der schönen Danziger Bucht und dem Reitsport. Bei den Reitturnieren des Westpreußischen Reitervereins und zumal in den Reit-Springkonkurrenzen stieg er selbst in den Sattel. Dem militärischen Dienste hat sich auch in Danzig der Kronprinz mit dem allergrößten Eifer gewidmet. Am ganz frühen Morgen, oft schon, wenn der Stalldienst begann, traf er in der Kaserne ein und ritt meistens schon gegen acht Uhr nach dem nahegelegenen Exerzierplatz, wo er dem Exerzieren beiwohnte. Dann folgte fast täglich eine mehrstündige Tätigkeit auf dem Regimentsbureau, wo der Kronprinz die mannigfachen

verantwortungsvollen Geschäfte des Regimentskommandeurs erledigte. Auch der Nachmittag fand ihn meist in der Kaserne, wo die Schwadronen zu Fuß Exerzieren oder Turn- und Dienstunterricht abhalten. Besonderes Interesse brachte der Kronprinz der musikalischen Ausbildung des Trompeterkorps seines Regimentes entgegen; er wohnte stundenlang den Proben bei, wie es ja auch bekannt ist, daß er selbst ein tüchtiger Musiker ist. Schließlich konnte man ihn oft in den Nachmittags- oder Abendstunden auf dem Kasernenhofe beobachten, wie er sich aktiv eifrig an den Sportspielen seiner Husaren beteiligte. So wirkte der Kronprinz vorbildlich für Offiziere und Mannschaften. Der gesamte Dienstbetrieb des Regimentes wurde seit der Übernahme des Kommandos durch ihn gegen früher erheblich vertieft. Mit seinen eigenen Mitteln hat er auch persönlich viel für seine Soldaten getan. Was das gesellige Leben des Kronprinzen anbelangt, so sah er öfters Gäste aus Stadt und Land bei sich. Er weilte auch wiederholt im Kreise der versammelten westpreußischen Landwirte, trat im Danziger Artushof zu den Vertretern der Stadt in engere Fühlung und war, wie schon erwähnt, als Sportsmann überall dabei."

Die kleine Notiz in diesem Berichte, daß der Kronprinz ein Freund der Musik sei, führt zu der weiteren Registrierung, daß er auch gern sich als Maler betätigt. Allerdings mit jener Anspruchslosigkeit, die ihm überall eigen ist. Er weiß es, daß seine Kunst zwar ein wenig, aber nicht allzu weit über die Kunst seines Ahnherrn Friedrich Wilhelms des Ersten hinausgeht, der „in tormentis pinxit", der dann, wenn ihn die Gicht allzu stark plagte, seine langen Soldaten malte. Und so fragt

er wohl lächelnd, wenn er ein Bildchen fertiggestellt hat, ob man es wohl erkenne, was es bedeute? Eine Schneelandschaft oder einen Negerhäuptling? Ein Stilleben oder ein Schlachtgemälde?

Von Danzig wurde der Kronprinz nach Berlin berufen. Zur Strafe für die Depeschen, die nach Zabern flogen, so sagt man. Und so schrieben die Zeitungen, obwohl die Entsendung in den Generalstab, in dieses Herz der deutschen Feldherrnkunst, vom Kronprinzen schon lange vorher ersehnt und erbeten war. Aber in die Vorstellung, die man der Öffentlichkeit allmählich zu suggerieren sucht, fügt sich passend der Gedanke, daß der väterliche Schulmeister ihn von Danzig grollend zurückgeholt habe, um ihn unter schärferer Kontrolle, unter einer Art von Polizeiaufsicht zu halten. Einst wurde er „zur Strafe" nach Danzig versetzt, dann blieb er wieder „zur Strafe" in dieser Garnison länger, als zuerst die Absicht war, und wieder wurde er „zur Strafe" in den Generalstab gesandt — die Presse erzählt es, und die Kinder, sie hören es gerne.

Es ist ein starker Trieb in dem jugendlichen Fürsten, nicht nur aus der Ferne her einen Blick in alle Zweige des militärischen Dienstes zu werfen, sondern sich auch in die Details zu vertiefen. Wie aber in jedem strebsamen Offizier die Sehnsucht nach „der großen Bude", nach dem Generalstab, lebt, nach diesem Zentrum militärischen Wissens, nach dieser Stätte, von der aus die Fäden sich weithin und nach jeder Richtung ziehen, so auch in ihm. Und er erfüllt seinen Dienst gleich jedem Kameraden, vom frühen Morgen bis zu der Stunde, da auch die anderen den Dienstraum verlassen. Nur daß er allein dann noch

zwei Stunden zurückbleibt, den Vortrag der höchsten Offiziere zu hören. „Meine Frau gibt mir ein paar Butterbrote und ein halbes Fläschchen Wein mit auf den Weg." Wenn aber die Kameraden sich in die Fluten des geselligen Lebens, der Konzerte und Theater stürzen, dann harren des Thronerben weitere Pflichten, die seine Stellung ihm auferlegt. Oder er greift wohl zu den Werken, in denen die Persönlichkeit und die Kriegskunst Napoleons dargestellt ist, des Mannes, in dem er noch immer eine der wundervollsten Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, eine der stärksten Persönlichkeiten aller Zeiten, einen der gewaltigsten Fürsten des Krieges erblickt. Er hegt fast eine schwärmerische Verehrung für diesen aus der Tiefe des Daseins emporgestiegenen Mann, der so gar nicht nach den Gesetzen der Legitimität gefragt und der soviel ehrwürdige Throne zerbrochen hat. Und er studiert seine Feldzüge, seine Schlachten, und er sucht in die letzten Zusammenhänge seines Werdens und Vergehens zu dringen.

Und die Politik? Im März des Jahres 1910 wurde in dem Prozeß, der gegen den Bankier Barnes in New York wegen Unterschlagung von dreißigtausend Dollars geführt wurde, von dem Angeklagten auch ein Brief vorgelegt, der an den Hauptzeugen, seinen Adoptivsohn, den früheren Grafen Ferdinand von Hochberg, drei Jahre vorher von dem Kronprinzen geschrieben worden war. Er hatte folgenden Wortlaut:

11. 1. 1907.

Lieber Mucki!

Vielen Dank für Ihren letzten Brief, aus dem ich etwas über Ihre jetzige Lebensweise erfahre.

Nach Ihrer Schilderung scheint ja alles recht gut zu gehen. Sie dürfen mir glauben, daß Ihre Eltern mich nicht beeinflußt haben. Nichtsdestoweniger werden Sie Ihr auf Ehrenwort gegebenes Versprechen erfüllen müssen. Wenn ich es schriftlich gegeben hätte, ‚daß ich im Falle einer Heirat unter meinem Stande meinen Namen ändern würde', wie Sie es getan haben, dann würde ich meinen Namen auch ändern. Glauben Sie mir, lieber Mucki, daß es mir persönlich ganz gleichgültig ist, ob Sie diesen oder jenen Namen tragen, mein guter alter Freund bleiben Sie doch. Aber Sie sollten nicht sofort in Ihrem neuen Heim auch neue Begriffe von Ehre annehmen. Ist es einem Gentleman nicht möglich, sich geistig reserviert zu halten? Und dann Ihr Ihnen von Barnes diktierter Brief! Entschuldigen Sie mich, wenn ich ihn seltsam finde. Wir alle betrachten ihn als albern und bombastisch. Können Sie nicht verstehen, daß Barnes Sie nur als Reklame für sich benutzt? Armer Mucki! Bitte schreiben Sie mir etwas über Ihr Heim. Hier ist alles beim alten. Ich bin durch meine regelmäßige jährliche Erkältung gezwungen, das Zimmer zu hüten, Cäcilie auch, Baby entwickelt sich prachtvoll. Meine Eskadron macht mir viel Vergnügen, es ist doch etwas anderes als eine Kompagnie, wenngleich die Unteroffiziere des Ersten Garderegimentes besser sind. Ich beschäftige mich jetzt viel mit Redenhalten. Neulich habe ich einen Tag bei Bülow zugebracht. Papa ist auch immer sehr lieb zu mir. Wir haben uns

einander sehr genähert. Vor einigen Tagen hat er lange mit mir über Politik gesprochen, ich bin so dankbar dafür. Sie wissen, es geht mir wie einem Seemann, der niemals das Schiff führen darf und doch plötzlich an die Stelle des Steuermanns berufen werden mag. Nun adieu! Bleiben Sie deutsch und werden Sie kein Dollarjäger!

Ihr Cäsar.

Nur zufällig, nur bei günstiger Gelegenheit hat der Kaiser, wie dieser Brief erzählt, mit dem ältesten Sohne von Politik gesprochen, und wir hören aus dem Munde des Jüngeren das Zeugnis, wie dankbar er sich deshalb fühle. Und es ist in der Tat so, daß nie zuvor ein Thronfolger im Hause der Hohenzollern eifersüchtiger als der Sohn Wilhelms des Zweiten von jeder Wirkung auf die Politik und auch von jedem Einblick in ihren Gang und ihre Entwicklung, von jeder Kenntnis der Akten ferngehalten wurde. Das ist zu bedauern, nicht nur, weil doch eines Tages er, der sich heute als einfachen Seemann fühlt, plötzlich an das Steuerrad des Schiffes gerufen werden kann, in dem das deutsche Glück durch die Wogen fährt, sondern auch deshalb, weil in diesem jungen Fürsten ein überaus starkes Interesse an allen politischen Fragen und ein starker Drang lebendig ist, Rad und Rädchen, wie sie hier sich drehen, in Zweck und Wirkung zu begreifen. Und es ist schwer, die letzten Gründe dafür zu erkennen, daß der Thronerbe nicht, wie einst der Kronprinz Friedrich, an den wichtigen Sitzungen der höchsten Staatsbeamten teilnimmt. Er selbst beklagt es tief, gleich jedem schlichten Bürger allein auf die Informationen der Presse angewiesen zu sein, zumal in

diesen Jahren, in denen Herr von Bethmann Hollweg das Kanzleramt mit jener Würde und jener Höhe des Bureaukraten leitet, die jede Vertraulichkeit entfernt, mit jener Pedanterie, die in dem richtig behüteten Instanzenzuge die Rettung und alles Heil erblickt. Der Kronprinz bleibt fern, während doch durch ganz Deutschland der Ruf nach einer stärkeren Politisierung, nach einer gesteigerten staatsbürgerlichen Erziehung hallt. Niemand aber sollte lauter nach einer verständigen Einführung des Thronfolgers in die Welt des politischen Lebens rufen, als gerade jene Demokraten, die so trübe über die Verkehrtheit seiner Anschauungen, über die unselige Wirkung unverantwortlicher Ratgeber klagen.

Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß in Deutschland jeder dreißigjährige Mann längst das Recht besitzt, aktiv am politischen Leben teilzunehmen, mitzuwirken an der Gestaltung der Zukunft, und daß nur ein einziger ausgeschlossen bleibt, selbst von der Möglichkeit, beratend oder nur als Zuhörer im Parkett an den Entscheidungen teilzunehmen, und daß dieser einzige derselbe Mann ist, um dessen Erbe es geht und der doch vielleicht morgen schon von der Vorsehung berufen werden kann, als vornehmster Leiter der Politik in das Leben Deutschlands einzutreten. So ist er froh und dankbar, wenn wirklich einmal sein kaiserlicher Vater ihn in ein politisches Gespräch gezogen hat. Um wieviel würden Frohmut und Dankbarkeit sich steigern, wenn ihm methodisch der gleiche Kreis erschlossen würde, der einst dem Kronprinzen Friedrich geöffnet war, dem Manne, den doch seinem Sohne der Kaiser als leuchtendes Vorbild in feierlichen Worten empfahl.

Frühzeitig, eher als sonst sterbliche Menschen, werden Prinzen für mündig erklärt; spät, viel später als der einfache Bürger, erhalten sie wirklich das Recht der Mündigkeit. Und es ist wahrlich ein Glück, daß die einfache und unbefangene Natur des Kronprinzen Wilhelm bisher all jene Einflüsse abgewehrt hat, die ihn aus der Bahn eines gesunden politischen Instinktes, eines nur auf die nationale Größe gerichteten, allem Parteitreiben feindlichen Willens zu drängen suchten. Denn er ist kein Parteimann, dieser junge Fürst, er ist einer von denen, die es als Festtag ihres Lebens betrachten, wenn wirklich einmal der Streit der Fraktionen zur Ruhe kommt und die Nation sich einheitlich zusammenfindet. Gleich seinem Vater hat er sich jener Epoche gefreut, in der die Gegner unserer nationalen Entfaltung zu Boden sanken, der Blockzeit. Denn er glaubte mit ihr für immer die Abkehr von jenen Tendenzen vollzogen, die auf die Zerstörung des Werkes von Versailles gerichtet sind. Und als der Block zusammenbrach, da hat er wohl auch die Schuld der Rechten erkannt, da hat er es wohl auch beklagt, daß der geschickteste Kanzler seit Bismarcks Zeiten einem Manne Raum geben mußte, in dem er wohl einen getreuen Beamten, aber kaum einen gedankenreichen und weitsichtigen Staatsmann erkennt. In jenen Tagen hat ihn wohl die Stimmung beherrscht, in der einst der große Kanzler vom Morde am deutschen Völkerfrühling und von Loki und Hödur sprach. Er hat in seinem Jagdbuch das Bekenntnis seines großen Ahnen wiederholt, daß in seinem Staate ein jeder nach seiner Fasson selig werden, seinen Glauben nach eigenem inneren Erfahren gestalten dürfe, und völlig fremd blieb ihm jeder konfessionelle Haß, jede Kulturkampfstimmung.

Aber den tiefen Gegensatz des neuen Kaisertums und jenes alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation, in dessen Schicksal ein jenseits der Berge waltender Wille bestimmend eingriff, ist seiner geschichtlichen Erkenntnis nicht verborgen.

Der Brief aber an den Grafen Hochberg wirft noch in anderem Sinne ein helles Licht auf die Anschauung des Thronfolgers von den Dingen dort draußen. „Glauben Sie mir, lieber Mucki, daß es mir persönlich ganz gleichgültig ist, ob Sie diesen oder jenen Namen tragen, mein guter alter Freund bleiben Sie doch" — nicht dem Freunde allein, dem er auch in trübseliger Lage die Freundschaft bewahrt, der Kaiser der Zukunft dem deklassierten Aristokraten, gilt dieses Wort, das Rang und Namen in Schall und Rauch auflöst, sondern es bildet ein bedeutsames Stück seines gesamten Wesens. Wie der hochgeborene Graf, auch wenn er Barnes heißt, in seiner Schätzung nicht verliert, solange er den Forderungen der Ehre treu bleibt und „im neuen Heim nicht neue Ehrbegriffe annimmt", so gilt ihm auch der Mann im schlichten Bürgerrock nicht weniger, als die Glückskinder der hohen Geburt und die Träger erlauchtester Namen. Das ist keine Affektiertheit, kein Suchen nach einer künstlichen Popularität, wie ja der Schreiber des Briefes an seinen „lieben Mucki" niemals ahnen konnte, daß seine Zeilen jemals an das Licht der Öffentlichkeit gelangen würden. Hier ist ein Zug gegeben, der sich durchaus in das Gesamtbild fügt, in dieses Bild eines Mannes, dessen Respekt vor der Persönlichkeit sich nicht nach der Höhe des Ranges und dem Glanze des Namens, sondern nach dem Maße der Leistung und der Pflichterfüllung abstuft.

Und der den letzten und tiefften, sein ganzes Sein beherrschenden Gedanken dem Freunde auch weithin über die Meere zuruft: „Bleiben Sie deutsch und werden Sie kein Dollarjäger!" Der den Renegaten verachtet, wenn er draußen im fremden Lande die höchste Würde seines Daseins, das eigene Volkstum, verrät, um geschmeidig in ein fremdes Gewand zu schlüpfen. „An den ehrlichen Deutschen" hat einst sein Ahnherr, der Große Kurfürst, von Flensburg aus seinen Aufruf, die erste Mahnung an die deutsche Gesamtheit gerichtet, da hat er zuerst das Volk daran erinnert, daß über dem Leben aller Stämme der gleiche Schicksalsstern leuchtet. Und das versunkene Gefühl des nationalen Stolzes wurde wach und schritt zu Taten. Denn in ihm, dem Sohne des müden Georg Wilhelm, lebte die hinreißende Kraft der nationalen Leidenschaft. Und sie zittert auch in der Seele des Kaisers der Zukunft.

Probleme der Zukunft.



Eine Episode, scheinbar ohne Bedeutung, flüchtig behandelt und schnell vergessen: Im Frühling dieses Jahres war es zu lesen, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches die Absicht habe, in die Kolonien zu fahren und daß vom Reiche ein Teil der Kosten gefordert werden solle. Daß die Absicht bestand, ist sicher; daß sie vereitelt wurde, ist zu bedauern. Aus mancherlei Gründen. Vor allem deshalb, weil man anscheinend den Plan nur aufgab, um unerfreuliche Debatten und eine Kritik des jungen Fürsten im Reichstag zu vermeiden, weil also auch hier die Parlamentsfurcht einen guten und klugen Gedanken erstickte. Es war ein Sieg der Demokratie, vor deren Drohen man ängstlich zurückwich, ein Sieg, erfochten, noch ehe ein Schwertstreich fiel, die Flucht der Regierung schon vor der geballten Faust. Und gedankenlos wurde zugleich für den jungen Fürsten eine Beschämung geschaffen, wurde durch das Weichen vor der Drohung, die geforderten Mittel zu verweigern, das Geständnis abgelegt, daß hier, in dieser Fahrt nach dem Süden, nicht ein ernster Zweck verfolgt werden sollte, sondern daß wirklich nur Erholung und Vergnügen die Ziele waren.

Und doch hatte der Kronprinz es anders gewollt. Er hatte gemeint, daß der Kaiser der Zukunft den Blick auch über die engen Grenzen der deutschen Heimat hinauslenken müsse in die Ferne, daß er vor allem verpflichtet sei, aus eigenem Schauen ein Urteil über das Land und die Möglichkeiten seiner Entwicklung zu erlangen, das bisher den Inhalt der Formel von einem „größeren Deutschland" bildet. Statt der Bücher und der Berichte sollte ihm persönliches Erleben und persönliches Schauen das Urteil bilden, statt der viel geschmähten höfischen Ratgeber sollte

er die Stimmen der Tatsachen hören. Und weil die Kolonien nicht Preußen, sondern dem Reiche gehören, weil die Weltpolitik nicht von dem einzelnen Staate, sondern von der im Reiche vereinten Gesamtheit zu treiben ist, deshalb sollte das Reich einen Pfennig opfern. Hier war nicht nur ein Symbol für die Entwicklung gegeben, die das Leben Deutschlands in diesen letzten Jahrzehnten zurückgelegt hat, seitdem die deutsche Politik die Enge des Kontinents verließ und einen universalen Charakter gewann, hier sollte auch nicht eine Märchenfahrt, wie der Kaiser sie einst nach Tanger antrat, vage Hoffnungen in der Nation und Elemente der Unruhe in der internationalen Politik erwecken, sondern der junge Fürst, dessen Urteil dereinst von so großer Bedeutung werden wird, sollte studieren und lernen, vergleichen und prüfen. Und er war freudig bereit, weil er erkannt hat, daß seiner noch andere Aufgaben harren, als nur die Sicherung des von den Vätern erkämpften Besitzes, daß ein Volk, wenn es nicht vorwärts strebt und höher greift, sich seines Rechtes an die Zukunft begibt. Nicht die Sucht nach neuen Sensationen, nach neuem Vergnügen, sondern das Gefühl der Verantwortung hat in dem Prinzen den Gedanken zur Fahrt in das deutsche Kolonialland geweckt.

Denn er weiß es, daß wir an einer Wendung der Geschichte stehen. Wir fühlen es ja alle, daß die Morgenschauer einer neuen Weltendämmerung heraufzuziehen begannen und daß die Geschichte der künftigen Jahrzehnte, in denen der Kronprinz der Führer sein will, einen anderen Inhalt gewinnen muß, als die Vergangenheit. Gewiß wird eine Universalmonarchie im Sinne des frühen Mittelalters niemals wiedererstehen, und wenn wir dennoch heute im

engeren Sinne von einer Weltherrschaft reden wollten, so müßten wir auf England weisen, dessen Flagge auf allen Meeren die Herrschaft führt, dessen Kolonien einen gewaltigeren Besitz bedeuten, als die Cäsaren jemals unter ihrer Herrschaft vereinten. Aber so gering auch Deutschlands Besitz erscheinen mag, so bildet er doch die Bürgschaft dafür, daß auch wir einen Anspruch bei der Verteilung der Welt anmelden, aktiv an der Lösung der großen Aufgaben des universalen Lebens teilnehmen wollen. Auch für uns gibt es einen Zwang zum Vorwärtsgehen, zum weiteren Steigen. Das hat schon der Mann erkannt, der mit der Einigung Deutschlands die endlose Periode des Ringens um das natürlichste Recht der Nation abschloß: Schon Bismarck hat uns die ersten Ziele auf neuem Wege gesteckt. Und es kann der Gesamtheit nur zum Heile gereichen, wenn auch das Auge der Hohenzollern neue und stärkere Sehkraft gewinnt, wenn es über die Grenze des Reiches in jene Fernen dringt, in denen, wie in Kiautschau, das Germanentum mit der gelben Rasse zusammentrifft, wenn es selbst durch die Einsamkeiten des fernen Ozeaniens und durch die Wildnisse des dunklen Erdteils wandert.

Es wäre ein schönes und starkes Bild gewesen, wenn das deutsche Volk dem Kaiser der Zukunft die Mittel bot, dorthin in die Ferne zu ziehen, zu schauen und zu lernen und innerlich zu gestalten. Es wäre ein Bild der neuen Zeit und des neuen Werdens und der Hoffnung geworden. Kaiser Wilhelm sandte seinen Bruder über den Ozean, er meinte jetzt auch die Zeit gekommen, durch die Fahrt des Sohnes zugleich den kolonialen Gedanken in der eigenen Heimat zu stärken und den Vorkämpfern deutscher

Arbeit dort draußen neue Zuversicht und neues Heimatsgefühl zu schaffen. Blieb denn die Fahrt des Kronprinzen nach Indien, in das Kolonialland Englands, ohne Wirkung? Mußte nicht schon — man wünscht es doch sonst so heiß im Lager der Demokratie — der ungezwungene Verkehr mit Menschen, die nicht höfisch abgestempelt sind, die nicht mit der Ahnenprobe zugleich den Beweis einer besonderen Erleuchtung ablegen, die Kenntnis des Prinzen auf dem Gebiete der Gesellschaftslehre erweitern? Hat er nicht doch, auch wenn die Briten Potemkins Kulissen hastig vor sein Auge schoben, einen Blick in jene Tiefen gewonnen, in denen das unglückselige, versklavte Volk der Hindus sein unsägliches Elend beklagt und aus denen die Mordtat des Dhingra emporstieg? Und hat er nicht, als er die unheimlichen Wirkungen der ewigen Hungersnöte sah, als er den wilden Haß spürte, der unter dünner Erdschicht lagert, auch eine Ahnung davon erhalten, daß auch der scheinbar so unerschütterliche Bau der englischen Macht doch einst zusammenbrechen kann?

Im Prinzenschloß, im Regimentskasino kann sich der Blick nicht weiten, der Gesichtskreis nicht dehnen. Wohl aber draußen im freien Felde des Lebens. Dort erst würde er auch die Wandlung erschauen, die in den wenigen Jahrzehnten seit Bismarcks Tode das Weltbild gewann. Da hat das kleine Japan zuerst seine Glieder gereckt und sich zum Vorkämpfer einer Welt gemacht, deren geheimnisvolle Kräfte vorher durch Jahrtausende scheu und gedrückt und unentfaltet in unbekannten Tiefen ruhten, da traten die freien Staaten von Nordamerika mit dem Anspruch hervor, bis weit hinab zum Feuerlande die unumschränkten

Herren des neuen Weltteils zu bleiben, da sind sie im Kampfe mit der zerrütteten Macht Spaniens weit über die eigenen Grenzen hinausgezogen. Da hat England die Hand auf die Burenstaaten gelegt und sich ein neues reiches Kolonialland erobert, da hat es über Persien hin die Etappen nach Indien geschaffen. Das Reich des Zaren unterlag der jungen und zähen Kraft der Japaner, vom alternden Leibe des Osmanentums rissen Österreich und Italien wertvolle Stücke, am Balkan entstanden neue Reiche, und die Welt blieb in steter, wilder Bewegung. Neue Bündnisse wurden geschlossen, ungeahnte Konstellationen entstanden, der alte Haß zwischen England und Frankreich erlosch, die Eifersucht Rußlands gegen den Rivalen um die Weltherrschaft versank unter der Fülle der neuen Gedanken. Deutschland jedoch, ohne dessen Willen nach dem Worte des Kaisers keine Entscheidung in der Welt gefällt werden sollte, stand zur Seite, zuweilen wohl fieberisch zuckend, zuweilen die Faust in der Tasche geballt, aber stets betrogen. Wir pachteten hier ein Stückchen Land und pachteten dort eine Insel. Aber für die reiche, überschießende Kraft unseres Volkes fanden wir nirgends geeigneten Raum, und während alle Völker sich regten, bangten wir stets um den Frieden. Riesige Perspektiven erschlossen sich, und wir blieben dennoch hängen in parteipolitischen Fehden, die wir so bitter ernst nehmen und in denen wir unsere Kräfte verbrauchen. Werden wir, wenn die Würfel über Chinas Schicksal rollen, Anteil an der Entwicklung nehmen? Werden wir mit entschlossener Hand festhalten, was wir in Kleinasien mühsam erbauten? Oder wird auch die Zukunft uns „saturiert“ finden, versunken in jene Behaglichkeit der Phäaken, in jene Selbst-

zufriedenheit der Philister, die uns heute als das höchste Gut des Lebens erscheinen?

Hier wird auf tausend Fragen erst der Kaiser der Zukunft die Antwort finden. Für ihn ist heute noch die Zeit des Lernens, das Jungmannsalter, das vorwärtsstrebt, sich weit versucht und sich der Kräfte freut, die Zeit, in der die Eindrücke noch haften und stark werden. Und darum wäre es nützlich gewesen, wenn er hinausging, selbst auf Reiches Kosten, zu schauen und zu lernen. Aber die zitternde Parlamentsfurcht, die heute das öffentliche Leben beherrscht, bestimmte es anders, obwohl doch auch das leitende Blatt des Zentrums und besonnene Organe der bürgerlichen Demokratie sich für den Gedanken erklärten. „Es liegt auf der Hand," so schrieb jenes Blatt, „daß es etwas anderes ist, ob ein noch so hoch stehender Privatmann, und sei er Prinz eines königlichen Hauses, vielleicht zu Jagdzwecken nach den Kolonien reist, oder ob der Kronprinz des Deutschen Reiches unsere Besitzungen zu ausgesprochen informatorischen Zwecken aufsucht. Jedenfalls läßt sich die Reise des deutschen Kronprinzen in unsere Kolonien, wenn man den Dingen nicht Gewalt antun will, nicht einseitig unter dem Begriff einer privaten Vergnügungsreise betrachten. Wie uns übrigens," so schreibt das Blatt weiter, „von kundiger Seite mitgeteilt wird, dürfte dem Kronprinzen kaum gar zu viel Zeit zu privaten Vergnügungen bleiben; selbstverständlich aber wird auch kein verständiger Mensch etwas darin finden, wenn der Kronprinz nebenbei auch einmal erprobt, was in Ostafrika das edle Weidwerk bietet. Doch dies nebenbei. Die Hauptsache ist jedenfalls, daß der Reichstag wohl berechtigt wäre, eine Summe zu bewilligen, die der im

Reichsinteresse selbst gelegenen zweckmäßigen Ausgestaltung der Reise des künftigen Herrschers und ihrer sichtbaren Bedeutung nur dienlich sein könnte. Nicht nur der deutschen Arbeit in den Kolonien selbst, der Arbeit unserer Pioniere in der Verwaltung, in der Schutztruppe, wie in den Missionen, in den Pflanzungen und Faktoreien wird es nützen, wenn der künftige Herrscher sie mit eigenen Augen kennen lernt, sondern auch dem Mutterlande und der innigen Verbindung der Heimat mit den Kolonien.“

Und auch ein freisinniges Blatt hat es bedauert, daß die Reise vereitelt wurde: „Daß der Kronprinz durch Reisen seinen Gesichtskreis erweitern, Land und Leute kennen lernen, für die Zustände und Bedürfnisse der überseeischen Besitzungen Deutschlands Interesse gewinnen sollte, erschien jedermann als nützlich und erwünscht.“ Und dieses Blatt, die „Vossische Zeitung“, schrieb weiter, indem es auf die „lahmen Ausreden“ hinwies, mit denen die offiziösen Organe der Regierung die Preisgabe des Planes vertraten, die bitteren Worte: „Das deutsche Volk erfährt in gemessenen Zwischenräumen von Unstimmigkeiten in den höheren Regionen. Bald sind es Kundgebungen von der einen, bald Maßregeln von der anderen Seite, die zu unliebsamen Betrachtungen Anlaß geben. Kaum ist es davon still geworden, so legen ordre und contreordre wieder allerlei Vermutungen nahe, die gegen die wünschenswerte Harmonie streiten. Diese Vorgänge sind bedauerlich, nicht nur weil sie im Auslande Spott hervorrufen, sondern auch, weil sie den monarchischen Willen, der doch sonst nicht laut genug betont werden kann, ganz und gar nicht stärken. Das Volk soll doch in dem Kronprinzen das spätere Oberhaupt des Staates und des Reiches sehen.

Schon Treitschke aber hat darauf hingewiesen, daß in unserem handfesten Zeitalter nicht mehr die mystische Vorstellung vom Gottesgnadentum, sondern die Tüchtigkeit und Tugend des Herrschers die unerläßliche Grundlage des Thrones bilden. Darum ist es vonnöten, daß der zukünftige Träger der Krone rechtzeitig sein Wissen erweitere, seinen Charakter stähle, sich mit allem vertraut mache, was er kennen und können muß, um den Ansprüchen gewachsen zu sein, die sein erhabenes Amt, das des ersten Dieners des Staates, einst an ihn stellen wird. Es wäre sicherlich von Vorteil, wenn er die deutschen Kolonien aufsuchte, nicht um Zerstreuung zu finden, sondern um aufmerksam zu sehen und zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln, die er später nützen könnte. Es wäre gut, wenn ihm dazu die Gelegenheit geboten würde, solange er zu weiten Reisen Muße hat."

Aber die Vernunft, die hier schlechthin redet, unterlag der Angst vor den Debatten im Reichstag. Da war die Ausstellung in Daressalam, die Eröffnung der Bahn zum Tanganjika vergessen, da war es plötzlich ohne Bedeutung, ob der künftige Kaiser aus eigenem Schauen ein Urteil über die Möglichkeiten künftiger Entwicklung gewann, da galt nur das eine, was ein mittelparteiliches Blatt aussprach: „Es könnte eine bewegte Sitzung werden; peinlich für den Hof, peinlicher für die Regierung, am peinlichsten für das Reichstagspräsidium." Und welche Genugtuung, daß man so wundervoll mit den Wünschen der Demokratie zusammentraf, die auch hier es völlig vergaß, daß der Prinz ein starkes persönliches Opfer den Interessen des Reiches zu bringen bereit war, die nichts anderes sah, als eine Fülle von Lust und Freude, die Kronprinz

Wilhelm auf Kosten des geplagten Volkes zu genießen gedachte!

Das deutsche Volk lechzt ja nach einer neuen Periode der Taten, nach der Möglichkeit, im erweiterten Raume erweitertes Recht zu gewinnen. Es ist nicht „saturiert", wie die Philister unter Berufung auf ein für den Augenblick geprägtes Wort, für einen begrenzten, europäischen Zweck bestimmten Ausdruck des Fürsten Bismarck sagen. Es will auch nicht eine Politik des Friedens κατ᾽ ἐξοχήν treiben, sondern Machtpolitik. Noch sind die Traditionen des heroischen Zeitalters nicht so völlig zerflossen, noch ist der alte Stolz nicht so völlig erloschen, daß man auf dem Altenteil im Austragstübchen ausruhen möchte.

Und auch die harte Notwendigkeit stellt neues Fordern: Das Bedürfnis des deutschen Volkes nach neuer Fläche muß wachsen, solange es gezwungen bleibt, einen Teil seiner Kraft als Dünger für die Macht anderer Völker über die Grenze zu senden. Frankreich, das selbst für die eigenen Zwecke nicht mehr genügend schöpferische Kraft besitzt, das noch nirgends durch bedeutende kolonisatorische Fähigkeit sich ein besonderes Anrecht auf Geltung dort draußen erwarb, gewinnt immer neue, reiche Gebiete, es dringt selbst dorthin vor, wo vorher deutsche Arbeit den Boden geackert, die Scholle zur Aufnahme des Samens bereitet hat. Selbst die lateinischen Staaten verfügen über ungleich reicheren Besitz, als Deutschland. Uns aber lähmt nicht nur die angeborene Blässe des Gedankens, die uns immer wieder nur in die Rolle des Poeten verweist, sondern auch die ewige Betonung bedürftiger Friedfertigkeit und eine Politik, die uns in den Tagen von Bismarcks Entlassung dazu trieb, die Rückendeckung im Osten für das Phantom

der englischen Freundschaft zu opfern, die selbst in dem großen psychologischen Moment des Burenkrieges die Gelegenheit versäumte, die Zeit bei der Stirnlocke zu packen und im Bunde mit Rußland und Frankreich, mit diesem durch Faschoda tief verletzten Volke, dem englischen Machtherrschaftsdrange ein Halt zu gebieten. Unsere Lage ist schwierig geworden durch die Politik dieser Jahre, durch die Abkehr von dem, was Kaiser Wilhelm der Erste noch sterbend dem Enkel als letzten, heißesten Wunsch aussprach. Und so schwierig ist unsere Lage, daß wir das natürliche Recht der Ausbreitung, des Anteils an dem Erbe der Welt nur dann behaupten können, wenn wir entschlossen sind, auch das Schwert in die Wage zu legen. Und wenn wir uns von jener Sentimentalität befreien, der einst Graf Caprivi und später leider auch Fürst Bülow in der Erklärung Ausdruck verlieh, daß es das höchste Glück der deutschen Erdenkinder und ihr letzter Beruf sei, Schwierigkeiten beiseite zu schaffen, die zwischen anderen Völkern bestehen.

Heute ist es so, und die Zukunft und ihr Kaiser müssen es ändern, daß wir in der ganzen Welt als Friedensstörer gelten, obwohl wir nirgends aggressive Politik treiben und nicht einmal, wie Herr von Bethmann Hollweg an unpassender Stelle sagte, das Schwert im Munde führen, geschweige, daß wir es in der Scheide lockern. Wir Deutschen brauchen nicht ein Bekenntnis, nicht eine Erziehung zum Mutualismus, der „den harmonischen und friedlichen Fortschritt aller Völker" zum Ziele wählt, wir brauchen nicht Ludwig Tiecks mondbeglänzte Zaubernächte, nicht die kalte Pracht einer Märchenwelt, die niemals Wirklichkeit wird. Wir brauchen etwas mehr Egoismus

und etwas mehr Entschlossenheit, wie sie dem Brunnen eines sicheren Selbstbewußtseins entsteigt. In unserer Heimat schwimmt nicht die Lotosblume auf dunklem Teiche, hier wird auch das „Wunderbare" der Frau Nora niemals erscheinen, wenn wir ihm nicht mit eigener Faust die Türe aufstoßen. Wird es möglich sein, daß die Zukunft noch rettet, was dieses Vierteljahrhundert versäumte? Wird es dereinst nicht abermals heißen: „Die Welt ist weggegeben; der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein" —? Das Erbe der Vergangenheit wird drückend, das beneficium inventarii lastend sein.

Noch ist ja Deutschland in der glücklichen Lage, seine Wirtschaft mit Nutzen zu führen. Aber es können auch die Zeiten kommen, und sie scheinen nicht fern und scheinen bereits in das Gebiet des nächsten Kaisers zu reichen, wo unserer Industrie die wichtigsten Absatzgebiete verloren gehen, wo sie vergebens auch nach einem Markte späht, von dem aus sie die ihr fehlenden Rohprodukte erlangen kann. Der natürliche Prozeß, der die ungeheueren, im Boden Rußlands ruhenden Möglichkeiten zutage fördert, wird künstlich verstärkt, indem man uns trotz aller Verträge, trotz allen Versprechens bald hier, bald dort, bald im Burenlande, bald in Marokko die offene Türe verschließt. Auch der Südosten Europas, nach dem wir heute in steter Hoffnung blicken, gewinnt neue Gestalt, die politischen Tendenzen und darum auch die wirtschaftlichen Bestrebungen drängen der Tripelentente entgegen, und das menschenleere, armselige Land, das wir am Kongo erhielten, bietet ebensowenig Ersatz, wie wenn die Phantasmagorie eines innerafrikanischen Reiches zur Wirklichkeit wird, eines Reiches, zu dem uns in jeder Stunde ein

fremder Wille den Zugang zu versperren vermag. Aber das Netz zieht sich enger und enger zusammen, und nicht immer erscheint zur rechten Zeit ein Alexander, der den gordischen Knoten mit dem Schwerte löst, oder ein Friedrich, der die Kraft besitzt, einer Koalition aller benachbarten Mächte sieben Jahre lang sieghaft zu widerstehen.

Der gordische Knoten? König Eduard ist tot, und die Politik der Einkreisung Deutschlands ist nicht zum Ziele gelangt. Aber der Gedanke bleibt lebendig: Die Lücke, die in dem Netze damals entstand, als Rußland nicht fertig war zum Kriege, wird immer eifriger gefüllt, die Kräfte des Riesenreiches werden nicht nur in den letzten Tiefen geweckt, sondern sie werden auch geschmeidiger, leichter verwendbar gemacht, sie verlieren ihre schwere Beweglichkeit, und wenn die Stunde der Mobilisierung schlägt, dann wird uns kaum noch ein Vorsprung bleiben. Im russischen Volke aber wird die Stimmung immer schärfer: Nicht reale Vorteile kann man von uns gewinnen, nicht hier ist das Motiv der Feindschaft gegeben, sondern in dem Haß, den stets die Pflicht zur Dankbarkeit weckt, in dem Bewußtsein, daß die deutsche Kultur allein dem Russentum Kraft und Leben geschenkt hat. Der Pflegling wendet sich gegen den Pfleger, der Schüler haßt den Lehrer. Würde selbst bei der frivolsten Herausforderung Deutschlands durch Frankreich das Zarenreich, auch wenn der Sohn Alexanders des Dritten, der friedliche Nikolaus, sein Machtwort dagegen stemmt, die Haltung des Jahres 1870 bewahren? Würde nicht die russische Sturmflut alsbald gegen die deutschen Deiche drängen? Sind all die Beratungen zwischen den Generalstabschefs vom Nachbarn

im Osten und Westen nur zur Vorbereitung gemeinsamer Kriegsspiele bestimmt? Die Antwort ist leicht zu finden.

Und hiermit zugleich der Rahmen, in dem die Ereignisse der Zukunft sich abspielen werden. Ist diese Zukunft allzufern? Die riesige Anspannung der französischen Volkskraft wird dauernd nicht zu ertragen sein. Wenn heute, wer nur halb tauglich ist, zu dreijährigem Dienste in die Armee eingereiht wird, dann kann nur eine leidenschaftliche Hoffnung solches Opfer erträglich machen, und nur für eine begrenzte Zeit. Wie in der Atmosphäre, so muß auch im Verhältnis der Nationen zueinander die höchste Spannung sich explosiv entladen. Kann überdies Frankreich neben den eigenen Kosten auch dauernd die gewaltigen Mittel aufbringen, die es für den Ausbau der russischen Wehrkraft zu zahlen hat? Heute kann uns das Zarenreich mehr als zwei Millionen Soldaten sofort entgegenstellen, und nur die Bundestreue Österreichs, das allerdings den Kampf um seine Existenz mit uns zugleich zu führen hat, kann uns vor dem Schwersten schützen. Aber auch hier steigert sich das Bemühen, die Monarchie der Habsburger von unserer Seite zu drängen. Russische Wühlereien und französisches Geld sind in den slawischen Ländern der Monarchie, sind auch in Ungarn tätig. Diese Umgestaltung der Lage am Balkan, vor allem Rumäniens halber Frontwechsel nehmen überdies einen Teil der Kraft unseres Bundesgenossen in verstärktem Maße in Anspruch. Italien aber hat schon manche Extratour getanzt, und wenn auch der alte Haß gegen Österreich gemildert wurde, so fehlt doch auch heute noch die volle pupillarische Sicherheit. Und England? Selbst wenn es nach uralter Gewohnheit Gewehr bei Fuß verharren will, so wird es doch stets

in bedrohlicher Neutralität uns gegenüberstehen. Und wenn es zu den Waffen greift, dann wird es, auch wenn es die vielgenannten hunderttausend Mann nicht zu landen vermag, mit seiner Flotte zugleich unsere Küsten bedrohen, unseren Wohlstand zerstören. Allerdings mit so schweren eigenen Opfern, daß eben nur ein blinder Haß eine Politik erklären kann, die zweifellos zur Vernichtung eines großen Teiles der britischen Flotte und so zur schwersten Gefährdung der englischen Vormachtstellung im Indischen Ozean, im Atlantischen Meere wie im Stillen Ozean führen wird. Es liegt eine bittere Ironie darin, daß die Politik, die mit der Preisgabe des Neutralitätsvertrages mit Rußland das Liebeswerben um England begann, die schon damals uns den Verlust des Fürsten Bismarck gekostet hat, ihre Krönung in einer Situation hat finden müssen, wie sie in gleicher Bedrohlichkeit wohl niemals sonst für das deutsche Volk gegeben war.

Es ist wenig mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen, seitdem Fürst Bismarck das Wort von der deutschen Furchtlosigkeit sprach. Auch heute noch lebt es im Herzen der Nation, dieses Hohelied des echten deutschen Selbstbewußtseins, dieses glorreiche Bekenntnis eines tapferen und kraftvollen Willens. Noch brauchen wir uns nicht zu fürchten. Aber der Geist Banquos steht bereits hinter dem Stuhle der Tafelnden und warnt und bedrückt das Gemüt. Welcher Lärm aber würde sich in ganz Deutschland erheben, wenn wirklich unter dem Zwange der heutigen Lage der Gedanke eines Angriffskrieges, eines Versuches, das Netz zu zerreißen, ehe es die letzte Bewegung der Glieder verhindert, in der Öffentlichkeit ausgesprochen würde! Und doch stammt von keinem anderen,

als vom Fürsten Bismarck das Wort her, das wir heute über seiner Warnung vor einem Präventivkriege so völlig vergessen, und das er am 4. November des Jahres von Versailles im Reichstage sprach, als Herr von Hoverbeck den Antrag stellte, dem Parlament ein erweitertes Mitbestimmungsrecht für den Fall einer Kriegserklärung zu sichern: „Der Herr Abgeordnete hat die Theorie eines Angriffskrieges zum Behuf der Verteidigung in Zweifel gezogen. Ich glaube, daß eine solche Verteidigung durch den Vorstoß doch eine sehr häufige und in den meisten Fällen die wirksamste ist, und daß es für ein Land von solcher zentralen Lage in Europa, das drei bis vier Grenzen hat, wo es angegriffen werden kann, sehr nützlich ist, dem Beispiel Friedrichs des Großen vor dem Siebenjährigen Kriege zu folgen, der nicht wartete, bis das Netz, das ihn umspinnen sollte, ihm über den Kopf wuchs, sondern der es mit raschem Vorstoß zerriß. Ich glaube, daß diejenigen auf eine ungeschickte und schwer verantwortliche Politik rechnen, die annehmen, daß das Deutsche Reich unter Umständen in der Lage sei, einen Angriff, der gegen dieses Reich geplant wird von übermächtigen Koalitionen, vielleicht auch nur von einzelnen, ruhig abzuwarten, bis dem Gegner der bequeme und nützliche Zeitpunkt, loszuschlagen, gekommen zu sein scheint. In solchen Lagen ist es die Pflicht der Regierung, und die Nation hat das Recht, von der Regierung zu fordern, daß, wenn wirklich ein Krieg nicht vermieden werden kann, dann die Regierung den Zeitpunkt, ihn zu führen, wählt, wo er für das Land, für die Nation mit den geringsten Opfern, mit der geringsten Gefahr geführt werden kann. Ich könnte neue Beispiele anführen, wo es für den preußischen Staat

auch nicht ratsam gewesen wäre, die volle Rüstung seiner Gegner, die volle Verwirklichung aller ihrer Pläne in reiner Defensivstellung abzuwarten, sondern wo ein rasches Zugreifen dem Lande sehr große Opfer und vielleicht die Niederlage erspart hat."

Allerdings hat Fürst Bismarck auch nicht über Alldeutsche und Chauvinisten gezetert, wenn solche Gedanken zum Ausdruck gelangten, wie er selbst hier sie aussprach. Und selbst wenn die Kriegslust militärischer Kreise ihm politische Pläne zu stören drohte, dann spricht er doch in seinem letzten Gedenkbuch davon, daß es natürlich sei, wenn in dem Generalstab der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, „die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen". „Es wäre zu bedauern," so sagt der große Staatsmann, der stets in der Armee das stärkste Argument der Diplomatenkunst erkannte, „wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes — kronprinzlichen Reitergeistes — in der Armee n i c h t stattfände, die Aufgabe, ihr Ergebnis in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Ich möchte diesen notwendigen Geist nicht missen, der nur gefährlich würde unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungsmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt."

Heute drängt der Reichstag wieder nach dem Rechte, Einfluß auf die letzte Bestimmung in jenen Schicksalsstunden zu erhalten, in denen es sich um Krieg und Frieden,

um Ehre und nationale Zukunft handelt. Nur sind die Widerstände schwächer geworden, unter zagen Fingern bröckelt Stein um Stein von der Mauer der Institutionen, die das Königsrecht schützen.

Meminisse juvat. Auch an das andere Wort des Eisernen Kanzlers mag erinnert sein, das man heute so gern mit dem Schleier des Vergessens bedeckt. Es wurde gleichfalls im Jahre von Versailles gesprochen, an einem Junitage, und es bietet Tiefen und lenkt die Gedanken zu seltsamen Vergleichen: „Ich will Sie bitten, sich die Frage zu stellen, wie etwa diese ganzen Verhältnisse hätten verlaufen können, wenn auf dem Throne Preußens ein anderer Monarch gesessen hätte. War es nicht möglich, daß dieser große Krieg, der größte unseres Zeitalters, der ein Menschenalter, ein halbes Jahrhundert hindurch wie eine drohende Wolke am Horizont Deutschlands schwebte, bei dem Monarchen, der auf dem mächtigsten deutschen Thron saß, nicht die gleiche Entschlossenheit, den gleichen Mut, diesen hohen Mut, der Krone, Reich und Leben einsetzt, vereinigt fand? War es nicht möglich, daß infolgedessen dieser Krieg im Augenblick vermieden wurde unter Umständen, die das deutsche Nationalgefühl schwer geschädigt und gekränkt hätten? War es nicht möglich, daß er aufgeschoben worden wäre, bis der Feind Bundesgenossen gegen uns gefunden? Alles nicht aus dem Gesichtspunkt einer Ängstlichkeit, die ich bei keinem deutschen Fürsten voraussetze, aber aus dem Gesichtspunkt wohlwollender, väterlicher Friedensliebe, die nicht zu rechter Zeit das Schwert zu ziehen weiß! War es nicht möglich, daß dieser Krieg mit weniger Geschick, mit weniger Entschlossenheit, mit weniger sorgfältig vorbereiteten Mitteln

geführt wurde? Daß ohne Zögern der richtige Moment ergriffen und nicht durch Zögerung die Zeit verloren wurde, in der es nützlich war zu handeln: das verdanken wir in erster Linie dem König von Preußen."

Just in den Tagen, in denen der glückliche Erbe der Welfen sich zum Einzug in Braunschweig rüsten durfte, hat der fünfte Kanzler an seine Hörer die Mahnung gerichtet, „Bismarcks eingedenk zu sein und zu bleiben", und just in dem Jahre der großen Erinnerung an die Katzbach und Leipzig, an den Freiherrn vom Stein, an Blücher und Fichte, klang von allen Tribünen im Deutschen Reiche das stolze Wort Bismarcks von der Furchtlosigkeit und von der Scheu allein vor Gott. In Frankreich aber erklang das Spottwort von Guillaume le pacifiste, wie wir es vorher vernahmen, als das Gelöbnis, das in Tanger abgelegt worden war, die Versicherung, daß Deutschland die Souveränität des Sultans und die Unabhängigkeit des Landes aufrecht erhalten werde, ebenso wie einst die feierliche Erklärung, daß wir den Untergang der Burenstaaten niemals dulden würden, im Schatten versank.

Ganz gewiß wird auch ein Kaiser der Zukunft übel an sich und an dem deutschen Volke handeln, wenn er leichtfertig mit dem Kriegsgedanken spielt. Aber noch übler wird er handeln, wenn er den Anlauf nimmt zu großer Unternehmung, und wenn er dann, sobald irgendwo in der Welt ein leises Klirren der Schwerter drohend erklingt, mutlos zurücksinkt. Nicht zum Beginnen, sondern zur Durchführung gehört Mut: Wo immer der Wille des Reiches erklärt ist, dort muß er Geltung erlangen. Sonst bleibt der Name Olmütz ewig als Stempel uns auf die Stirne gedrückt. Der meistert nicht das geschichtliche Leben,

der stets nur experimentiert, der mehrt auch nicht das Prestige des deutschen Volkes, der Schiffe nach Agadir sendet, die Flagge an ferner Küste zeigt und sie dann heimruft, wenn das Ausland sich meldet. Ist der Preis eines Krieges wert, so muß er geführt werden; ist der Preis zu gering, so darf auch das deutsche Prestige nicht in die Wagschale gelegt werden. Und es bleibt zuletzt noch immer fraglich, ob ein Krieg nicht sicherer vermieden wird durch die unbekümmerte Verfolgung der eigenen nationalen Interessen, als durch scheue Vorsicht, schon weil solche Vorsicht dem Gegner als „sorgenvolle Bedürftigkeit" erscheint und ihn zum Vorstoß lockt. Auch Karl Peters, einer von denen, die unsere müde Zeit nicht tragen konnte, schrieb einmal treffend: „Wir haben in den letzten Zeiten wieder viel von den entsetzlichen Greueln des Krieges gelesen und gehört; und sicherlich, ein Blick auf den Balkan erspart jeden weiteren Beweis. Aber es scheint mir, daß darüber die große, seelisch befreiende Wirkung eines gerechten Krieges auf ein Volk zu leicht vergessen wird. Wer, der die nationale Erhebung der großen Kriegszeit miterlebt hat, möchte behaupten, daß all die gewaltigen Opfer und Leiden des Deutsch-Französischen Krieges nicht vielfach ausgeglichen wären durch den mächtigen Impuls, den die nationale Entwicklung durch sie erfahren hat! Auch weiß der Kenner der Geschichte sehr wohl, wie verflachend lange Epochen einer gesicherten Friedenszeit von jeher auf die Seelen gewirkt haben. In einem Schlaraffenlande gedeihen weder Helden noch Genies. Bei einem Zustand völliger Sicherheit von Leben und Eigentum für den einzelnen wie für die Völker setzt jene materialistische Entwicklung der Menschen ein, jene Erschlaffung des Willen-

lebens, wie wir sie an unseren Haustieren wahrnehmen können. Es bedarf der Gefahr im einzelnen wie im ganzen als aufschüttelnden Ansporns, um die Menschheit vor dem Schicksal der ‚Verhaustierung' im großen Stil zu bewahren." Es ist gut, sich auch dies ebenso wie die Schrecken des Krieges bei der Entscheidung über Krieg und Frieden vor Augen zu halten, und es tut not, daß ein Staatsmann sich stets bewußt bleibt, daß er nicht nur für das Heute oder Morgen, sondern auch für das Schicksal der kommenden Generationen verantwortlich bleibt.

Noch ein einzelnes Zeugnis. Als in den Märztagen dieses Jahres die Nachrichten von den Rüstungen Rußlands immer bedrohlicher klangen, da waren im — „Berliner Tageblatt" die Sätze zu lesen: „Auch Deutschland muß wie Österreich sich klar sein, daß es jetzt heißt: bis hierher und nicht weiter. Ein Präventivkrieg gleicht zwar, wie Bismarck treffend sagte, einem Selbstmord aus Furcht vor dem Tode, es sind aber Fälle denkbar, wo ein Staat von einem übermächtigen, bis an die Zähne gerüsteten Nachbarn immer mehr in die Enge gedrängt, ihm Licht und Luft abgeschnitten wird, und wo es Pflicht der Selbsterhaltung sein kann, dem Feinde nicht auch noch die Wahl des ihm am günstigsten scheinenden Momentes zum Gnadenstoß zu lassen. Die Völker Zentraleuropas müssen sich klar darüber sein, daß das Maß der möglichen Konzessionen jetzt erschöpft ist. Jedem weiteren Übergriff muß man ein absolutes Veto entgegensetzen mit dem festen Willen, äußerstenfalls an das Schwert zu appellieren."

Es gilt in der Tat, den klaren Blick zu bewahren, für Tatsachen wie für Möglichkeiten, nicht aber phantasievoll sich eine Welt der Wünsche zu erbauen und diese Welt für

real zu halten. So wird nie und nimmermehr das eifrigste Bemühen, die freundlichste Rede, der zärtlichste Gruß und das stärkste Opfer die fest in der französischen Volksseele haftenden Wurzeln der Revancheidee ausrotten, und so hart es erscheint, so werden die beiden vornehmsten Kulturvölker der Welt doch sicher noch einmal die Klinge zu kreuzen haben, ehe sie einander verstehen lernen. Dieser Gedanke allein beherrscht das ganze politische Leben, zwingt das Land zu einer Anspannung seiner Kräfte, die es dauernd gar nicht zu ertragen vermag, die aber gerade deshalb die Gefahr einer Explosion immer näher rückt. Auch die riesigen Konzessionen, die wir in Marokko machten, haben den Haß nicht gedämpft, so wenig wie einst die Entsendung der Kaiserin Friedrich nach Paris und all die Höflichkeiten, die man durch zwei Jahrzehnte dem Nachbar im Westen erwies.

Wir haben es mit der Sendung von Geldmitteln für die Opfer zerstörter Inseln, mordgieriger Bergwerksstollen, mit Telegrammen, mit Toasten, mit Einladungen versucht, die an Schiffskadetten wie an französische Offiziere, an Industrielle wie an Studenten ergingen. Kaiser Wilhelm suchte mit Herrn Emile Loubet auf italienischem Boden zusammenzutreffen, er pries die Söhne „dieser ritterlichen Nation, die so viel für die Zivilisation getan hat und deren Söhne 1870 mit dem Mut der Verzweiflung für ihren Lorbeer, ihre Vergangenheit, ihren Kaiser gefochten haben". Wir strömten vor Freude über, wenn im Wettkampf der Automobile die Franzosen siegten, wir kondolierten tief ergriffen, wenn irgendein bedeutender Franzose starb, ob nun Jules Simon oder Canrobert, Mac Mahon, Félix Faure oder sonstwer dem Tode den Sold zahlte. Fran-

zösische Marineoffiziere, die in Deutschland wegen Spionage nach Recht und Gesetz zu langer Haft verurteilt sind, werden nach einem halben Jahre begnadigt. Bei den Feierlichkeiten zur Eröffnung des Nord-Ostseekanals erscheinen französische Kriegsschiffe, widerwillig genug, aber ein wenig später treiben die freundlichen Worte, die der Zar Nikolaus bei einem Besuche an Félix Faure gerichtet, den Pariser Pöbel zu wüsten Kundgebungen vor der deutschen Botschaft. Und als der Kampf um das Schicksal des Hauptmanns Dreyfus tobte, da wird die französische Seele durch die Behauptung in wilde Erregung versetzt, daß ein verdächtiges Schriftstück in dem Schlafzimmer des Deutschen Kaisers gefunden wurde, daß Deutschland der Urheber der Korruption im französischen Offizierkorps sei. Als die Kadetten des Schulschiffs „Iphigénie“ in dem Hafen von Bergen mit der „Hohenzollern“ zusammentrafen, da machte, wie es in dem Telegramm an Loubet hieß, die „militärisch sympathische, ihres edlen Vaterlandes würdige Haltung auf den Kaiser einen lebhaften Eindruck“, und sein „Herz als Seemann und Kamerad“ erlabte sich an der Hoffnung, daß nun gewiß die Versöhnung auf dem Marsche sei. Wir kamen in allen kolonialen Fragen den Franzosen entgegen, wir suchten durch die Aufhebung des Paßzwanges und des Diktaturparagraphen in den Reichslanden die Schärfe französischer Empfindungen zu mildern, und wir glaubten den Gedanken an Revanche zu ersticken, indem wir bei den Denkmalsweihen auf reichsländischem Boden die Trikolore wehen und die Marseillaise absingen ließen. Und wir taten, was wir tun konnten. Nur gelang es uns nicht, das bescheidenste Maß einer Ernte in die Scheuern zu bringen.

Wer aber genau hinblickt, unbekümmert um alle Nebel, die höfisches Bedürfnis um die Ereignisse breitet, der spürt es deutlich, daß der Gedanke der Revanche doppelt und dreifach an Stärke gewann, geschärft zugleich durch den Glauben, daß in all diesen Kundgebungen ein Zeichen unserer eigenen Schwäche ruht, und durch das Vertrauen auf die Koalitionen, die seit Caprivis Tagen eine kurzsichtige deutsche Staatskunst unserem Nachbarn im Westen förmlich aufzwang. Immer ungenierter sprechen redelustige französische Generale vom nahenden Kriege, und immer häufiger kam es, wie in Lunéville und Nancy, zu wilden Szenen, in denen nicht die Augenblicksstimmung des städtischen Pöbels, sondern die Stimmung des ganzen Landes zu leidenschaftlichem Ausdruck gelangte. Möglich, daß einmal Graf Witte von einem deutsch-französischen Bündnis träumte — dann ist auch Witte ein Utopist, nicht aber ein Staatsmann gewesen, der seine Pläne auf Realitäten aufbaut.

Und wohl nur Utopisten werden an die Möglichkeit einer wirklichen Verständigung mit England glauben. Denn solange Deutschland sich nicht entschließt, die Entwicklung seiner Kriegsflotte in der Nordsee zu hemmen, solange es nicht nach dem Bissen schnappt, den ihm mit dem Plane einer Kontingentierung des Schiffsbaus Lord Churchill jährlich an der Angel zuwirft, solange es mit seinen Gespensterschiffen das Inselreich bedroht, solange es nicht seine ganze industrielle und kommerzielle Entwicklung mit eigener Hand durchschneidet, solange es vielmehr auf diesem Gebiete wenigstens das Wort von dem „größeren Deutschland" festhält, werden wir England stets als Gegner, offen oder heimlich, auf unseren Wegen finden.

Auch dann, wenn wir über Bagdad ein Abkommen treffen, auch dann, wenn man dort unten scheinbar uns freie Wege zur Entfaltung läßt. Und gerade hier wird der Kaiser der Zukunft die wichtigsten Aufgaben finden, denn hier ist der letzte Flecken auf Erden gegeben, an dem wir noch einen Platz an der Sonne uns sichern können, wenn anders bis dahin nicht auch hier Verträge im Stile von Zanzibar, Algeciras und Agadir uns Luft und Licht geraubt haben. Und diese Gefahr scheint heute schon nahe.

Daß aber das deutsche Volk im rechten Augenblick, wenn es wirklich um Machtgeltung geht, niemals versagen wird, das hat der gewaltige Elan bewiesen, mit dem es im Erinnerungsjahre zum Milliardenopfer schritt, das bewies auch vorher die Einmütigkeit, mit der es sich in den Tagen von Agadir gegen den englischen Hochmut erhob, der mit drohendem Schulmeistertone uns lehren wollte, was wir zu tun, was wir zu lassen hätten. Da konnte das führende Blatt der Konservativen auf die Übereinstimmung aller Parteien weisen, da mußte es aber auch bedrückt hinzufügen, daß doch wohl wieder die Regierung sich kleinmütig erweisen werde: Schon das sei ein bedenkliches Zeugnis, daß man es ihr zutraut, diese mißtrauische Stimmung sei eine schleichende Krankheit. Und in der Tat schlug damals die frohe Stimmung allzu bald in einen tiefen Pessimismus um. „Wo man hinkommt, betrachtet man es als eine wahre Erlösung, sich endlich einmal wieder in einer das ganze Volk bewegenden und in seinem Lebensnerv berührenden Frage über alle Parteischranken hinweg zu verstehen und eines Sinnes zu sein; man hat überall den Eindruck, daß auf diese Stimmung

unbedingter Verlaß sei," so hieß es vorher. Aber das Gold blieb ungemünzt im Keller.

Heute ist es ohne Zweifel die Tendenz aller Völker, in die Breite zu wachsen, neuen Raum zu gewinnen. Dieser Wille ist in allen lebendig, selbst in den Völkern ohne Geschichte, in den subgermanischen Völkern am Balkan. Wenn aber trotz des Rückgangs der Geburten heute das Deutsche Reich nicht weiß, wohin es seine Menschenmassen lenken soll, wenn es nur in Ostafrika, in Südwest und Kamerun dürftige Pflanzstätten findet, so wird es entweder die Rolle des Lieferanten für die Kraft anderer Nationen, für die Stärkung unserer Gegner durch unser eignes Blut dauernd behalten, oder es wird sich des Wortes erinnern müssen, das an der Schwelle der eisernen Zeit Otto von Bismarck an den Helden der Turnerfahrten und der Sängerkriege, den Herzog Ernst von Coburg schrieb: „Ich fürchte, daß auch dem germanischen Rom einige Gewalttat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird."

Auch das Rom der Vergangenheit ist nicht durch Überredung entstanden. Welche Torheit darum, das Wort vom „Imperialismus" als eine Art von Schmähwort zu gebrauchen, und jeden, den das Mitgefühl mit seinem eigenen Volk zu dem Wunsche treibt, neuen Raum für unsere Kraft zu gewinnen, als bösartigen Phantasten hinzustellen. Der Drang nach neuem Raume ist der Drang zur Selbsterhaltung. Wie die Natur nach grenzenlosem Wachsen und Werden drängt, wie sie alles erbarmungslos verdirbt, was keine neuen Zweige treibt, was nur verharren und sich selbst erhalten will, so ist auch ein gleiches Gesetz für die Völker

geschrieben. „Nie liegt das Wesen eines Volkes ganz in einem irgendwie greifbar Vorhandenen, in einer erreichbaren Erfüllung: Es liegt immer in einer Zukunft, die es sucht. Es ist wie die rollende Woge, die der göttliche Sturmwind über das unendliche Meer treibt, die, stets wachsend und höher sich türmend, kleinere Wellen und das leichte Gekräusel auf ihrem Rücken trägt, nur als Form durch die Materie hindurchgeht und nie in ihr verharrt, sich, zu hoch getürmt, schäumend überschlägt oder an einer Klippe bricht, und doch unter dem Schaum wieder als die gleiche hervorrollt und hinter der Klippe sich wiederfindet. Wie der Sinn der Woge die ewige Sehnsucht, der stets nächste, höhere Augenblick ist, so ist auch der Sinn des Volkes das grenzenlose, sich fortpflanzende Streben. Der Idee nach will jedes Volk wachsen, sich ausdehnen, herrschen und unterwerfen ohne Ende, will immer fester sich zusammenfügen und immer Weiteres sich einordnen, immer höhere Ganzheit werden, bis das All unter seiner Herrschaft ein Organisches geworden", so heißt es mit prachtvollem Pathos in Kurt Riezlers „Prolegomena zu einer Theorie der Politik".

Jene „ewige Sehnsucht" zittert auch durch die Seele der Deutschen. Wo liegt denn der Grund des Pessimismus, der tiefen Verärgerung, die seit zwanzig Jahren zur Grundstimung wurde? Doch eben darin, daß dieser Sehnsucht kein Ziel, allem Hoffen keine Erfüllung wurde. Warum entstand denn und dauerte in all diesen Zeiten eine nationale Opposition? Weil allen tastenden Versuchen niemals die Tat gefolgt ist, weil wir auch dann — um Bismarcks prächtiges Wort zu gebrauchen —, wenn wir den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hörten,

doch nicht vorgesprungen sind und den Zipfel seines Mantels gefaßt haben.

Möglich allerdings, daß ein Krieg vermieden wird —, dann tritt die trockene Guillotine an die Stelle des blitzenden Schwertes, dann wird Deutschland wehrlos erstickt. Sind wir genötigt worden, Weltwirtschaft zu treiben, so müssen wir auch den Nachen in die Fluten der Weltpolitik steuern, müssen wir uns klar sein, daß wir uns mit anderen Völkern auseinanderzusetzen haben. Frühzeitig genug, um nicht eingeschnürt zu werden. Schon regt sich Rußland, uns die Einfuhr industrieller Erzeugnisse und auch landwirtschaftlicher Produkte zu schmälern, allmählich eine Art von chinesischer Mauer gegen uns zu errichten, seinen Arbeitern den Weg nach Deutschland zu sperren. Rußlands Volkszahl aber wächst ungeheuer. In zwei oder drei Jahrzehnten wird der Zar mehr als zweihundert Millionen Menschen beherrschen. England hat längst den Grundbau für einen gewaltigen, den Erdball umspannenden Bundesstaat geschaffen, es herrscht über zahlreiche fremde Rassen in allen Teilen der Welt, die Kräfte von Kanada, Australien, Südafrika stehen ihm zur Seite. Die wirtschaftliche Zukunft der Vereinigten Staaten kann niemand sicher ermessen, aber sie wird riesengroß wachsen. Und im fernen Ostasien ballen sich neue, rasch sich entwickelnde Kräfte empor. Alles strebt nach Erweiterung, nach Entfaltung. In den Raum aber, der uns gebührt, drängt sich Frankreich, dessen sinkende Bevölkerungszahl der Expansion nicht bedarf. Und uns fehlt die Möglichkeit der Ausdehnung. Wir sind nicht zu spät gekommen, denn noch war es Zeit, als Bismarck zuerst das Ziel wies, vorwärts zu schreiten, unbekümmert die Arme breit in die

Hüften zu stemmen und unsere eigenen Wege zu gehen. Die Furcht vor Nasenstübern hat uns behindert. Ein Kanzler sprach von „dem bißchen Afrika“ und persiflierte höhnend das junge Bestreben des deutschen Volkes, draußen in der weiten Welt festen Fuß zu fassen. Und wenn auch die Herbstzeitlosen, die schon dem ersten Versuch einer kolonialen Politik sich hämisch widersetzten, wenn auch die Ideen der Bamberger und Rickert nicht siegten, so ist doch die Geschichte eher in ihre Bahnen als in die des großen Kanzlers gelenkt. Hofkriegsratspolitik hätte uns weder nach Düppel, noch nach Sedan geführt. Es bedarf keiner Schützenhausstimmung, aber die Sage von dem dritten Teil der Sibyllinischen Bücher bleibt doch auch heute noch lehrreich.

Den dritten Teil aber der Bücher der cumäischen Sibylle wird der Kaiser der Zukunft teuer zu zahlen haben, wenn anders die Politik der nächsten Zeiten auf den Wegen verharrt, die sie vorher gewandelt ist, wenn die Dinge sich nicht rechtzeitig wenden und der Zaun durchbrochen wird, mit dem andere Mächte das Feld unserer Zukunft umgeben. Verzichten wir getrost auf das Drohen mit der gepanzerten Faust, auf das Preislied der schimmernden Wehr, auf Weltmarschälle und Lohengrinschiffe! Verzichten wir aber auch auf den blassen Gedanken, aller Welt die Erhaltung des Friedens als das einzige Ziel der deutschen Politik zu preisen! Verzichten wir auf die Methode, von der Hand in den Mund zu leben, nur Probleme des Augenblicks zusammenhanglos zu betrachten, uns zu freuen, wenn dem Bedürfnis des Tages genügt ist! Siege sind noch nicht erfochten, wenn die Verlegenheit eines Augenblicks glücklich beseitigt wird. Das Gespräch Bis-

marcks mit Karolyi hat uns gezeigt, daß das Wesen eines wahrhaften Staatsmanns Fernsicht, verbunden mit der Erkenntnis der verwendbaren Mittel, ist. Und die Reden, die der erste Kanzler damals im Reichstage hielt, als wir in Samoa und in Westafrika den ersten Schritt in das Neuland wagten, diese Reden, die rücksichtslos das hämisch über den Zaun lugende Britenvolk in die Schranken wies, sollten dauernd das Brevier für alle seine Nachfolger bilden. Warum fand einst des Fürsten Bismarck Politik, auch wo sie aggressive Bahnen einschlug, doch mit der Furcht zugleich Vertrauen? Weil sie, in sich geschlossen, stets der gleichen Willensrichtung entsprang und durch kein Abweichen vom Ziele Unsicherheit und Schwanken erzeugte, weil der in ihm wirkende nationale Egoismus selbst den kleinsten Schritt vom Wege, jede Wirkung sentimentaler Gefühle ausschloß. Der Genius ist eben stets konsequent, weil er die Gesetze seines Handelns nicht von anderen annimmt, sondern aus sich selbst empfängt; das Talent aber mattet sich in Reflexionen ab, es arbeitet fleißig, während das Genie schafft, es zagt und hält auf Ehrbarkeit, während das Genie kühn ist und die Fesseln aller Trivialität und aller Feierlichkeiten unbekümmert sprengt. Denn es gibt für den Staatsmann nur eine Pflicht: die Pflicht gegen das eigene Volk. Wer stets nur danach giert, den Bruderkuß der ganzen Welt auf die Stirn zu drücken, wer als kosmopolitischer Biedermeier im Schlafrock durch das Feld schreitet, den wird schwerlich die Nachwelt einst als eisengeschienten Roland in den Hamburger Hafen stellen, und wo sie ihm ein Denkmal errichtet, dort wird sie ihm statt des Schwertes den Gänsekiel in die Tintenfinger drücken.

Reden und Majoritätsbeschlüsse sind wieder zu neuer Geltung gelangt, und das grüne Feld der Taten ist grau geworden.

Aber wir feierten Feste, Feste ohne Zahl, ohne zu prüfen, ob wir dazu ein Recht besitzen. Wir feierten Feste, obwohl man draußen lachte, daß Deutschland nur noch bellen, nicht mehr beißen kann, und wir feierten sie ohne den Willen, die rechte Lehre zu ziehen. Wir feierten auch den Geburtstag des großen Preußenkönigs, priesen seine wagemutige, immer entschlossene, vorwärtsschreitende, harte Weise, und sahen wenige Tage darauf Herrn Scheidemann auf dem Sitze des Reichstagspräsidenten. Und doch konnten wir nur dann, wenn wir bereit sind, auch in uns das Große und Starke zu pflegen, das aus Friedrichs Taten zu uns spricht, nur dann, wenn wir in solchem Sinne Vergangenes und Versunkenes wirklich belebten, wenn uns die Geschichte nicht nur als Spiegel der Eitelkeit diente, dieses und jedes Fest in rechtem Sinne und mit gutem Mute feiern.

So bleibt in dem grauen Meer der Gegenwart der einzige Leuchtturm die in Heer und Flotte gesicherte Abwehrkraft des deutschen Volkes. Aber auch hier wird dem Kaiser der Zukunft harte Arbeit erwachsen. Denn wie vor fünfzig Jahren, als Preußen und mit ihm das Deutsche Reich die Schwelle einer neuen Zeit betrat, so sucht auch heute, und mit größerer Gewißheit des Erfolges, die wachsende Demokratie an dem Grundbau zu rütteln, auf dem die deutsche Wehrkraft ruht. Wieder ist aus der Tiefe der Vergessenheit der Gedanke eines Parlamentsheers, einer Übertragung der wichtigsten Rechte an die Erwählten des allgemeinen Stimmrechts emporgetaucht, wieder gilt es

dem Versuch, die festen Traditionen der Armee in der Säure der parteipolitischen Doktrin aufzulösen und so zugleich im demokratischen Sinne die Königsmacht zu beschränken. Nicht nur von seiten der Sozialisten, die in der Armee das letzte ragende Hindernis für die Erfüllung ihres Hoffens erblicken: auch andere Parteien glauben dem Bedürfnis der Zeit zu genügen, wenn sie der Demokratisierung der Armee eine Gasse schlagen. Warum ist denn der Vorfall von Zabern so gewaltig emporgeschwollen, wie Faustens Pudel? Weil die bürgerlichen Parteien es nicht verstanden, daß hier von den inneren Gegnern des Reiches ein Keil in das alte, feste Gefüge der Armee getrieben werden sollte. Allerdings, die Stunde für die letzten Ziele ist noch nicht gekommen, das deutsche Heer wird nicht zur Knüppelgarde werden, zur Bürgerwehr. Aber der Holzwurm bohrt rastlos weiter im Getäfel. Schon hat im Reichstag ein Mitglied des Zentrums, ein General, zu derselben Stunde, da Frankreich sich anschickte, die dreijährige Dienstzeit einzuführen, mit der Begründung, daß wir uns dies „im Bewußtsein unseres militärischen Könnens und unseres kulturellen Vorsprunges leisten dürfen", die dreimonatige Ausbildung der Ersatzreserve für genügend erklärt, um die Kaders für den Kriegsfall vollzählig zu erhalten: Auch die Konfliktszeit sah in der Wiedergeburt der Scharnhorstschen Landwehr die Erfüllung alles Sehnens. Ein früherer Oberst hat die Fahne, die den Regimentern im Kampf und Tod voranschwebt, als eine überflüssige Spielerei, als einen Atavismus aus verschollenen Ritterzeiten bezeichnet und dieses teuerste Symbol zugleich der Disziplin und der militärischen Ehre für den Scheiterhaufen empfohlen. Gegen die Rekrutie-

rung des Offizierkorps richtet sich von allen Seiten der Sturmlauf. Es soll der französischen Methode folgen und aus dem Stande der Gemeinen und Unteroffiziere seinen Ersatz beziehen, es soll seine Reihen weit öffnen, damit der politische Parteistreit hineindringen könne, wie er in Frankreich zwischen den gebildeten und eleganten Schülern von Saint-Cyr und den aus der Truppe rekrutierten Kameraden, zwischen den aristokratischen Söhnen des Quartier Saint-Germain und den Sprößlingen der Demokratie besteht. Man vergißt es, daß, je gleichartiger nach Erziehung und gesellschaftlicher Gewöhnung ein Offizierkorps ist, desto sicherer und fester auch das Band der Kameradschaft bleiben wird, das nicht nur für die Friedenszeit, sondern auch für die heißen Tage der Schlachten die Vorbedingung jeder bedeutenden Leistung bleibt. Man will die Distanz aufheben, die zwischen dem Soldaten in der Front und seinem Leutnant besteht. Und doch hat der Leutnant Bismarcks, den man uns nicht nachmachen kann, der Leutnant, der vor Gravelotte und in Südwest zu sterben verstand, gerade deshalb seine Leute zu mutigem Sterben fortgerissen.

Man will demokratisieren. Man spürt im Zweikampf ein aristokratisches Moment, eine Betonung des Persönlichkeitsrechtes, etwas, das dem gemeinen Empfinden fremd bleibt, weil es rationalistisch nicht zu erfassen ist. Man ruft nach einer einheitlichen Felduniform und vergißt, daß so ein wichtiges Imponderabile zerstört werden würde: jede Waffe, jedes Regiment bildet in sich eine eigene Persönlichkeit, die ihre eigene Entwickelung, ihre eigenen Traditionen, ihren eigenen Stolz besitzt. Sie sträubt sich, gleich dem einzelnen Menschen, gegen die

nivellierende Pflugschar, gegen die uniformierende Gleichmacherei. Sie will als Persönlichkeit gelten und respektiert werden, und wer einst in einem Regimente war, der soll den Stolz mit sich nehmen, daß er gerade hier, gerade in diesem Regimente seine Dienstzeit erfüllen durfte. Der Dolman des Husaren, der blaue Rock des Dragoners, das Grün des Jägers, der weiße Waffenrock der Garde du Corps — das alles hat doch auch für die Gegenwart seine Bedeutung, es schafft einen spezifischen Stolz, es härtet die Klammer, die den einzelnen mit seiner Waffe verbindet. Wenn es verschwindet, dann mag ein weiterer Schritt zur Demokratisierung des Heeres, zur allgemeinen Gleichmacherei zurückgelegt sein, aber dem Geiste des Volkes in Waffen wird Schaden getan.

Hier muß der Kaiser der Zukunft hart werden. Gewiß gibt es die Möglichkeit von Reformen an einzelnen Punkten, denn auch die Armee bedarf der Entwickelung, und gewiß wird vor allem die Reform dort einsetzen müssen, wo die Überschätzung der Aeußerlichkeiten, wie sie die letzten zwanzig Jahre schufen, sich allzusehr in das Nebenwerk der Litzen, Achselschnüre und Namenszüge versenkte, wo der Luxus in manchen Kasinos, die übertriebenen Kosten der Ausstattung, die Benachteiligung jener Offiziere, die ihr Dasein in engen Grenzgarnisonen zubringen müssen, wie die Privilegien der Garde Schönheitsfehler bilden, deren Beseitigung auch in besonnenen Kreisen gewünscht wird. Aber schon dann, wenn man gegen die Praxis der militärischen Behörden anstürmt, den Besuch von Lokalen zu verbieten, die ein Stammquartier staatsfeindlicher Verhetzung bilden, wird das eigentliche Ziel sichtbar. Das Heer soll politisiert, es soll demo-

kratisiert werden. Und zugleich gilt es, wie auch der Streit um die Kontrollversammlung, wie der ewige Ansturm gegen die militärische Gerichtsbarkeit zeigen, die Disziplin allmählich zu lockern.

Kann uns das Beispiel Frankreichs, kann uns das Beispiel Englands von unserem Wege locken? Bei dem Sturm auf die Nonnenklöster in Frankreich rebellierten die Offiziere, bei dem Winzerstreik im Süden meuterten die Soldaten. Als der Gedanke der dreijährigen Dienstzeit Gestalt gewann, mußte in wichtigen Punkten das Parlament sich dem Willen der souveränen Soldateska beugen. Der neue Begriff der Sabotage fand Eingang in Heer und Marine, und Explosionen auf den Schiffen, Brände in den Arsenalen befleckten die Uniform der glorreich besiegten Armee ungleich stärker, als alle Niederlagen der Kriegszeit. Genau wie auf dem Passe von Flüela die braven Schweizer Milizen rebellisch wurden, als das rauhe Kriegshandwerk sie schon im Frieden in ihrer Behaglichkeit störte, so hat man im Übungslager von Massillan die Meuterei von Reservisten erlebt, die, mit ihren Zelten und ihrer Ausrüstung nicht zufrieden, unaufgefordert den Weg in die Heimat antraten.

Helmuth von Moltke sprach es aus: „Autorität von oben und Gehorsam von unten, mit einem Worte, Disziplin, ist die ganze Seele der Armee.“ Der Satz gilt auch heute und für alle Zukunft. Wenn aber, wie es in Frankreich geschieht, politische Gesichtspunkte zum Kriterium für das Urteil über den Wert und die Tüchtigkeit von Offizieren gemacht werden, wenn man die Kasernenzimmer in Diskutierklubs verwandelt, dann wird bald auch die Disziplin in Nebeln versinken. In Frankreich konnten

Offiziere eine regelrechte Gewerkschaft zur Verteidigung ihrer Rechte bilden, jene Offiziere, die von der Pike auf dienten und sich gegen ihre vornehmen Kameraden zurückgesetzt fühlten. In Frankreich konnten, wie es im Herbste 1913 geschah, Generale, die den Abschied erhielten, in offenen Briefen Protest erheben, indem sie das Recht des freien Wortes in Anspruch nahmen. Und sie konnten unter dem Beifall großer Massen von regelrechten Verschwörungen, von gehässigen und hartnäckigen Intrigen, von Hinterhalten reden, in die man sie lockte. Sie waren des Beifalls sicher, weil in Frankreich niemals die Sorge schläft, daß ein reaktionär gesinntes Offizierkorps einen neuen Boulanger hervorbringen könnte, dem es nicht mehr genügen könnte, auf stolzem Rappen durch das Bois zu tänzeln, der vielmehr, gleich Bonaparte, nach der Macht greifen würde. Die Schäden aber, die hier die Demokratisierung der Armee verursacht hat, werden nur durch den kriegerischen Geist ausgeglichen, der dem „heiligen Feuer der Revanche" entströmt.

Und England? Hier ist ja das Musterland des Parlamentarismus gegeben, hier trägt seit den Tagen der Magna Charta und der Bill of rights das Heer den parlamentarischen Stempel. Spricht hier nicht die Sprache von Ulster in hellen Tönen zu unserem Ohr? Und doch blickte man auch von hier aus schadenfroh nach Deutschland, als in dem Skandal von Zabern ein gutes Stück des Ansehens der deutschen Armee zu versinken schien. Wo aber hat jemals ein deutscher Offizier das Schwert gegen den eigenen Staat gekehrt? Wo hat er sich geweigert, wenn der oberste Kriegsherr rief, das Schwert zu ziehen? In Deutschland hat es freilich in all den Jahrhunderten

niemals Bürgerkriege gegeben, in denen Parlament und König gegeneinander standen, hier ist die Armee niemals in den tragischen Konflikt gedrängt worden, zwischen den einzelnen Staatsgewalten die Wahl zu treffen. Aber zweimal in der Geschichte wurden dort drüben Könige durch das Heer von ihrem Throne gestürzt, und als der Oranier Wilhelm das Zepter ergriff, da war er gezwungen, das Heer in die Hand der Minister, der Vertrauensmänner des Parlamentes, zu geben und sich selbst zu fesseln.

Dort drüben in England ist die Armee ein „Parlamentsheer" geblieben, in ihm spiegeln sich alle politischen Gegensätze wider, die das Volk bewegen. Offizier und Soldat fühlen sich zuerst als Bürger und dann erst als Glieder einer Organisation, die nach alter germanischer Meinung den vornehmsten Rang behauptet. Dort ist der Dienst keine Ehrenpflicht, Old England kennt noch nicht das sittliche Gesetz, das jeden Bürger in den Dienst für das Vaterland zwingt. Noch liest man an den Straßenecken Plakate, in denen gegen reiche Versprechungen Rekruten für den Heeresdienst gesucht werden, noch bleiben selbst bei den kurzen Übungen der Territorialarmee viele Tausende aus. Und wenn bei einer Emeute die Ruhe nur wiederhergestellt werden kann, weil ein Offizier sich entschließt, mit dem Führer der Rebellen einen Boxergang zu wagen, dann lächelt man dort drüben und glaubt seine Zukunft und Ehre in sicheren Händen. Bis dann plötzlich die Vorgänge in Ulster und der Streik der dorthin kommandierten Generale den Blick dafür weiten, daß der Lärm des Pöbels von Zabern doch ungleich weniger auf die Vermorschtheit der Zustände deutet, als dieser dunkle Fleck auf dem Schilde des britischen Militärs.

Hier aber, in der Notwendigkeit, das Heer vor dem Einbruch politischer Tendenzen zu schützen, es stark und geschlossen zu halten, wie es einst unter dem ersten Kaiser war, die Kommandogewalt vor jedem Eingriff zu schützen, auch im Widerstande gegen die aura popularis, selbst im härtesten Kampfe, wie ihn an der Schwelle der sechziger Jahre Bismarck, Roon und ihr König durchgekämpft haben, ist die zweite große und harte Aufgabe des Kaisers der Zukunft gestellt.

Und die dritte fügt sich an: Die Krone auch zu sichern gegen jeden Eingriff des Parlamentes und, unbekümmert um die radikale Stimmung, auch wenn sie noch weiter wächst, das zu bewahren, was die Verfassung der Monarchie gewährte. Auch hier wird ein Kampf unvermeidlich werden, und auch hier, nicht nur an den Grenzen, gilt es, den Kommenden das Erbe zu sichern. Noch steht allerdings fest wie ein rocher de bronce das alte Preußen, von wilden Wogen auf allen Seiten umbrandet, geliebt und gehaßt gerade wegen seiner Starrheit, wegen seiner Kraft zum Widerstande gegen die demokratische Tendenz. Auch hier sank der Absolutismus längst zu Boden und mit ihm die Mystik des Gottesgnadentums. Königsrecht und Volksrecht sind sorgsam gesichtet, aber so fein sind die Grenzen gezeichnet, daß jeder Übergriff von hüben oder drüben nur schweren Schaden erzeugt. Und auch das Kaiserrecht steht fest, und wer daran rüttelt, der muß es auch dulden, daß der Bedrohte sich wehrt, daß auch er, wo seine Macht verletzt wird, an anderer Stelle nach Ersatz verlangt.

Es heißt den Geist der Verfassung einfach negieren, wenn das Parlament einseitig immer größere Ansprüche

stellt, wenn es plötzlich fordert, in Kommissionen das Amt des Richters zu üben, den Kanzler zur Verantwortung zu ziehen, ihn durch Mißtrauensvoten zum Rücktritt zu zwingen. Und es heißt, Verrat am monarchischen Gedanken üben, wenn man die Schutzwehr, die ihm geblieben ist, auch nur zum Teil preisgibt. In der Verfassung ist der natürliche Ausgleich der Rechte geschaffen, Grenzüberschreitungen zerstören ihren tiefsten Sinn.

Parlamentsregierung? Das ist das Phrasenwort, das so viele betäubt, das jedem das Zauberbild vorgaukelt, daß der Ministerfrack sich in seinem Tournister befindet, daß sie Freiheit schaffe für die Entwicklung jedes Talentes, daß sie erreiche, was sonst unerreichbar scheint; die Regierung des Volkes durch seine besten Männer. Man träumt davon, daß dann, wenn erst der Stimmzettel über die Mehrheit und die Mehrheit über die Regierung entscheidet, nur noch Kapazitäten in die Hotels der Minister einziehen und ihre Spuren in das Schicksal des Vaterlandes eingraben werden. Man träumt wohl auch, daß dann alsbald wie in England nur wenige große Parteien entstehen, alle Klassen ihre Kräfte regen und messen werden, daß die Führer der in der Herrschaft einander ablösenden Scharen, weil sie stets bereit sein müssen, in verantwortlicher Stellung ihren Wert zu erweisen, tiefer als bisher in die Reichsgeschäfte eindringen werden, um den Gang der Maschine sachkundig kontrollieren zu können. Dann würde man sehen, daß Deutschland an politischen Talenten nicht so arm sei, wie die Toren wähnen.

Hier färbt die Praxis anders, als die Theorie. Sie sucht unter den Erkorenen des allgemeinen Stimmrechts, die jetzt im Reichstag sitzen, vergebens nach den Ka-

pazitäten, sie sieht eine Fülle von Menschen bescheidenster Bildung, und wenn in früheren Zeiten in die deutschen Parlamente nur Männer gewählt worden sind, die einen Ruf, einen Ruhm, eine Bedeutung bereits besaßen, so tauchen hier fast durchweg unbekannte Größen aus irgendwelchem Dunkel hervor, und auch dann, wenn sie scheiden, ist ihr Gepäck kaum belastet. Sie erlangen vielleicht eine Art von parlamentarischer Routine, aber nicht mehr. Das ist natürlich. Denn die Masse trägt ihren eigenen Charakter, und wo sie entscheidet, dort wird auch das Parlament das Bild ihres Wesens spiegeln. Kaum einer von den großen Heerführern im Kampfe der Industrie, noch einer jener königlichen Kaufleute, die mit ihren Schiffen und Waren die Welt erobern, kaum ein verdienter Staatsmann oder gar ein führender Geist in Kunst und Wissenschaft ziert die Bänke des Reichstags, auf denen fast nur die Mittelmäßigkeit anspruchsvoll Platz nimmt; wo einst Kapazitäten, wie Mommsen, Sybel und Treitschke, Virchow, Curtius und Ranke, Bennigsen und Windthorst, Wörmann, Meier (Bremen) und Klügmann saßen, wo Moltke seinen Platz einnahm, wo Gneist, Miquel, Bunsen, Hoverbeck sich ihre Sporen verdienten, dort thronen nun Parteisekretäre und Tabaksarbeiter, Gastwirte und Landbürgermeister. Der König Demos haßt die geistigen Aristokraten.

Professor von Schmoller, den auch sein Todfeind nicht zum Reaktionär stempeln würde, hat sich vor einigen Jahren als absoluten Gegner der Volkssouveränität und des Glaubens bekannt, daß die Auslieferung der staatlichen Gewalt an die Masse des Volkes, an die unteren Klassen heilsam sei, und er hat das Wort geprägt, daß es „ein

17*

kaum begreiflicher, naiver Kinderglaube ist, politische Erziehung erfolge allein und hauptsächlich durch größere Wahlrechte", er hat den Mut gehabt, dem radikalen Dogma entgegenzutreten, daß ebenso, wie Zeit und Raum aprioristische, dem menschlichen Geiste angeborene Begriffe sind, so auch das volle Verständnis für die Schicksalsfrage einer Nation ohne eine reife Bildung und ohne wachsendes Bewußtsein der Verantwortung dem Menschen von Anbeginn gegeben seien. Er hat nur gesagt, was jeder Mutige ausspricht und was Heinrich von Sybel einst in die These formte: „Die Masse der Menschen wird nicht politisch fähig mit dem bloßen Anspruch des Gesetzes, daß sie politisch mündig sei, sondern erst durch verbreitete Bildung des Geistes und mehr noch des Charakters." Wieder war es ein Liberaler, Twesten, der schon in der Geburtsstunde des allgemeinen gleichen Wahlrechts die Besorgnis aussprach, daß es den Parlamentarismus ruinieren und eine Überhandnahme des Dilettantismus und der Charlatanerie heraufführen werde. Und kein Geringerer als Ludwig Windthorst hat die besorgte Frage gestellt: „Wer sagt Ihnen denn, daß man immer wählen wird unter dem Eindruck der gewaltigen Siege, die in Böhmen errungen sind?" Er hat erklärt, daß er entschieden für die öffentliche Stimmabgabe sei und daß er sich für die Zukunft vorbehalte, Korrekturen vorzunehmen. Und wieder ein Mann von völlig anderer Weltanschauung, Heinrich von Treitschke, hat versichert, daß über die Unvernünftigkeit dieses Wahlrechts nichts mehr hinausgeht. Heute aber ist es so weit gekommen, daß man die Aufrechterhaltung des Wahlrechts für wichtiger hält, als den Bestand des Reiches, der Monarchie, der Gesellschafts-

ordnung. Was einst ausschließlich ein realpolitisches Bedürfnis war, das packt der Doktrinarismus und formt es zum unangreifbaren Dogma. Und er fordert das gleiche Recht auch für Preußen.

Noch in seinem letzten Vermächtnis hat Fürst Bismarck geschrieben: „Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen." In der Tat hat dem großen Kanzler das Reichstagswahlrecht nur als ein Mittel gegolten, um den letzten, von allen Herzen ersehnten Erfolg, die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, an seine Fahnen zu heften. Aber dieses Wahlrecht war ihm nicht der letzte Zweck, nicht ein unantastbares Dogma, nichts, das unbeweglich und unberührbar ruhen mußte, auch wenn der Staat darüber zugrunde geht. Er sah in ihm nicht das heilige Gefäß des Titurel: „Der Gral war alles Segens Born, weltlicher Süße ein volles Horn, er tat es dem beinahe gleich, was man erzählt vom Himmelreich." Und gewiß soll nicht mit leichtem Finger an diesem Rechte gerüttelt werden. Wenn aber von unten her die Woge emporfährt, wenn man die Forderung aufstellt, die Altersgrenze herabzusetzen, den Frauen das Wahlrecht zu geben, so bleibt auch den anderen das Recht, ihre Forderungen zu stellen. Heute rüttelt nur die Demokratie an dem Gegebenen, an der Grundlage der Verfassung, sie rüttelt auch dann, wenn sie die hier geschaffenen Rechte einseitig erweitern, der Herrschaft des Parlamentes den Weg bahnen will. Und sie schafft so

das Recht der Abwehr. Und noch immer ist der Angriff das beste Mittel der Verteidigung gewesen.

Gewiß ist es tief begründet in der Psychologie der modernen Menschheit, daß sie dem herrischen Willenszwang des einzelnen widerstrebt. Man fühlt es, daß das Königtum nicht mehr imstande ist, allen Pflichten zu entsprechen, die auf den tausendfach verschlungenen Pfaden des modernen Lebens der Erfüllung harren. Selbst der Staat Friedrichs des Großen konnte nur bestehen, solange sein Genius ihn führte, er zerfiel zuletzt rascher, als des Helden sterblicher Leib. Aber wenn auch in unserer Zeit der Herrscherwille der Schranken der Verfassung bedarf, so muß auch jede Verfassung, die heilsam wirken soll, den hergebrachten Verhältnissen, der Sitte und der Sinnesart der Nation entsprechen, damit das Ideal der Vollkommenheit sich nicht in vollkommenen Widersinn wandle. Das kluge englische Volk, das stets den Maßstab für das Erreichbare in sich trug, hat noch immer nicht, obgleich es durch die Schule eines vielhundertjährigen Verfassungslebens ging, sich zu dem ochlokratischen System des allgemeinen Stimmrechts bekannt, und sein großer Geschichtsschreiber Thomas Macauley konnte, ohne von der Menge zerfleischt zu werden, kaltblütig erklären, daß das allgemeine Stimmrecht in seinem Vaterlande nicht nur mit jeder Regierungsform, sondern auch mit den Begriffen des Eigentums und der Zivilisation unvereinbar sei. Der sei nur ein kurzsichtiger Freund der unteren Volksschichten, der ihnen voll Eifer ein Wahlrecht zu verschaffen sucht, welches sie allmächtig machen würde, ehe sie noch jene Bildung besitzen, ohne die ihre Macht zu einem Fluch für sie selbst und für den Staat werden würde. Es ist der

alte Gedanke: Die Menschen können nicht frei werden, ohne zur Freiheit erzogen zu sein; der politischen Bewegung muß die Entwicklung des Intellekts, des Gefühls der Verantwortung zur Seite stehen. Es ist ein natürliches Gesetz, daß die größere geistige Reife auch größere Rechte, einen größeren Einfluß auf das Schicksal des Staates ausüben soll. Überall im Leben bleibt die Möglichkeit, vorwärtszukommen, nur dort nicht, wo das politische Lied erklingt, wo jedem einzelnen der politische Befähigungsnachweis schon in die Wiege gelegt wird, wo es keines Studiums und keiner Arbeit, keines Lernens und keines Ringens und keiner Einsicht in die großen Zusammenhänge des Lebens bedarf, über die man doch richten soll. Der Klügste und der größte Tor, der Tapferste und der Feigling, der Weise und der Narr haben das gleiche Recht.

Warum tönt denn die Klage immer wieder vom Niedergang des Parlamentarismus? Sie steht im engsten Zusammenhang mit dem Einfluß, den die Masse, wo die Zahl den Ausschlag gibt, im Kampfe mit der Intelligenz gewinnt. Verstand und Einsicht in die Notwendigkeiten des Staatslebens sind niemals Gemeingut gewesen. Die Herrschaft der Masse wiederum führt zu demagogischen Formen nicht nur im Wahlkampf, sondern auch im Parlamente selbst. Die derbe Phrase übt immer ihre Wirkung. Nur so ist es möglich, daß in dem Volke der Dichter und Denker, dort, wo man einst in phantasievollem Idealismus alles Heil und alle Seligkeit von den Parlamenten erhoffte, der Parlamentarismus zu immer größerem Tiefstand gelangte, daß die „stille Kammerverachtung", von der einst Bismarck an Motley schrieb, immer weitere Kreise ergreift. Auch Vernunft kann Unsinn, Wohltat Plage

werden. Vor allem heute, wo das Parteiinteresse, der Partikularismus der Fraktionen das Staatsgefühl immer tiefer zu Boden zwingt.

Denn solange die Hochflut der in der großen Werdezeit des Reiches erwachten Empfindungen noch über die Welt dahinbrauste, so lange konnte das Parlament der Herrschaft der niederen Instinkte entrinnen. Eine Zeit der nationalen Not würde sicherlich auch ihm mit der alten Kraft zugleich einen neuen Inhalt verleihen. In den Zeiten der täglichen Fronarbeit aber will unser Volk, wie es scheint, sich den Luxus gestatten, sich im Reichstag einen Götzen zu schaffen, den es zugleich scheu verehren und hämisch verspotten darf.

Noch eine Krankheit wühlt im Leibe der Parlamente: der uralte Erbfehler der Nation, in einem Übermaß der Kritik und in ödem Doktrinarismus bereits eine Tat zu erblicken. So gewinnen die Beratungen eine furchtbare Eintönigkeit, so leiden sie unter einer ungeheueren Unfruchtbarkeit, und gerade deshalb wird schließlich nicht das Parlament, sondern die Bureaukratie der eigentliche Herr. Sehen wir nicht die gleiche Erscheinung in Österreich? Dort wählen armselige Slowaken, ruthenische Analphabeten, verwahrloste Juden aus Galizien, slowenische Bauernknechte; diese geistig völlig unentwickelten, von keinem Hauche der politischen Erkenntnis berührten Massen nehmen das Schicksal des ganzen Landes in ihre Fäuste, und ihrer jämmerlichen Intelligenz wird die letzte Lösung eines Problems überlassen, an dem die Weisesten vorher sich vergebens mühten. Und man preist dies als einen gewaltigen Fortschritt und ruft zur Nachfolge aus. Die Masse der geistigen Embryonen ist souverän ge-

worden, und Majestätsverbrecher ist, wer an ihrer Fähigkeit zweifelt, diese Souveränität verständig zu üben. Nur die Zahl hat Bedeutung, die Idee der Gleichheit triumphiert über die aristokratische Gliederung, der Wert der Persönlichkeit versinkt. Und doch hat einst Alexander von Humboldt gesagt: „Öffentlichkeit und Bewahrung der Individualität der Menschen, das sind die Hauptstützen wahrhaft freier Verfassung."

So groß aber auch die Unwahrheit des allgemeinen gleichen Wahlrechts von Anbeginn war, schon weil es die Gebildeten und Besitzenden zugunsten der Masse, die Weisen zugunsten der Toren entrechtet, so peinlich muß doch von der Regierung und den bürgerlichen Klassen die Initiative in dem Kampfe gegen dieses Recht vermieden werden, solange nicht der Ansturm der anderen Seite zum Gegenstoß zwingt, oder solange es nicht zerstörend auf den Staat einwirkt, zu dessen Schutz und Verteidigung es bestellt ist. Dann mag das allgemeine Wahlrecht Bestand behalten, dann mag aber das System der Gleichheit korrigiert und der Vernünftigkeit ihr Recht von neuem gegeben werden, deren erste Forderung es ist, daß die Rechte differenziert bleiben, so lange Pflicht und staatliche Leistung differenziert sind. Wie die gesamte Verfassung, so muß auch das Wahlrecht den Bedürfnissen, der Sitte und Sinnesart der Nation entsprechen, so muß es die Bewegung nach oben beschwingen, nicht aber lähmen.

Wer jedoch heute, auch nur unter solchen Klauseln und nur für den Fall, daß das Reich in Gefahr ist oder dann, wenn von der anderen Seite rücksichtslos an der Verfassung gerüttelt wird, von der Möglichkeit einer Umgestaltung des Wahlrechts auch nur zu sprechen wagt, wer

in ihm nicht den letzten, ewigen Schluß aller Weisheit erkennt, auf den stürzt sich die Wut des Königs Demos. Dann steigt, wie in der Offenbarung des Johannes, „ein Tier aus dem Meer, das hat sieben Häupter und zehn Hörner, und auf seinen Häuptern sind geschrieben Namen der Lästerung". Dann ruft man auch das Gedächtnis Bismarcks zurück, dessen Lebenswerk man sonst nicht laut genug schelten kann, und wie jenes andere Wort, das er von seinem Vertrauen auf das deutsche Volk gesprochen hat, daß es sich zur rechten Zeit wieder befreien, aufrecht im Sattel sitzen werde, so vergißt man, daß er in der Gewährung jenes Rechtes nur einen Schachzug gegen Österreich sah, dem er die Möglichkeit rauben wollte, die Sympathien für die Führung Deutschlands durch das Haus Habsburg zu gewinnen. Und man vergißt, daß in seinem Gedenkbuch die Sätze stehen: „Die Annahme des allgemeinen Wahlrechts war eine Waffe im Kampfe gegen Österreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die deutsche Einheit, zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampfe gegen Koalitionen. In einem Kampfe derart, wenn es auf Tod und Leben geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Stellung der Unabhängigkeit nach außen". Und wie man vergißt, daß Fürst Bismarck zu Diest-Daber gesagt hat, daß er „entschlossen sei, das System der direkten geheimen Urwahlen wieder zu ändern, falls der rechte Zeitpunkt gekommen sein werde", so vergißt man auch, daß ein Mittel, das *für* die Einigung geschaffen wurde, zerstört werden muß, wenn es *gegen* die Einigung wirkt. Es kann

die Stunde kommen — möge sie dem deutschen Volke erspart bleiben! —, wo jeder Staatsmann das Schicksal Polignacs und Straffords verdient, der nicht um den Preis seiner Volkstümlichkeit und die Gefahr seines Kopfes der Masse das Werkzeug entreißt, das sie nicht zum Segen, sondern zum Fluche verwendet.

Heute aber lärmt die Masse am lautesten nach der Erweiterung ihrer Rechte in Preußen. Hier herrscht, so hört man es täglich im Schrei der Volksversammlung, die finsterste Reaktion, hier bangen die Proletarier in Sklavenleid, hier tritt der Stiefel der Mächtigen rücksichtslos auf ihren Nacken. Auch hier vergißt man das historische Werden: der Schöpfer der Reichsverfassung hat auch im Zwange der Not das freie Recht im Reiche nur gegeben, weil er in dem Sonderwahlrecht der Einzelstaaten ein Gegengewicht, einen Regulator erblickte, wenn in der Fieberhitze des politischen Lebens die Leidenschaften gefährlich zur Oberfläche trieben. Die Erhaltung vor allem des preußischen Wahlrechts in seinen wichtigsten Formeln war ihm die Voraussetzung der Reichsverfassung. Und es ist kein Zufall und auch kein Ausfluß augenblicklicher Verstimmung gewesen, wenn Fürst Bismarck in den Kampfesjahren nach seiner Entlassung immer wieder und immer mit stärkerem Nachdruck verlangte, das Gewicht der nationalen Entscheidungen von der Wage des Reiches mehr und mehr auf die Wage der Einzelstaaten hinüberzuschieben. Wenn die Tendenz der heutigen Zeit das Gegenteil fordert, wenn der Reichstag mehr und mehr den Anspruch erhebt, der Kontrolleur und Kritiker der Vorgänge im Leben der Bundesstaaten zu werden, so kämpft er auch hier gegen den Geist Bismarcks und gegen

den Geist, den er einst lebenschaffend seinem Werke einblies: mit der Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts in Preußen würde eine der Grundmauern des Reichswahlrechtes zerstört.

Hier aber harrt des Kaisers der Zukunft ein neues, ernstes Problem: das Recht Preußens im Reiche zu wahren, sorgsam zu achten, daß dieser alte, wundervolle Staat nicht seinen Charakter verliere, daß das Preußentum und der preußische Geist nicht versinke, dieser soldatische Geist, der Deutschland aus dem Elend geführt hat. Es ist ja modern geworden, auf Preußen, auf dieses Kernland des Deutschen Reiches, als eine Burg der Rückständigkeiten zu schelten, die Überzeugung zu wecken, daß in Preußen jedes freie Wort verboten sei, daß die Arbeiter in Schmutz und Elend versinken und in ihrem menschenunwürdigen Dasein nicht einmal den Trost des Wahlrechts besitzen. Man hat im Reichstag Preußen ein „Kindergespött", man hat es „das barbarischste und verächtlichste aller Staatswesen", ein Zuchthaus, eine Stätte des Schweigens und des Grauens genannt, dieses Land, das, von der Natur nur spärlich begünstigt, nur aus der Energie seines Willens zum Großstaat emporwuchs und das andere Deutschland mit sich emporriß. Und ein verlorener Sohn des deutschen Volkes verglich Preußen mit einem degradierten Soldaten, dem der Profoß die Achselklappen von der Schulter und die Kokarde von der Mütze riß. Und doch hat dieser verruchte und ehrlose Preuße seinen Schild blitzblank durch eine vielhundertjährige Geschichte getragen, mit seinem Schwerte Düppel erstürmt, vor Königgrätz den letzten Anspruch Habsburgs auf das Herrentum im morsch gewordenen römischen

Reiche zerschlagen! Wo waren die anderen Stämme Deutschlands, ehe sie unter Preußens Führung hinauszogen, die Kaiserkrone zu schmieden? Dieses selbe Preußen erfüllte uralte Träume, dessen Stammland als die Streusandbüchse des Reiches, als ein Land der Armseligkeit, der Dürftigkeit verspottet wurde, als dort unten im Süden wie an den Ufern des Rheins bereits eine reiche Kultur emporgeblüht war. Ehe es Preußen gab, war das Reich wehrlos, lag auf ihm die ganze Schmach der Zersplitterung, zog durch die lange Pfaffengasse des Rheines der Fremde, schlug er auf deutschem Boden seine Schlachten: erst Preußen hat durch kriegerische Kraft und starken Ehrgeiz die schlummernden Kräfte der Gesamtheit erweckt. Und zugleich vertrat dieses Land, das heute der Bayer oder Schwabe so gern verächtlich anblickt, als habe nicht auf seiner Schulter die ganze Last der Arbeit gelegen, im Gegensatz eben zu den Schwaben und Bayern jenen modernen Geist, der über den Trümmern der alten Kirchenherrschaft und der altständischen Rechte eine starke Staatsgewalt schuf, der dem unfähigen Slawentum weite Gebiete entriß, um sie deutscher Kultur zu gewinnen. Was ist das für eine Ruchlosigkeit, alle Verdienste dieses Landes vergessen zu wollen! Zwischen Österreich und Frankreich hindurch, zwischen Schweden, Polen und den Seemächten hat wahrlich nicht die Reichsarmee, sondern der harte Wille und der unerbittliche Realismus Preußens dem Deutschtum den Weg gebahnt.

Und dieser harte Wille und dieser unerbittliche Realismus sind der Kern und das Wesen des preußischen Staates geblieben. Was süddeutsche Gedankenlosigkeit und der armselige Hang nach Gemütlichkeit dem Staate

Friedrichs und Bismarcks zum Verbrechen rechnen, das ist das Fundament seiner Größe und zugleich die stärkste Sicherung der deutschen Zukunft. Und wenn jetzt der Übertreibung demokratischer Ideen, wenn jenen Tendenzen, die allmählich die einheitliche Kraft der Staatsgewalt zersetzen, wieder die im besten Sinne konservativen Kräfte des alten Preußen sich mit voller Wucht entgegenstellen, so wird auch über die Ungeschicklichkeit im einzelnen hinaus die Geschichte ein neues Verdienst erkennen. Das fühlt man, und darum sprudeln die giftigen Worte gegen dieses Bollwerk von Eisen, darum will die Demokratie im Reichsparlament sich zur höchsten Instanz auch über den politischen Willen des führenden Einzelstaates erheben. Gegen die Degradierung Preußens aber muß sich jeder rechte Deutsche wenden, gegen all diese Versuche, die unter Bethmann Hollweg selbst die Regierung nicht zu bekämpfen wagte, die sie gefördert hat, als sie bei der Verleihung der Verfassung an das Reichsland die Festsetzung traf, daß die neuen Stimmen im Bundesrat nur gelten sollen, wenn sie sich gegen Preußens Willen richten. Es lag ein tiefer Ernst in König Wilhelms des Ersten zögernder Weise, das neue Amt des „Charaktermajors" gegen die alte preußische Würde zu vertauschen: ihm erschien die Kaiserkrone, wie Bismarck sagt, „im Lichte eines übertragenen modernen Amtes, dessen Autorität von Friedrich dem Großen bekämpft war, den Großen Kurfürsten bedrückt hatte". Er wollte das Gold der preußischen Krone nicht so völlig mit der Kaiserkrone verschmelzen, daß es den eigenen Wert verlor.

Das Deutsche Reich ist innerlich nicht geschlossen, so wenig wie das gleiche Empfinden, die gleiche Lebensauf-

fassung die Gesamtheit der einzelnen Stämme erfüllt. Es sind harte Gegensätze vorhanden, und vor allem lebt in der Seele des Süddeutschen etwas, das ihn auch heute noch in unbewußte Feindschaft gegen die in dem Preußentum verkörperte, konservative Staatsmacht stellt. Hier in dem alten Preußen die rücksichtslose Tatkraft, die wenig Neigung für idealistische Träumereien empfindet, ein eiserner Wille, der jeden Widerstand bezwingt, Schroffheit der Formen, phantasielose Nüchternheit; dort im Süden eine durchaus demokratische Gesinnung, Freude an Kultur und Schönheit, ein starker Freiheitsdrang, dem das soldatisch disziplinierte Preußentum ewig fremd bleiben wird. Wien und München bleiben innerlich näher verwandt, als die schöne Isarstadt und Berlin. Und fremd bleiben einander auch das rheinische Preußentum und ostelbische Art. Die Reichsverfassung ist ja demokratisch geworden, vor allem, um den Süden zu gewinnen, Preußen selbst aber verschloß sich bewußt der Umwandlung, um gegen die Demokratie das Gegengewicht zu bleiben, um als konservative Macht das demokratisch organisierte Reich im Gleichgewicht zu erhalten. Risse staatsmännische Gedankenlosigkeit dieses Gewicht aus der Wage, schwände die beharrende Kraft Preußens aus dem Organismus des Reiches, verlöre sich das preußische Königtum im deutschen Meere, so würde das reichsdeutsche Staatsleben seinen sichersten Halt verlieren und verarmen, und in einer neuen, gefahrvollen Krisis erst müßte die Nation nach einem neuen, unentbehrlichen Gegengewicht suchen.

Nicht ein ostelbischer Preuße, sondern ein bayrischer Franke von weitem Blick und klugem Augenmaß, Professor Zorn, schrieb jüngst in einem Artikel über Preußens Ver-

dienste: „Die große und schwere Vorarbeit für 1866 hat doch wahrlich nicht das deutsche Volk getan. Es ist unsere Ehrenpflicht, anzuerkennen, daß diese Vorarbeit nur das preußische, und zwar das ostelbische preußische Volk getan hat. Warum haben nicht die Länder alter Kultur in Deutschland, die Länder der sehr viel längeren staatlichen Erfahrungen, die Länder des viel besseren Klimas und des viel fruchtbareren Bodens die Arbeit getan? Nicht die Rheinfranken, nicht die Alemannen und Bajuvaren, nicht die Sachsen und Thüringer haben die Arbeit geleistet, sondern die ostelbischen Preußen. Und erleichtert wurde diese ungeheuere Arbeit dem ostelbischen Preußenvolk von den übrigen deutschen Stämmen nicht, im Gegenteil, bitter erschwert. Mir scheint, es ist wohlgetan, in den heutigen Zeitläuften einmal wieder daran zu erinnern. Als im konstituierenden Reichstag sich Preußen in edler Selbstverleugnung gemäß der Entscheidung seines Königs, nach dem Rat des großen Kanzlers, des noch kurz zuvor von der wilden Wut des deutschen Pöbels umtobten Herrn von Bismarck, mit 17 gegenüber 28 Stimmen der übrigen Bundesglieder im Norddeutschen Bundesrat begnügte, erklärte der tapfere alte Fortschrittsmann Waldeck eine derartige Erniedrigung Preußens für unmöglich: weder dem Umfang, noch der Bevölkerungsziffer, noch der Arbeit Preußens für Deutschland entspreche das Stimmenverhältnis. Darin hatte der alte Waldeck sicherlich recht. Und dennoch blieb es bis zum heutigen Tage bei jenem Akte der Selbstverleugnung Preußens, der durch den Beitritt der süddeutschen Staaten noch deutlicher wurde. Ist das ‚Hypertrophie des Preußentums'? Und muß man es nicht verstehen, wenn das ostelbische Preußentum auch

einmal auf seine Geschichte und seine Arbeit für das ganze Deutschland hinweist?"

Aber diesem alten Preußentum gilt der Haß. Und weil es festhält an seinen Institutionen, weil es sich nicht entschließt, das starke Bollwerk eines differenzierten Wahlrechts aufzugeben, weil es in seinem Parlamente noch nicht dem Lärm der Gasse, sondern der ernsten Arbeit besonnener Männer und dem Walten der Intelligenz einen Raum gewährt, weil es gar noch im Herrenhause noch ein Gegengewicht für die Stunde bereit hält, in der doch vielleicht König Demos in der Zweiten Kammer seinen Thron aufschlägt, deshalb wird dieses Preußen vor dem Ausland als Zuchthaus, als Folterkammer der Freiheit gezeichnet. Erst wenn dieses Bollwerk fällt, dann ist auch der Weg für das ersehnte Ziel des parlamentarischen Regimentes geschaffen.

Wird dieses Ziel erreicht werden? Das wird von dem Kaiser der Zukunft abhängen. Daß der Gedanke in Deutschland Verbreitung fand, das ist vor allem die Folge der Fehler gewesen, die sich zu der Novemberkrisis des Jahres 1908 verdichteten. Da hatte der monarchische Gedanke, wie nie zuvor, an Werbekraft verloren, da war die volle und frohe Zuversicht fast völlig entschwunden, mit der man in all jenen Jahren auf den Thron geschaut hatte, da Wilhelm der Erste in Größe und Ruhe sein Volk regierte. Da wurde die Erinnerung wach an das Wort Friedrichs des Großen, daß die Monarchie je nach der Person ihres Trägers die beste oder schlechteste aller Staatsformen sei. Und Vergleiche wurden gezogen. Es rächte sich hier, daß der Träger der Krone nicht achtsam

genug den Geist der Verfassung auf sich hat wirken lassen, daß die starke Betonung der kaiserlichen Subjektivität so oft den Widerspruch reizte. Fürst Bismarck hat nach seiner Entlassung oft und kraftvoll auf die Gefahren auch des aufgeklärten Absolutismus gewiesen und gerade deshalb den Willen und die Kraft der Bundesfürsten und der Parlamente zu stärken versucht, weil er fühlte, daß die impulsive Natur und das gesteigerte Majestätsbewußtsein Kaiser Wilhelms des Zweiten Konflikte heraufführen werde, die nur dem Kaisertum schaden konnten, zumal wenn „die Persönlichkeiten der Minister zu dünn, die deckende Scheibe, die sie bieten, zu durchsichtig ist, so daß die Person des Monarchen immer durchscheint". Als aber das System des Kaisers zusammenbrach, da mußte die Tendenz sich geltend machen, eine neue und frischere Kraft im Parlamente zu suchen: der Absolutismus sollte durch das Regiment der Volksvertreter ersetzt werden.

Aber auf diesem Wege stieß man hart an die Unvernunft des Gedankens selbst. Gewiß hat sich in England das System der parlamentarischen Mehrheitsherrschaft bewährt, ohne daß durch lange Zeit das Volk in schwere Konflikte geriet. Aber einerseits ist dieses Volk durch eine Schule von Jahrhunderten gegangen, ist es stets von einem starken Staatsgefühl, von dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit jedes einzelnen für die Gesamtheit erfüllt gewesen, und andererseits hat es seine Kraft nie in dem ewigen Kleinkrieg um Doktrinen und Prinzipien verzettelt, sondern stets mit sicherer und fester Hand das wirkliche Leben gepackt. Überdies zeigt gerade heute der Kampf um Homerule, um Ulster, um das Recht der Suffragetten, zeigen die Vorgänge im Gewerkschafts-

leben, daß auch England in eine harte innere Krisis gelangt ist.

Dem Deutschen aber, dem das alte Erbübel der Parteisucht, dem der Partikularismus im Blute liegt, ob er sich in landschaftlichen oder fraktionellen Gegensätzen offenbart, zeichnet die Wirklichkeit ein anderes Bild. Hier hat auch die Novemberkrisis die Freude an einem starken und lebendigen Monarchentum noch nicht erstickt, hier blieb auch die Gewißheit, daß auch auf dem Boden der geltenden Verfassung ein anderes möglich ist, sobald nur das rechte Gefühl und der rechte Takt den Träger der Krone wie die Volksvertretung beherrscht. Das Bild des ersten Kaisers ist noch nicht vergessen, dieser Zusammenklang, diese Harmonie des Segens für die Gesamtheit noch nicht verhallt. Der Gedanke der Parlamentsherrschaft kann nur siegen, wenn das Königtum allzu heftig in den Wirbel der Welt und in den flutenden Kampf der Parteien hinaustreibt, so daß Leidenschaft und Haß seinen Mantel berühren.

Wie aber wäre, wenn selbst Preußen fiele, im Reiche ein solches Regiment möglich? Der kennt nicht die Verfassung, der hat von ihrem Geiste niemals einen Hauch verspürt, der dennoch dahin treibt. In der Novemberkrisis selbst war das ganze Bürgertum einig gegen die Regierung, selbst gegen den Kaiser — sollten da aus einer Mehrheit, die von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken reichte, die Minister erwählt werden? Die Minister? Das Reich kennt solche Beamten nicht. Der Kanzler wie die Leiter der Reichsämter gehören dem Bundesrat an, und auch der Kanzler ist dem Reichstag gegenüber als das ausführende Organ der Beschlüsse dieser Körperschaft nicht verantwortlich und kann es trotz

aller Mißtrauensvoten auch niemals werden. Reichstagsminister und eine Regierung, aus Reichstagsvertretern gebildet, sind ein Unding. Die ganze Struktur des Deutschen Reiches müßte vernichtet, ein ganz Neues eingesetzt werden, ehe die Parlamentsherrschaft ihren Einzug hält. Auch Fürst Bismarck hat darauf hingewiesen, daß schon ein Gesetz, das die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers festsetzt, ihn nicht nur für die Handlungen des Präsidiums, sondern auch für die Beschlüsse des Bundesrats haftbar machen würde und daß folgerichtig sich eine Einschränkung des diesem Faktor der Gesetzgebung überwiesenen Gebietes ergeben müßte. Das ist ja das große Versehen, daß man den Bundesrat in solchen Debatten völlig ausschalten will und stets nur von der Krone und dem Reichstag spricht. Fürst Bismarck hat gemeint, er sei nur dafür verantwortlich, daß an der Spitze der einzelnen Zweige der Reichsverwaltung Leute stehen, die befähigt sind, ihre Verwaltung in der Richtung des Stromes zu führen, den das deutsche politische Leben nach der augenblicklichen Richtung des deutschen Geistes und der deutschen Geister zu laufen genötigt ist, daß kein Zwiespalt innerhalb der verschiedenen Ressorts und kein dauernder prinzipieller Zwiespalt innerhalb der großen Körperschaften einreißt, die dem Reiche seine Gesetze und Einrichtungen geben, und daß endlich auch kein Mißtrauen und keine Feindschaft zwischen den einzelnen Bundesgliedern erwächst. Reichsminister? Wer trägt dann in einem Kollegium, in dem sich keiner ohne den Willen des anderen, ohne Stab und Stütze des Bundesrats zu bewegen vermag, die Verantwortung? Heben sie nicht die Einheitlichkeit des Reichswillens und zuletzt all die Sicherheiten auf, die doch, als sie sich zu ewigem

Bunde vereinten, die deutschen Fürsten verlangten und die ihnen in feierlichem Vertrage gesichert wurden?

In seinem Buche „Deutsche Lebensfragen" trägt Martin Spahn eine Anzahl von Thesen vor, die wohl vergebens auf Widerlegung warten. Er weist auf den Wanderzug des parlamentarischen Gedankens hin und stellt die Frage: „Wenn das Volk auch nur die Herrschaft wechselte, fährt es unter der neuen Herrschaft besser?" Und er findet die Antwort: „Im Gegenteil, die Demokratie hat sich in den großen Staaten unfähiger als jede andere Regierung erwiesen, volkstümlich zu wirken. Vielmehr ist die Neigung, zu entarten oder mißbraucht zu werden, dort geradezu eins ihrer Kennzeichen geworden." Er sagt weiter: „Die Schwäche der Staatseinrichtungen erweist sich vor allem darin, daß in den Demokratien ein einzelnes Organ des Staates, das Parlament, den Trieb in sich hat und in der Regel auch über die Macht verfügt, die anderen Staatsorgane zu entkräften oder ganz und gar zu verschlingen. Überall hat sich die Erfahrung wiederholt, daß das Parlament vor dem Machtbereich keines anderen Organs der Verfassung Halt macht und allmählich alle Staatsgewalt an sich zieht." Soll wirklich ein neuer Sonnenglanz sich über Deutschland legen, wenn es gelingt, der wurzelkräftigen Monarchie das Mark auszusaugen? Wenn an die Stelle des Monarchen das Parlament sich in die Lösung aller Fragen drängt? Während der Monarch durch Inzucht und aus Pflichtbewußtsein, so sagt weiter Martin Spahn, am geeignetsten ist, die Verantwortung für das politische Tun auf sich zu nehmen und sie auch seinen wichtigsten Beratern und Gehilfen aufzuerlegen, wird er geflissentlich in die Ecke ge-

drängt oder ganz beseitigt. Das Beamtentum, durch das Parlament beständig in seiner Wirksamkeit behindert, wird allmählich stumpf und läßt die Dinge gehen, deren Führung es doch nicht mehr in seinen Händen behalten kann. In dem Parlamente aber wird sich bei seiner Vielköpfigkeit, seinem Mangel an Überlieferungen, vor allem auch bei seiner Herkunft aus Wahlen nie ein ausreichendes Bewußtsein der Verantwortlichkeit entwickeln. Die große Mehrheit seiner Mitglieder wird immer ohne Vorbildung, ohne inneres Interesse und Pflichtgefühl für die gesetzgebende und nachprüfende Tätigkeit sein, zu der sie sich auf Grund einer Volkslaune oder der Wahlhilfe einer Partei die Berechtigung anmaßen darf. Bei Licht besehen, hat jedes Parlament naturnotwendig seinen Wohlfahrtsausschuß, einen kleinen Kreis von Parteiführern und betriebsamen Parlamentariern — politische Kondottieri nannte sie Bismarck —, der die übrigen Abgeordneten in Fesseln legt.

Und nun das wichtigste: „Eine Dynastie hält sich, dem Dunst und den niederen Leidenschaften aller Wahlvorbereitungen entrückt, an der Spitze ihres Volkes, wenn sie gut und gerecht regiert. Der Abgeordnete, der sich seinen Wählern in kurzen Fristen zur Wiederwahl stellen muß, geht desto sicherer aus der Urne als Sieger hervor, je agitatorischer er auf die Massen einwirkt, je besser er sich auf die Kunst des Demagogen versteht. Denn das Volk ist zwar keineswegs für die Überlegungen der Vernunft und für die Beschwörung seiner idealen Herzenserregungen unzugänglich; dennoch ist es leichter zu erhitzen als zu führen, und bis in seine mittleren und oberen Schichten hinauf jubelt es unkritisch und leidenschaftlich, wenn ein

redegewandter Mann oder Leute, zu deren Stand es aufzusehen gewohnt ist, seine Einfalt sich zunutze machen."

So lange in Deutschland niemand daran denkt, den Absolutismus zurückzuführen, so lange aber auch der Träger der Krone peinlich den Anschein vermeidet, über das konstitutionelle Recht hinaus eigene Rechte zu fordern, wird auch der Gedanke des parlamentarischen Regimentes im Schatten verschwinden. Gewinnt er aber Kraft, gelangt er in irgendeiner Form zum Siege, zermürbt er auch die festen Grundlagen Preußens, dann ist die Anarchie unvermeidlich, dann tritt im besten Falle das evangelische Kaisertum in Abhängigkeit vom Zentrum. Hier wird die Zukunft harte Arbeit finden, hier wird sie vor allem zu sorgen haben, daß das Werk der Desorganisation, das heute schon die stärksten Stützen des monarchischen Gedankens bedroht, keine Fortschritte macht.

Das stärkste Mittel aber wird dann die Sicherung der bundesstaatlichen Rechte bleiben. Auch hier ist gefehlt worden.

Es ist und bleibt eine der Wesenseigentümlichkeiten des Deutschen, daß er auch heute noch, wo sich ein eisernes Band um die Gesamtheit schließt, die treue Anhänglichkeit an seine Dynastie bewahrt, auch dann, wenn die Geschichte und die in ihr ruhende immanente Gerechtigkeit, wie es bei den Welfen geschah, längst ihr Urteil über das Fürstenhaus fällte. Man mag im Auslande darüber lächeln, man mag auch darauf weisen, daß die besonderen Nationalitäten, die sich bei uns auf der Basis des dynastischen Familienbesitzes gebildet haben, in sich oft Elemente begreifen, deren Zusammengehörigkeit weder auf der Gleichheit des Stammes, noch auf der Gleichheit der

geschichtlichen Entwicklung beruht, sondern ausschließlich auf der Tatsache einer in vielen Fällen anfechtbaren Erwerbung durch die Dynastie nach dem Rechte des Stärkeren, oder des erbrechtlichen Anfalls vermöge der Verwandtschaft, der Erbverbrüderung, oder der bei Wahlkapitulationen von dem kaiserlichen Hofe erlangten Anwartschaft. Aber auch Fürst Bismarck spricht es in seinen „Gedanken und Erinnerungen" aus: „Welches immer der Ursprung dieser partikularistischen Zusammengehörigkeit ist, so bleibt das Ergebnis doch immer die Tatsache, daß der einzelne Deutsche leicht bereit ist, seinen deutschen Nachbarn und Stammesgenossen mit Feuer und Schwert zu bekämpfen und persönlich zu töten, wenn infolge von Streitigkeiten, die ihm selbst nicht verständlich sind, der dynastische Befehl dazu ergeht." Die Berechtigung und Vernünftigkeit dieser Eigentümlichkeit zu prüfen, versichert der erste Kanzler, sei nicht die Aufgabe eines deutschen Staatsmannes, so lange sie sich kräftig genug erweist, um mit ihr rechnen zu können. Und auch er gibt zu, daß die Schwierigkeit, sie zu zerstören und zu ignorieren oder die Einheit theoretisch zu fördern, ohne Rücksicht auf dieses praktische Hemmnis, für die Vorkämpfer der Einheit oft verhängnisvoll war. Noch hat nicht immer und überall die vis major der Gesamtnationalität sich als stärker erwiesen, als die dynastische Mannestreue, noch ist auch nicht überall die Erkenntnis siegreich geblieben, daß dynastische Interessen sich stets dem nationalen Reichsinteresse anpassen müssen. „Soweit aber die dynastischen Interessen uns mit neuer Zersplitterung und Ohnmacht der Nation bedrohen sollten, müßten sie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Das deutsche Volk und ihr

nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden," so urteilt wieder der eiserne Kanzler. Er war kein Staatsrecht lehrender Professor, keiner, der es liebte, über grauen Theorien zu grübeln, aber er war ein Mann, der alle Realitäten in Rechnung zog und der deshalb auch erkannte, daß eine unvorsichtige Behandlung partikularistischer Rechte ernste Gefahren für die Zukunft des Deutschen Reiches heraufführen muß.

Besser darum, Schonung selbst dort zu üben, wo scheinbar kleinliche Wünsche auftauchen: die Erkenntnis der Zukunft wird dennoch bringen, was der Eigensinn der Gegenwart noch versagt. Deutschland ist ja gewohnt, ein verworrenes Staatsrecht, politische Formen voll gehäufter Ausnahmen zu ertragen — seine Lebenskraft blieb dennoch in aller Größe und aller Kleinheit unzerstörbar. Und zuletzt blieb dieser Partikularismus nicht nur eine Basis der Schwäche, sondern auch eine Basis der Blüte Deutschlands. Das Wort, daß uns der Partikularismus im Blute liegt, behält seine Wahrheit. Und ebenso das andere Wort, daß die Beziehungen jedes einzelnen Stammes *freiwillig* sein müssen und freiwillig auch die Mitwirkung an der gemeinsamen Arbeit.

Stets haben in manchen Nöten und Sorgen und in manch peinlicher Stunde die Fürsten im neuen Deutschen Reiche Treue gezeigt und empfangen, und im vielfachen Schwanken der anderen Faktoren blieben sie stark und aufrecht stehen. Einst hat Friedrich der Große das stolze Wort wiederholt, das König Johann von Frankreich aussprach, als er sich freiwillig in die englische Haft zurückbegab: „Wenn es in der Welt keine Treue und Wahrheit mehr gäbe, so müßte man ihre letzten Spuren bei den

Fürsten finden." Und dieses Wort gilt auch heute noch in deutschen Landen.

Aber es verletzt und schwächt gerade bei der Stärke des partikularistischen Empfindens die Freude am Reiche, wenn in mißverständlichen Äußerungen der Schein erweckt wird, als sei nur einer Herr im Lande, wenn die Sentenz Anwendung findet: „Sic volo, sic jubeo", wenn das Verhältnis des Kaisers zu den Bundesfürsten als primus inter pares verdunkelt wird. Der Streit um Lippe darf sich nicht wiederholen, weil eben auch hier im kleinen Tropfen zuletzt doch eine Welt von unerfreulichen Gedanken sich spiegelt. Es ist nicht gut, wenn ein deutscher Fürst mit starker Betonung erklären muß: „Vasallen sind wir nicht!" und wenn zu anderer Stunde von derselben Stelle die heftigen Worte vernommen werden: „Ich sehe nicht ein, warum wir, wenn wir zum Deutschen Reiche gehören, nicht auch genau dieselben Rechte und dieselben Privilegien haben sollen, wie Norddeutschland. Vor allem verwahre ich Bayern gegen den Vorwurf, daß es eine Gnade sei, daß wir zum Reich gehören. Denn das Deutsche Reich ist ebensogut mit bayrischem Blute zusammengeschweißt worden, wie mit dem Blute irgendeines anderen deutschen Stammes, und darum wollen wir nicht als mindere Brüder, sondern als Vollbrüder angesehen werden."

Und doch hat noch lange nachher in der alten Kaiserstadt Frankfurt Prinz Heinrich, der Bruder des Kaisers, altem Irrtum neuen Ausdruck gegeben. Mit dem Worte: „Treff ist Trumpf für den Bürger, Trumpf ist aber auch der Gehorsam," hat er zuerst in der Fixierung des Gehorsams als der höchsten und wichtigsten bürgerlichen

Tugend jene irrtümliche Auffassung von dem patriarchalischen Verhältnis zwischen Fürsten und Bürger betont, die auch Kaiser Wilhelm der Zweite so oft, und niemals unter dem Beifall der Nation vertrat. Denn die Zeiten, in denen der Gehorsam als der erste Schmuck des Bürgers galt, sind unwiederbringlich vorüber; weder der Freiherr vom Stein, noch York, weder Blücher, noch Bismarck erkannten im Gehorsam Treff und Trumpf: von dem Großen, was sie schufen, ist oft das Größte den widerstrebenden Monarchen unter bitteren Kämpfen abgerungen worden. Aber Prinz Heinrich irrte auch dann, als er die deutschen Stämme „zur gemeinsamen Treue gegen unseren Oberherrn, den deutschen Kaiser" aufrief. Denn der Träger des Kaisertitels ist nicht der Oberherr der deutschen Fürsten, der das Recht hat, Befehle zu erteilen, und auch Prinzen sind nicht über die Realitäten des Staatsrechts, nicht über die Tatsachen der Geschichte erhaben. Solche Worte können nur als ein Pronunciamento an den Partikularismus dienen. Größer, als die Pflicht des Untertanen zum Gehorsam ist doch die Pflicht der Regierenden, das deutsche Stammesbewußtsein sorgsam zu schonen und zugleich die verbrieften und versiegelten Rechte der Einzelfürsten rücksichtsvoll und zart zu behandeln. Wie der Reichstag die Rechte der Fürsten, so müssen auch die Hohenzollern die in Versailles geschaffenen neuen Rechte und Pflichten vor jeder Anfechtung sichern. Es hat dort in der Geburtsstunde des Reiches einen heftigen Streit gegeben, ob der Träger der Hohenzollernkrone fortan „Kaiser von Deutschland" oder „Deutscher Kaiser" heißen soll. Fürst Bismarck hat mit klugen Gründen den Titel „Deutscher Kaiser" durchgesetzt, eben weil der andere Titel

einen landesherrlichen Anspruch auf die nicht-preußischen Gebiete enthalte, den die Fürsten zu bewilligen nicht bereit waren. Er sah die größte Gefahr für das neue Reich gerade darin, daß „der preußische Träger der Kaiserkrone das gefährliche Bestreben nicht vermeiden würde, den anderen Dynastien die Überlegenheit der eigenen unter die Augen zu rücken".

Solcher Mahnung zu folgen, wird eine der vornehmsten Pflichten des Kaisers der Zukunft bleiben.

Das größte aber aller Probleme wird auch dem künftigen Kaiser noch die soziale Frage und mit ihr der Kampf gegen die aus der Tiefe emporsteigenden, gegen den Bestand des Reiches gerichteten Kräfte bilden. Hier hat vor vielen Jahren einmal, als Zwanzigjähriger, der Kronprinz an die Arbeiter von Öls eine Kundgebung gerichtet, die heute kaum noch der durch die Jahre gereiften Anschauung des mehr als Dreißigjährigen entspricht. Sie hat eine Fülle von Angriffen gegen ihn entfacht, aber sie muß als ein Dokument seiner Entwickelung angeführt werden. Ihr Wortlaut:

„An die Arbeiter meiner Stadt Öls!

Es ist mir eine aufrichtige Freude gewesen, daß sich viele Arbeiter meiner lieben Stadt Öls der Bewegung angeschlossen haben, die heute überall durch die deutschen Lande geht. Ihr beweist dadurch, daß keine Gemeinschaft zwischen Euch und jenen Elenden bestanden hat oder je bestehen wird, die es gewagt haben, einen deutschen Mann an seine Ehre zu tasten, und daß Ihr gesonnen seid, treu zu Eurem Kaiser und Vaterland zu stehen.

Dies freut mich um so mehr, als ich mit meinen lieben Ölsern zusammengehöre. Se. Majestät der Kaiser, mein geliebter Vater, allerhöchstwelchem ich von der treuen Gesinnung, welche mir Euer Wortführer heute gelobte, Mitteilung gemacht habe, hat hierüber eine freudige Genugtuung empfunden. Mir aber wird der heutige Tag unvergeßlich bleiben.

Schloß Öls, den 16. Dezember 1902.

Wilhelm, Kronprinz."

Wenn auch hier das heftige Scheltwort gegen „die Elenden" nur auf die gemünzt war, denen man in jenen Tagen die Schuld am Tode Friedrich Alfred Krupps zuschob, weil sie durch schlimme Anklagen ihm die Waffe zum Selbstmord in die Hand gedrückt hätten, so mußte doch der Anschein erwachen, als habe der Kronprinz sein Verdikt über die ganze Partei gefällt, aus deren Schoße jene Anklagen stammten. Und so ist es gekommen, daß auch jetzt noch Kronprinz Wilhelm als ein gedankenloser Scharfmacher, als einer von denen hingestellt wird, die eine gewiß gewaltige Bewegung durch Scheltworte zu dämmen glauben. Umsomehr, als in jenen Zeiten auch der Kaiser noch die historische Bedeutung dieser Bewegung kaum zu umfassen schien und in dem Worte, daß die Sozialdemokratie nur eine vorübergehende Erscheinung sei und sich austoben werde, den Beweis erbrachte, daß auch Könige nicht immer Propheten sind. Von Kaiser Wilhelm stammte auch das Wort: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir, mit der werde ich schon fertig werden", von ihm stammte die an die Bergarbeiter des Ruhrgebietes gerich-

tete Erklärung, daß für ihn „jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend sei mit einem Reichs- und Vaterlandsfeinde, den er mit unnachsichtlicher Strenge unter Anwendung der vollen Gewalt verfolgen werde". Von ihm stammt endlich die Rede von der „Rotte von Menschen, die nicht wert sei, den Namen Deutscher zu tragen", die Mahnung, der „hochverräterischen Schar zu wehren, uns zu befreien von solchen Elementen", und das kräftige Wort von den „Tieren, die an der Wurzel der deutschen Eiche nagen". Heute dürfte auch dem Kaiser eine solche Unterschätzung der historischen Bedeutung der Arbeiterbewegung fremd sein, heute dürfte er die Lösung des Problems tiefer, viel tiefer suchen. Heute dürfte er nicht mehr von einer „vorübergehenden Erscheinung" sprechen, die sich austoben wird. Hat er doch selbst mit seinen heftigen Reden und Kundgebungen so wenig Erfolg gehabt, wie mit jenen arbeiterfreundlichen Plänen und Taten, die in der Zeit der jugendlichen Illusionen noch seine Seele beherrschten. Es waren reiche und schöne Träume, aber die ersehnte Antwort der Beschenkten blieb aus, die goldenen Früchte des sozialen Friedens wurden nicht sichtbar, und an die Stelle der Impulsivität trat die Bürokratie. Gerade diese Enttäuschung mochte den Kaiser zu seinen harten Scheltworten treiben. Er, der als „Arbeiterkaiser" zuerst in der Geschichte fortzuleben gedachte, sprach bald nur noch von „groben Lügen", von Leuten, die „nur Haß säen und feige Verleumdungen ausstreuen, denen nichts heilig blieb, und die sich am Hehrsten vergreifen".

Der Kronprinz ist gereift. Er weiß es, daß ein König vor allem nicht drohen darf, ohne zu treffen. Er kennt sicherlich Emanuel Geibels Wort:

„Leere Drohung, übler Brauch,
Wird des Feindes Hohn nur schärfen;
Kannst du keine Blitze werfen,
Freund, so laß das Donnern auch!"

Es geht nicht an, daß die Autorität eines Kaisers verletzt wird, wenn er verspricht oder droht, und wenn seine Kommissare die Kraft nicht finden, Versprechen oder Drohung zu erfüllen. Es geht auch nicht an, daß das, was einst ein Vorfahr in einer Mariginalnote schrieb: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Rute fühlen zu lassen, ist schon durch Salomo und Sirach empfohlen", im modernen Leben zum Grundsatze erhoben wird. Sonst erbittert man die einen und zerstört das Vertrauen der andern. Erst jüngst schrieb ein konservativer Mann, indem er auf die Widersprüche der letzten beiden Jahrzehnte hinwies, die harten Worte: „Seit 1890 ist eine Niederlage der Monarchie der anderen gefolgt: wenn der deutsche Kaiser persönlich das Gesetz zum Schutze der Arbeitswilligen versprach, so mußte die Regierung, die es einige Wochen später ohne Kommissionsberatung fallen ließ, mitsamt dem Reichstag davongejagt werden; so hätte eine starke Monarchie gehandelt. Heute zwingt das Parlament die kaiserliche Regierung zur Vorlage von Gesetzen, deren Unmöglichkeit dieselbe Regierung vor wenigen Monaten feierlich bestätigt hat. Auf diesem Wege verliert die Monarchie das Vertrauen ihrer Anhänger und die Achtung ihrer Feinde. Die Königstreue, als Pflicht angesehen, gebietet allen, die, sei es nur mit dem Kopfe, Anhänger der Monarchie sind, eine rücksichtslose, geschlossene und zähe Opposition gegen solche Maßnahmen der monarchischen Regierung, die das Institut der Monarchie

untergraben. Die Opposition darf weder vor den Ministern, noch vor dem Monarchen selbst Halt machen. Das sind wir dem Könige schuldig."

Der Kern dieser Worte ist sicherlich richtig: Das laisser faire, laisser aller ist gerade in solchen Zeiten, in denen rücksichtslose Gegner gegen den Thron anstürmen, die verhängnisvollste Methode, vor allem dort, wo Drohung ohne die nachfolgende Tat den Eindruck der Schwäche erweckt und den Gegner doppelt ermutigt, wo Zugeständnis auf Zugeständnis folgt, ohne daß doch irgend eine Wirkung fühlbar wird.

Denn es handelt sich nicht nur um die Gegenwart, um die Nöte des Tages, auf die allein der echte Bureaukrat, der Staatsmann von Gottes Ungnaden zu blicken pflegt, sondern um die Zukunft. Und wenn es im internationalen Leben den Zwang zum Präventivkrieg geben kann, so auch hier. Heißt es denn, das Recht des Arbeiters auf bessere Lebensführung, den Anspruch der Enterbten auf einen Teil des Erbteils am Leben brutal zertreten, wenn der Staat zur Erhaltung seiner eigenen Macht und seines ersten Lebensrechtes sich entschließt, alle Mittel zu gebrauchen, um die Bestrebungen zu Boden zu schlagen, die sich gegen seine Existenz, gegen die Sicherheit des Reiches, gegen den Gesellschaftsbau richten? Solcher Kampf wird auch eine radikale Arbeiterpartei niemals treffen, die sich auf den Boden des Staates, der Nation, der Monarchie zu stellen bereit ist, auch wenn sie noch so eifrig und mit noch so starken Mitteln ihre besonderen Interessen wahrnimmt. Kann es ein Staat dulden, ohne sich selbst aufzugeben, daß eine rücksichtslose Agitation ungehindert das Messer an seine tiefsten Wurzeln legt? Daß sie das Gift in immer

weitere Schichten des deutschen Volkes treibt? Hat Bebel selbst sich als Todfeind des Staates bekannt, und folgen ihm in solchem Empfinden die Massen, so kann der Staat nicht im weißen, wallenden Gewande, die Friedenspalme in der Hand, diesem Todfeinde entgegentreten. Er greift nicht an, sondern er verteidigt sich: Staat ist Macht. Hat er nicht auch eine ethische Pflicht allen denen gegenüber zu erfüllen, die ihn jetzt bekämpfen? Soll er einen großen Teil der Nation hilflos in eine Weltanschauung versinken sehen, in der allein der Haß zum Motiv alles Handelns wird? Darf er nicht darauf weisen, daß in keinem Lande, nicht in Republiken und nirgends, wo die Demokratie, wie in Frankreich, wie in den Vereinigten Staaten, die Herrschaft führt, der Staat mit solchem Eifer und solchem Pflichtbewußtsein sich der Bedürfnisse des vierten Standes annahm, wie im Deutschen Reich?

Wo steht es denn geschrieben, daß die Bewegung des vierten Standes einen revolutionären oder auch nur einen demokratischen Charakter tragen muß? Offen und ehrlich hat hier ein Sozialist, Richard Calwer, die Antwort gegeben: „Glaubt man denn, daß die Lage der Volksmassen eine bessere wäre, wenn wir heute in Deutschland eine demokratische Staatsform hätten? Nun, wir vermuten sehr stark, daß der Mammonismus dann bei uns ganz andere Kraftanstrengungen vollführen würde, als dies zurzeit der Fall ist, wo die Monarchie doch aus einer ganzen Reihe von Gründen genötigt ist, auch auf andere Schichten der Bevölkerung Rücksicht zu nehmen. Wenn wir auf dem ganzen Erdenrund herumblicken und uns fragen, ob Deutschland angesichts seiner monarchischen Vergangenheit denn so schlecht in seiner Kulturentwickelung abge-

schnitten hat, dann wird kein Mensch, der nicht ganz blind ist, leugnen können, daß wir uns sehr wohl sehen lassen dürfen, daß wir zwar langsam, aber sicher und stetig vorwärts gekommen sind, und heute eine Stellung einnehmen, die den Vergleich mit anderen Ländern nicht zu scheuen braucht. Die wirtschaftliche Entwickelung der Arbeiterklasse findet in der monarchischen Staatsform keine größere Hemmung, als in der demokratischen. Im Gegenteil: die Entwickelung der Arbeiterbewegung zeigt gerade in Deutschland die gesundesten und straffsten Züge. Wir schelten auf die preußische Disziplin, aber ist sie nicht bis zu einem gewissen Grade die Voraussetzung für die Parteidisziplin und für die gewerkschaftliche Disziplin? Und hängt das zuletzt nicht alles mit der ganzen staatlichen Entwickelung Deutschlands zusammen?"

Hier aber dehnt sich ein Feld, so reich an Blöcken und Steinen, wie kein anderes Feld. Und hier hat gerade die mangelnde Achtsamkeit dieser letzten Jahrzehnte, die Methode des après nous le déluge dem Erben den Weg unsäglich erschwert.

Aber das deutsche Volk ist noch durch härtere Zeiten gewandert. Und wenn auch heute der Pessimismus tief in die Herzen gedrungen und die herrschende Stimmung all dieser Jahre geworden ist, so wird ein kräftiger Arm und ein starker Wille doch auch jetzt noch Blöcke und Steine zur Seite drängen. Und wenn das deutsche Volk wirklich noch einmal gezwungen ist, durch finstere Täler zu wandern, so wird es doch immer wieder zum hellen Lichte des Tages gelangen.

Hier aber muß der preußische Königwille der Führer bleiben. Gibt er sich auf, läßt er sich gedankenlos von der

Sucht nach Volkstümlichkeit treiben und fügt er sich widerstandslos der demokratischen Neigung der Zeit, dann wird allerdings, wenn auch nicht Wilhelm der Zweite, so doch sein ältester Sohn „Wilhelm der Letzte“ heißen. Nur wenn es sich selbst aufgibt, wenn es mit der zaghaften Hand eines anderen Friedrich Wilhelm des Vierten die Sehnen seiner Kraft durchschneidet, nur wenn es schwach wird und sich dahintreiben läßt, wenn es demütig, wie in den Märztagen des Revolutionsjahres, den Hut vor den Rebellen zieht, dann kann die schmerzlichste Katastrophe, die Deutschlands Geschichte kennt, über dieses große, starke und gesunde Volk hereinbrechen.

Das preußische Königtum braucht nicht gewaltsam zu sein in der Weise Friedrich Wilhelms des Ersten, aber es muß sich fernhalten von allen Experimenten, von jener Unstetigkeit, die seit dem Tode des ersten Kaisers der Grundzug der Regierung geworden ist. Seltsam genug: So nahe liegt noch die Zeit dieses Großmeisters monarchischer Staatskunst, nur wenige Jahrzehnte trennen sie von uns, und so siegreich seine stille Bestimmtheit, seine ruhige Zurückhaltung war, so hell sie die Jahrzehnte seines Waltens mit dem Glanz der Erfolge umwob, so schroff ist heute die Abkehr, so groß die Unruhe im gesamten politischen Leben des Reichs geworden. Sie wird erst schwinden, wenn wieder die Art des alten Kaisers Nachahmung findet und Leben gewinnt. Und wenn die Könige wieder in der Zurückhaltung und in maßvoller Ruhe die erste Pflicht ihres Amtes erkennen.

Denn das deutsche Volk will wohl regiert sein, aber es verlangt eine starke Regierung, und es vermißt die Stärke dort, wo sein Blick vergebens nach Konsequenz und

Ruhe sucht. Woher denn die Sehnsucht nach dem Kürassierstiefel Bismarcks? Woher der Ruf, daß ein Mann wieder erstehe, wie dieser Erbauer des Reiches? Ruf und Sehnsucht deuten doch nicht auf das Bedürfnis nach einem rücksichtslosen Diktator, sie deuten noch weniger auf das Verlangen, wieder das Schiff in den Strom bewegter Zeiten gelenkt zu sehen — hier spricht die Stimme des Bedauerns, daß uns und unserer Politik der große Zug abhanden kam, daß in der Fülle von tastenden Versuchen der einheitliche Gedanke verloren ging. Je schärfer heute das monarchische Selbstbewußtsein sich äußert, desto schroffer wird der Gegensatz empfunden, der zwischen dem rednerischen und repräsentativen Aufwand und den wirklich erzielten Erfolgen klafft. Und Martin Spahn hat recht: Das Volk wagt, in seinen Gesinnungen unsicher geworden, sich nicht mehr zu dem monarchischen Ideal zu bekennen, das doch dem innersten Bedürfnis des geschichtlichen Werdeganges der Deutschen entspricht und das allein die vielgliedrige Gestalt unseres Staatswesens regulieren, alle Kräfte zum Staatsdienst heranziehen kann.

Und doch ist der Deutsche durchaus nicht Republikaner. Er mag in Gedanken mit dem Phantom einer großen schwarz-weiß-roten Republik spielen, er mag auch sich in theoretischen Streitigkeiten über den Wert einer Staatsform verlieren, die dem Besten, und sei er auch niedrig geboren, den Weg zur höchsten Würde erschließe. Aber die Praxis spricht eine andere Sprache, und der Deutsche versteht ihren Sinn. Und er vergleicht und prüft. Und ob er auf Frankreich blickt oder auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten — immer erkennt er, daß die Monarchie nur durch die Herrschaft des Kapitalismus abgelöst

wurde, dieses härtesten Tyrannen, den die Geschichte kennt. Und er vernimmt auch die klingende Stimme der Tradition: dort das Regiment der Bankiers, die Herrschaft der Aufsichtsräte, in denen noch niemals das soziale Gewissen den Egoismus erdrückte, dort unter dem Schleier der Selbstregierung, des demokratischen Radikalismus, die nackte Herrschaft des Kapitals, hier ein Königtum, das aus freiem Entschluß den Enterbten des Daseins den Weg zu Sonne und Licht erschloß, das zwar eifersüchtig auf seine Rechte hielt, aber auch stets dem Volke das Beispiel der Unterordnung unter die tägliche Pflicht der Arbeit und der Hingabe an die großen Aufgaben des Staates bot. Hier ein Bild zugleich, das auch durch die Schwächen und Fehler der einzelnen Regenten seine gewaltige Wirkung nicht verlor, das uns gewiß nicht immer einen dauernden Aufstieg zeigt, wohl aber ein Geschlecht, das auch aus finsteren Tälern doch immer den Weg zu den Höhen zurückfand. Treten nicht in den großen demokratischen Republiken die bitteren Erscheinungen des sozialen Kampfes ungleich stärker hervor, als in dem alten Preußen, in dem noch der Wille des Königs etwas sehr Reales bedeutet? Feiert dort der politische Neid nicht ungleich wildere Feste, als hier? Und kann selbst der übelste Wille die vereinzelten Verfehlungen preußischen Beamtentums mit der gewaltigen Korruption vergleichen, die uns der republikanische Spiegel zeigt?

Vor einem Menschenalter bereits schrieb ein Franzose, Anatole Leroy-Beaulieu: „Mit der Ausdehnung des Stimmrechts und der Überschwemmung durch die Demokratie läuft Europa Gefahr, die meisten der Mißbräuche, die der Liberalismus abschaffen wollte, zurückkehren zu

sehen. Man riskiert unter dem Deckmantel der Demokratie und der Freiheit die ärgsten Fehler wieder aufleben zu sehen: die Günstlingswirtschaft, den Nepotismus, die Bestechlichkeit, den Börsenwucher, die offizielle Bettelei, die Plünderung des Staatsvermögens, den Verkauf von Ämtern. Der größte Unterschied ist, daß die Mißbräuche jetzt Plebejerbegierden sättigen und die Höflinge des Volkes mästen."

Auch hier wird die Zukunft von dem Willen und Wesen der Männer abhängen, die auf dem preußischen Königsthron sitzen. Halten sie fest an der alten preußischen Art, lehnen sie jedes Zugeständnis an die Demokratie ab, so werden auch die Trompeten aller Demagogen die festen Mauern von Jericho nicht stürzen. Aber es gilt da, zu kämpfen, nicht sich dem matten Gedanken zu fügen, daß man eine Entwicklung doch nicht aufhalten kann. Ein Königtum, das sich widerstandslos von der Woge dahintragen läßt, würde wirklich, wie der Freiherr von Thüring es nannte, zur Vogelscheuche werden.

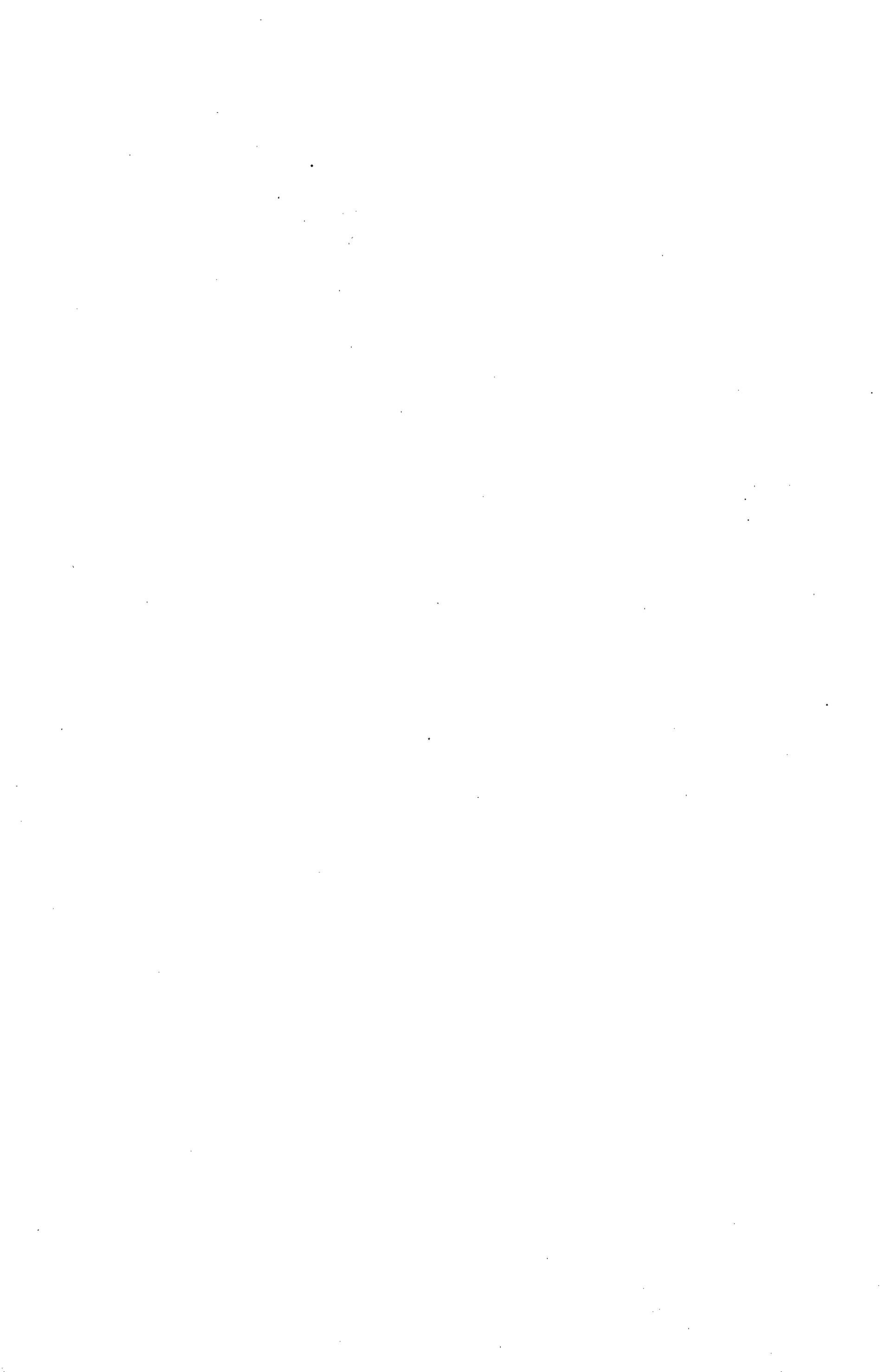
Aber der Deutsche ist in Wahrheit gar nicht Republikaner, jedes Volk und jedes Völkchen, jeder Stamm und jedes Stämmchen hält mit rührender Treue, selbst gegen die Entscheidungen der Geschichte, an seinem Landesherrn fest. Und die ganze Nation hat durch Jahrhunderte den Kaisertraum nicht geträumt, um nach wenigen Jahrzehnten an die Stelle des Enkels Kaiser Rotbarts irgendeinen Rechtsanwalt oder Professor, Parteisekretär oder Bankherrn zu setzen. Nur das ist Not, daß der monarchische Gedanke, der Schaden erlitt, wieder gestärkt und gefestigt werde durch seinen vornehmsten Träger, daß er die Art Kaiser Wilhelms des Ersten

wieder zum Leben erwecke und die Nation stetig und kraftvoll, ohne Lärm und lautes Reden, ohne Posaunenschall und Triumphgesang, auf vernünftiger Bahn nach vorwärts und zur Höhe führe. Das Königtum ist Pflichtgefühl, Arbeit und Würde.

Die Grabrede, die Fürst Bismarck im Reichstag seinem alten Herrn gehalten hat, muß die Grabrede aller Hohenzollern werden: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert war, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation bleiben, das der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterließ! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue bewahrt bleibe!"



Schluß.

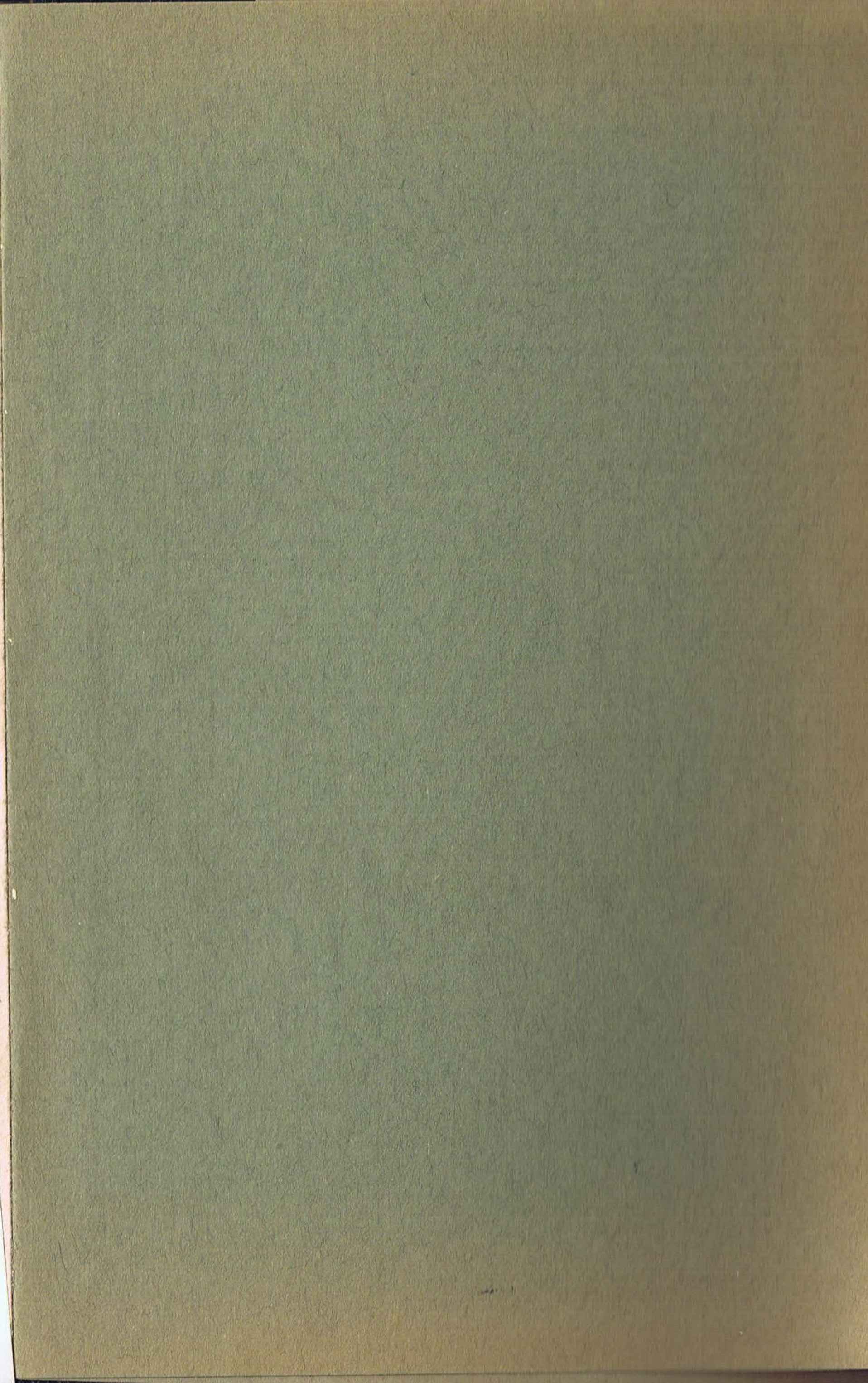


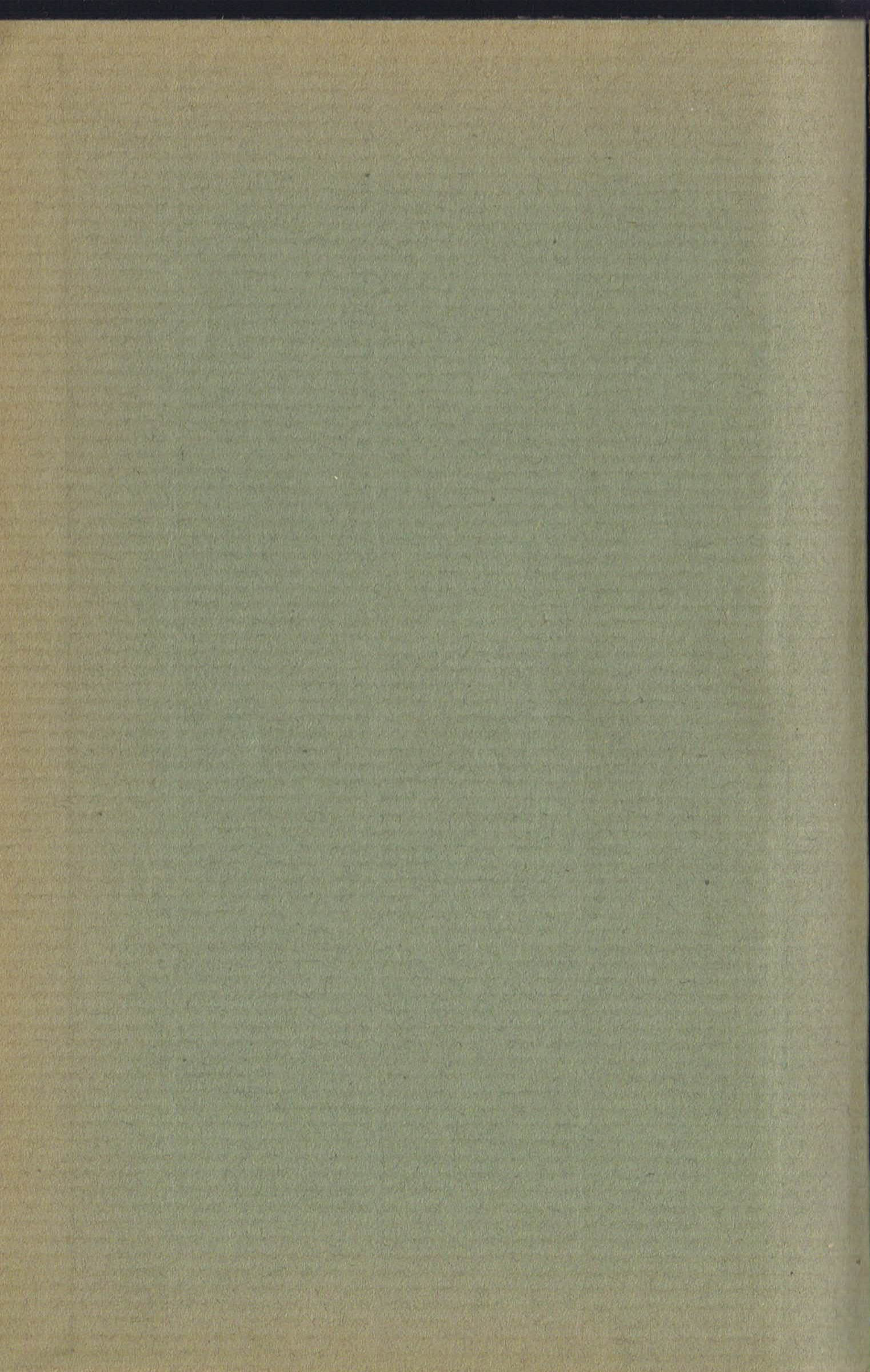
Dieses Buch sprach vom Kronprinzen, es ist geschrieben in der Erkenntnis, wie stark die Wirkung der monarchischen Persönlichkeit auch im Gegenwartsstaate, auch hinter den Schranken des Verfassungslebens fühlbar bleibt. Es gipfelt in der Hoffnung und auch in dem Glauben, daß der älteste Sohn Kaiser Wilhelms des Zweiten, wenn ihn einst die Stimme des Schicksals ruft, als ein wahrhaft konstitutioneller Fürst regieren und die Grenzen von Volksrecht und Fürstenrecht sorgsam hüten wird, es entspringt zugleich dem Bestreben, dort zu wehren, wo man schon jetzt jeden Glauben, jedes Vertrauen auf diesen jungen Fürsten zerstören will, der doch der Kaiser der Zukunft, der Führer in frohen und schweren Stunden werden soll. Es ist ein Buch der Abwehr, aber zugleich des Bemühens, dem deutschen Volke positiv zu nützen. Was aber Leonore von Alfonso sagt, das mag auch von dem Manne gelten, dessen Namen den Titel dieses Buches bildet:

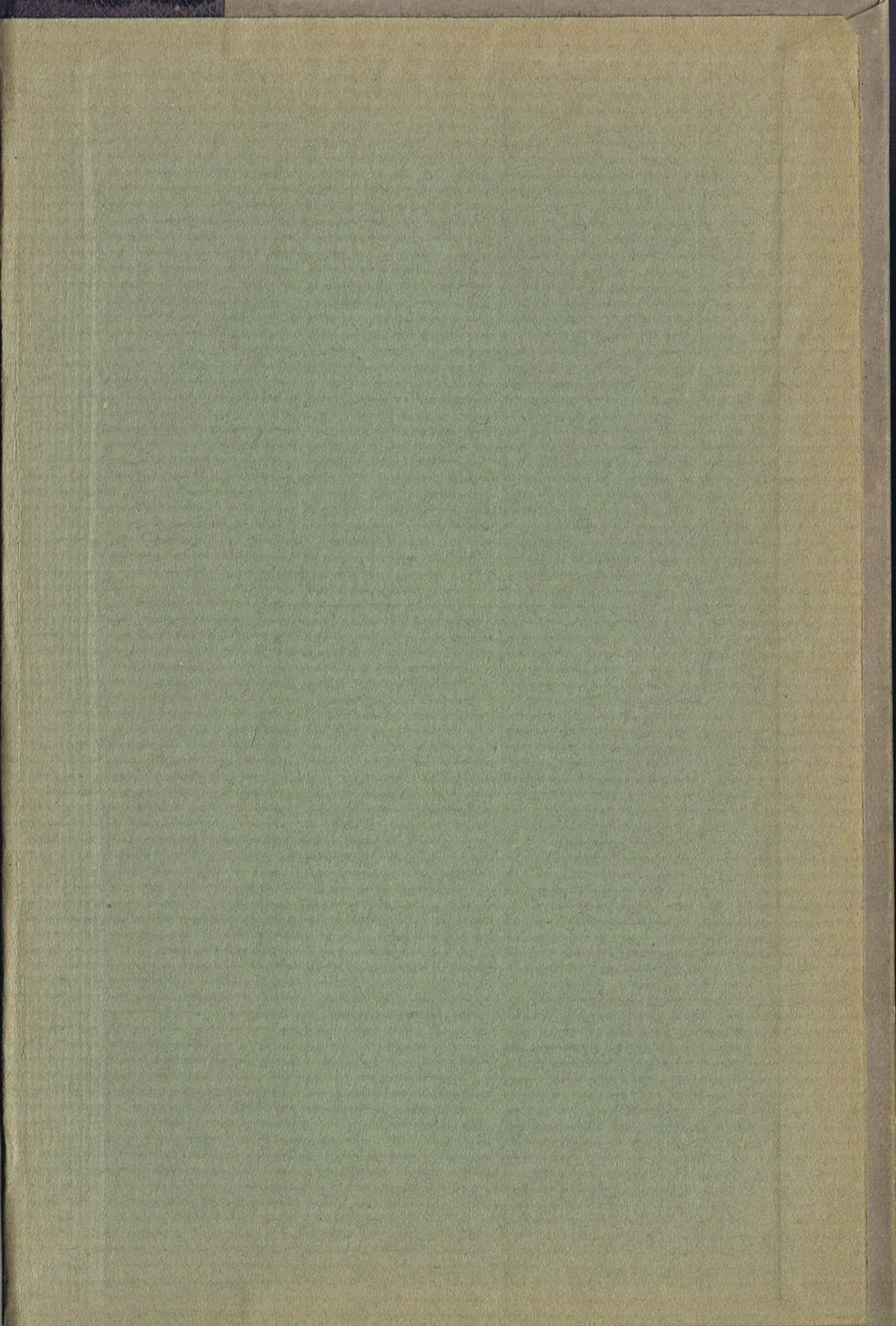
„Doch läßt sich ihm vertrau'n, und das ist viel."



Ohlenroth'sche Buchdruckerei Georg Richters in Erfurt.







Liman
Der
Kronprinz